BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Génin, François

Die Jesuiten und die Universität

Belle-Vue bei Konstanz 1844
Jes. 400 mb
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10568178-7

Jes

400 mb

Genin, f.,

<36628343370017 S

<36628343370017

Bayer. Staatsbibliothek

Die Jesuiten

und

die Universität.

Von

F. Genin,

Professor an der philosophischen Fakultät in Straßburg.

Nebst einem Anhang,

enthaltend die auf authentische Familienpapiere gestützte und von dem Grafen Alexis von Saint-Priest der Revue des Deux Mondes (1. Aprilheft d. J.) mitgetheilte

Geschichte der Verbannung der Jesuiten

aus Portugal, Frankreich und Spanien,

sowie der gänzlichen Aufhebung ihres Ordens durch Pabst Clemens XIV.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Gottlob Fink.

O vos qui cum Jesu itis,
Non ite cum Jesuitis.
(Cantic. Jesuitic.)

Belle-Vue bei Konstanz.

Verlags- und Sortiments-Buchhandlung zu Belle-Vue.

1844.

71. D. 7.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Jesuiten

und die

Universität.

Versipelles, gloriosi,
Vitores, seditiosi
Sunt isti religiosi.

Multa mere ridicula
Nobis velut oracula
Sua jactant miracula.

Confessores curiosi,
Doctores periculosi,
Et sacerdotes dolosi.

Gubernant spirituale,
Gubernant et temporale,
Gubernant omnia male.

Ergo
O vos qui cum Jesu itis,
Non ite cum Jesuitis.

(Canticum jesuiticum, 1683.)

Es gibt viele Priester und es gibt wenige Priester: viele sind es dem Namen, wenige ihren Werken nach. Seid deßhalb auf der Hut, ihr Diener des Herrn, wie ihr auf eurem Stuhle sitzet, denn nicht der Stuhl macht den Priester, sondern der Priester den Stuhl; nicht die Kirche heiligt den Diener, sondern der Diener heiligt die Kirche. Wer seinen Stuhl in Rechtschaffenheit einnimmt, dem verleiht sein Stuhl Ansprüche auf Ehre; wer ihn dagegen schlecht einnimmt, der bringt seinem Stuhl Unehre. Wenn einer mich tadelt, so ist das meine Entschuldigung.

Erster Theil.

Wie sehr die Jesuiten der Religion schaden.

Erstes Kapitel.

Feststellung des Begriffs Ultramontanismus. — Von dem Ultramontanismus vor den Jesuiten.

Blickt man auf die Dinge, die um uns herum vorgehen, so geräth man in Versuchung sich zu fragen, in was für einer Zeit wir leben, in welchem Jahr wir uns befinden. Der Kalender antwortet: im Jahr 1843, allein er täuscht sich; wir alle täuschen uns, denn wir alle haben geträumt, daß wir vorangeschritten, daß wir alt geworden seien und eine Revolution gemacht haben im Monat Juli 1830. Es hat kein 1830 gegeben. Wir stehen im Jahr 1828, und die Bourbonen herrschen noch immer; Beweis ist, daß man von Nichts sprechen hört als von Jesuiten, von Wundern, von Sakristeiübergriffen und von Verletzungen der Gesetze, kraft deren die Schüler des heiligen Ignatius verjagt waren. Man hatte sie verbannt: sie haben ihren Bann gebrochen; sie sind da, mitten in der Gesellschaft, bereit sich an ihr zu rächen; sie erweisen sich übermüthig, schamlos, ihr Auge flammt, im Munde führen sie Drohung und Bannstrahl. Sie predigen in Paris, in ganz Frankreich; sie dringen in die Salons, in die Kathedralen und selbst in die Kapellen der Gelehrtenschulen; sie sind Eigenthümer, große Eigenthümer, in Lyon, in Paris, in Toulouse, in Grenoble, Straßburg, Avignon, in der Picardie, im Mans, im Norden, im Süden, überall und auch auswärts noch; sie nennen sich Kapuziner, Dominikaner, Glaubensväter, Benediktiner, auch geradezu Jesuiten. Sie schleichen; sie kriechen; sie klettern. Wohin die Verführung nicht zu dringen vermag, da siegen sie durch Keckheit. Sie spielen alle Rollen: sie verleugnen sich und sie proklamiren sich. Sie streuen mit Erfolg Zweifel und Ueberzeugung, Schreck und Freude, Mißtrauen und Sicherheit aus; alle Intriguen stehen ihnen zu Gebot, alle Klassen werden zur gleichen Zeit von ihnen

belagert. Den Weltmenschen bieten sie Konzerte in den Kirchen; bald werden sie darin Bälle geben. Den Arbeitern und Bauern falsche Reliquien, geistliche Gesänge, wunderthätige Medaillen; was soll ich weiter sagen? Mit Ausnahme der wahren Frömmigkeit wenden sie Alles an, und Alles gelingt ihnen. Die Brüderschaften vervielfältigen sich, breiten sich aus, wie ein weitumfassendes Netz. Sie dingen, sie werben Jedermann, ja sie versäumen selbst die Kinder an der Mutterbrust nicht, für welche Herr Forbin-Janson, stürmischen Angedenkens, den Verein der heiligen Kindheit erfunden hat. Ermuthigt durch diese zahlreich zuströmenden Rekruten, lassen sie sich nicht mehr mit Privatleuten in den Kampf ein — das ist ihnen viel zu gering — sondern mit der Regierung. Hüte dich, Karl X.! das Jahr 1830 wird nicht vorübergehen, ohne daß die Natter, die du an deinem Busen gewärmt, dich ins Herz gestochen hat!

Wohlan denn, sprechen wir von den Jesuiten und sprechen wir von ihnen ganz nach Herzenslust, so lange sie nicht vollkommen mächtig genug sind, uns ihren Knebel in den Mund zu stecken. Wir müssen zu diesem Behuf ein Bischen weit ausholen. Ich höre die Worte: Ultramontanismus, Freiheit der gallikanischen Kirche, ertönen, und es steht zu fürchten, daß nicht Jedermann bestimmt genug wisse, was die gallikanische Kirche und was der Ultramontanismus ist. Der Ultramontanismus ist die Lehre, welche dem Pabst die geistliche und die weltliche Allmacht beilegt. Diese Lehre ist weit älter als die Jesuiten und hatte lange Zeit, bevor von diesen die Rede war, die katholische Kirche in eine römische und eine gallikanische gespalten. Der Jesuitismus nimmt vornweg die ultramontanistischen Lehren an und arbeitet sofort durch systematische Winkelzügigkeiten, wofür die Mönche dieses Ordens ein überwiegendes Talent besitzen, auf den Sieg derselben los. Der Ultramontanismus ist personifizirt in Gregor VII., diesem Pabst, welchen Rom als Heiligen kanonisirt hat, und für welchen die Religion weiter Nichts als ein Mittel der Politik war. Man kann, streng genommen, ultramontan sein, ohne Jesuit zu sein; aber Jesuit ist man nicht, ohne ultramontan, d. h. ohne der Gegner aller Souveräne, mit Ausnahme eines einzigen, des Bischofs von Rom, zu sein. Zu den Füßen des Letztgenannten muß man alle andern niederwerfen, und alle Mittel sind lobenswerth, welche zu diesem Ziele führen. Der Bund der Bischöfe will in Frankreich das römische Brevier einführen; das Journal des Debats ärgert und grämt sich darob: mehr wagt es nicht; und die Quotidienne sagt mit spöttischer Miene zum Journal des Debats: „Ihr wißt nicht einmal, was das römische Brevier ist, und worin es sich von den französischen oder gallikanischen Brevieren unterscheidet.“*) Das Journal

*) Dieses Brevier verordnet die Verehrung Gregors VII. und die Lehre dieses Pabstes in Betreff der weltlichen Gewalt des höchsten Priesters, in der Messe am St. Peterstage. Man liest darin die Worte, welche Jesus zu dem Fürsten der Apostel sagt: „Gott hat dir alle Reiche

des Debats weiß es ohne Zweifel recht gut; inzwischen möchte es nicht unzweckmäßig sein, die Frage Denjenigen zu erklären, die sich nicht so gut darauf verstehen und gleichwohl fortwährend dafür interessiren. Versuchen wir es immerhin, klare, festbegrenzte Begriffe an die Stelle konventioneller Formeln zu setzen, und machen wir in dieser Absicht einen kurzen Ausflug ins Gebiet der Kirchengeschichte. Sehen wir, wie die Macht der Päbste sich vermehrt hat; scheiden wir in dieser Macht das von Gott Stammende und die menschlichen Zuthaten, d. h. den rechtmäßigen Theil und den unrechtmäßigen Theil; sofort werden wir sehen, wie die Jesuiten ausdrücklich dazu geschaffen und in die Welt eingeführt worden sind, um die ausschweifenden, außer alle Schranken des Gesetzes sich stellenden Ansprüche des Pabstthums zu vertheidigen; wie sie ihre Rolle so gut durchgeführt haben, daß sie neununddreißigmal aus den wichtigsten Königreichen Europa's verjagt wurden; neununddreißigmal in weniger als drei Jahrhunderten. Hat man es einmal zur genauen Kenntniß des Prinzips gebracht, so werden die Thatsachen, welche die Geschichte uns darbietet, diejenigen, die sich unter unsern Augen ereignen, diejenigen, welche die Zukunft uns vorbehält, uns als ganz einfache, mit Nothwendigkeit an dieses Prinzip gekettete Konsequenzen erscheinen.

Zur Zeit der ersten Kirche hatten die Päbste keinen Anspruch auf weltliche Gewalt. Selbst ihre geistliche Gewalt war weit beschränkter, als wir sie heutzutage erblicken. Der Bischof von Rom war der erste unter Seinesgleichen; er hatte vom heiligen Petrus den ersten Rang, nicht aber die Oberherrlichkeit geerbt. Ueber dem Pabste stand die Kirche. Der höchste und vollständigste Ausdruck der Kirche war das Concilium. Der Pabst war dem Concilium unterworfen: dieß war unbestritten und währte mehrere Jahrhunderte so.

Inzwischen verbreiteten sich Unwissenheit und Barbarei über die Welt und griffen von Tag zu Tag mehr Platz. Unter dem Schutze dieser Finsterniß schmiedete man eine Menge falscher Urkunden. Die Schamlosigkeit machte sie geltend, die Leichtgläubigkeit nahm sie ohne Prüfung an. Wer hätte überdieß eine solche Prüfung vornehmen können? wer hätte die Wahrheit leuchten zu lassen vermocht? höchstens dieselben Leute, in deren Interesse es war, zu lügen. So wurden die angeblichen Schenkungen

---

der Welt übergeben" (**et tibi tradidit Deus omnia regna mundi**). — In der Messe Gregors VII. singt man Lehrstücke, worin der Heilige verherrlicht wird wegen seiner Festigkeit, womit er die Anstrengungen des gottlosen Heinrich IV. vereitelte, indem er ihn exkommünizirte, sein Reich mit dem Bannfluch belegte und seine Unterthanen ihres Treueeides entband.

Diese Lehrstücke wurden im achtzehnten Jahrhundert auf Befehl Benedikts XIII. hinzugefügt. Frankreich verwarf damals den neuen Heiligen. Nicht blos die Parlamente und die angesehensten Rechtsgelehrten, sondern selbst die Bischöfe griffen offen die Lehren des heiligen Gregor VII. an. Wie doch die Zeiten sich verändert haben!

Constantins, Theodosius, Pipins, Karls des Großen fabrizirt, kraft deren diese Kaiser sich zu Gunsten des Oberhaupts der Christenheit ihrer weltlichen Gewalt begaben. Diese Betrügereien halten den Blick der Kritik nicht aus; Rom selbst ist gezwungen, es zu gestehen; aber solche Urkunden sind lange Zeit als wahr und als Beweismittel angezogen worden *). Der heilige Bernhard unter Andern glaubte daran.

Gegen das Ende des achten Jahrhunderts ließ ein Spanier, Namens Isidor und mit dem Zunamen Mercator (Kaufmann), eine Sammlung der von den Päbsten der drei ersten Jahrhunderte erlassenen Dekretalen **) erscheinen. Diese Sammlung hatte sich alsbald eines ungemeinen Ansehens zu erfreuen. Vierhundert Jahre lang studirte die Schule kein anderes Gesetzbuch, und da die ganze Wissenschaft dieser Zeit sich um Theologie und kanonisches Recht drehte, so kann man dreist behaupten, daß kein Buch irgend einer Epoche jemals so ausgebreitete und so verderbliche Folgen gehabt hat. Wenigstens vier Jahrhunderte hindurch waren diese Dekretalen die öffentliche Quelle, aus welcher alle Geister schöpften und ihren Durst löschten. Nun war diese Quelle vergiftet: die gedachten Dekretalen waren sammt und sonders falsch. Wer war der Fälscher? Dieß hat man nie erfahren und wird es wahrscheinlich niemals entdecken ***). Ein seltsames Ding, daß dem Manne, welcher die außerordentliche Gewalt der Päbste gegründet hat, nicht einmal der Lohn zu Theil geworden ist, gekannt zu sein! Wenn dieß von seiner Seite Berechnung war, so ist es das schönste Beispiel von Aufopferung, das die Geschichte aufweist. Es steht noch höher, als das von Curtius gegebene, denn Curtius konnte, als er sich unter den Augen der Römer in den Abgrund stürzte, mit Sicherheit darauf rechnen, daß er seinen Namen unsterblich mache; aber nach Vollendung eines Werkes, wie die falschen Dekretalen, kalten Blutes sich in den Abgrund der Vergessenheit zu werfen, dazu gehörte noch mehr Muth, ein noch festerer Heldensinn.

Die falschen Dekretalen führten den Untergang der alten Disciplin herbei, auf deren Trümmern sich die päbstliche Gewalt, drei oder viermal breiter und stärker als zuvor, erhob. Ohne hierüber in Einzelnheiten einzugehen, die zu keinem Ende führen würden, wird es genügen, einige Punkte anzuzeigen.

---

*) Voltaire sagt in seinem Versuch über die Sitten, Kap. 6, man habe den Text von Constantins Schenkung niemals vorzeigen können. Hierin irrt er sich: dieser apokryphische Text ist von Theodor Balsamon hergestellt worden, welcher sich vermißt, die Vorrechte der griechischen Kirche darauf zu gründen.

**) Dekretale nennt man einen päbstlichen Bescheid über einen kirchenrechtlichen Gegenstand.

***) Man schreibt sie einem gewissen Algeram, Kanonikus oder Bischof von Metz, zu; inzwischen hat man durchaus keinen triftigen Beweis dafür.

Die falschen Dekretalen stellen den Pabst über die Concilien; es kann kein Concilium abgehalten werden ohne den Befehl oder wenigstens die Erlaubniß des Pabstes.

Dieser Satz ist, in Beziehung auf die allgemeinen oder ökumenischen Concilien, falsch, die Geschichte der ersten Jahrhunderte straft ihn Lügen. Was die Provinzialconcilien betrifft, so ist die päbstliche Erlaubniß hiezu ganz und gar nicht nothwendig, sondern das große Concilium von Nikäa befiehlt sogar, dieselben regelmäßig zweimal im Jahre zu versammeln. — Somit ist also der Pabst an die Stelle der Kirche gesetzt, mit ihr identifizirt.

Er war den Bischöfen gleichgestellt; jetzt wird er ihr Gebieter. Wenn früher ein Bischof angeklagt wurde, so hatte er die andern Bischöfe in Provinzialconcilien zu Richtern. Es gibt hierüber hundert Beispiele, denn es war ein Lehrsatz, daß alle Bischöfe ihre Sendung unmittelbar und ohne Bestätigung des Stuhles von Jesu Christo empfingen. Kraft der falschen Dekretalen richtet der Pabst alle Bischöfe, und es findet von ihm keine Appellation statt. Im Gegentheil ist er es, an den aus allen Theilen der christlichen Welt appellirt wird. Das Provinzialconcilium besteht entweder nicht mehr, oder besteht es nur unter der Bedingung, daß ein päbstlicher Legat in demselben den Vorsitz führe. Man sieht, wie die von Jesu Christo republikanisch constituirte Kirche auf einmal zur absoluten Monarchie, zum Despotismus übergeht. Der Pabst ist unfehlbar; der Pabst ist der sichtbare heilige Geist.

Die Appellation an den Pabst steht nicht blos den Mitgliedern der Kirche zu Gebot, sondern auch allen Laien, die davon Gebrauch machen wollen. Sie wurde, von Geistlichen oder Laien, so stark in Anspruch genommen, daß der heilige Bernhard uns den römischen Hof als beständig von Prozessen, Richtern, Bittstellern, Advokaten, die unaufhörlich einander zu überlisten suchen, umlagert und den Pabst als einen Mann schildert, der kaum ruhig athmen könne. Der Heilige spart den Tadel und läßt ihn mehr durchblicken, als er ihn ausspricht. Was würde er gesagt haben, wenn er gewußt hätte, daß diese ungeheuerlichen Mißbräuche keine andere Grundlage und keine andere Stütze besaßen, als eine freche Lüge, als das Werk eines Fälschers?

Aber dieß ist noch nichts! Es kommt weit schlimmer! Diese unbegrenzte Ausdehnung der geistlichen Gewalt zieht als nothwendige Folge die weltliche Oberherrlichkeit nach sich. In der That, wenn der Pabst die Könige richten, sie exkommuniziren, ihre Unterthanen des Treueeides entbinden kann, so liegt es klar am Tage, daß der Pabst der Herr aller Kronen und der unumschränkte Monarch des Weltalls ist. Auf diese Art geräth der Statthalter Jesu Christi in direkten Widerspruch mit der Erklärung seines Herrn und Meisters: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Was hat man nicht zu Gunsten der allumfassenden und unumschränkten Gewalt der Päbste vorgebracht! Die weitschweifige und lichtscheue Rhetorik des Mittel-

alters hat hiezu Alles aufgeboten. Bald war es die Allegorie von den beiden Himmelslichtern; das Priesterthum war die Sonne, das Kaiserthum war der Mond, der nur von entlehntem Glanze strahlte, und welchem die Sonne ihr Licht wieder zu entziehen berechtigt war. Bald war es die Allegorie von den in der Hand der Apostel vereinigten zwei Schwertern. Johann von Sarisbery behauptet, da der Fürst das Schwert aus der Hand der Kirche empfangen habe, so stehe der Kirche das Recht zu, es ihm zu nehmen; weiterhin lehrt er, es sei nicht blos erlaubt, sondern sogar löblich, die Tyrannen zu tödten *). Wenden wir unsere Blicke von diesen Albernheiten und Abscheulichkeiten ab.

Stellen wir klar und unwiderleglich fest, was vor Gregor VII. die Lehre der Kirche über die Vereinigung der beiden Gewalten, der geistlichen und der weltlichen, war. Sie erklärt dieselben als unverträglich.

Der Pabst Gelasius, der im fünften Jahrhundert lebte, sagt in seiner Abhandlung über den Bannfluch:

„Ich will glauben, daß vor der Ankunft Jesu Christi Einige zu gleicher Zeit Könige und Priester gewesen sind, wie Melchisedek: was der Teufel in der Art nachgeahmt hat, daß die heidnischen Kaiser auch den Titel als höchste Priester annahmen. Aber als man zu demjenigen kam, welcher in Wahrheit König und Priester in Einer Person ist, da hat der Kaiser nicht mehr den Titel: Oberpriester, und der Oberpriester nicht mehr den Titel: König angesprochen. Denn obschon alle Glieder Jesu Christi ein königlich und priesterlich Geschlecht genannt werden, so hat doch Gott, der die menschliche Schwachheit kennt, die Funktionen der einen und der andern Macht getrennt, so daß die christlichen Kaiser zum ewigen Leben der Oberpriester bedurften, und die Oberpriester in weltlichen Dingen die Befehle der Kaiser befolgten.

„Derjenige, welcher Gott dient, menge sich nicht in die weltlichen Dinge, und derjenige, welcher mit diesen beschäftigt ist, beherrsche nicht die göttlichen Angelegenheiten.“

Bemerken wir, daß der Pabst Gelasius die Anmaßung, beide Gewalten zu vereinigen, als einen Gedanken des Teufels betrachtet. Er gibt zu, daß der doppelte Charakter in Jesu Christo vereinigt war, aber dieß war Jesus Christus, und Jesus Christus hat mit Bestimmtheit erklärt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Der Pabst Gelasius nahm bescheiden den Titel: Statthalter des heiligen Petrus an;

---

*) Wir werden diese Lehre Johanns von Sarisbery getreulich aufbewahrt in Mariana wiederfinden, von wo sie zum Gebrauch der geistlichen Pflanzschulen und Collegien in die Philosophie des Herrn Bouvier, Bischofs von Mans, übergegangen ist.

er hat niemals einen andern gewollt und unterschied sich hiedurch von seinen Nachfolgern, welche sich Statthalter Jesu Christi betiteln.

Vor Gelasius hatte auch Synesius, Bischof von Cyrene, sich deutlich ausgesprochen.

„Ich habe," sagt er in seinem hundertundeinundzwanzigsten Briefe, „ich habe euch durch Erfahrung zeigen wollen, daß die Vereinigung der politischen Gewalt mit dem Priesterthum Nichts ist als ein Versuch, zwei gegenseitig unverträgliche Stoffe zu verschmelzen. Das Alterthum hat Priester gehabt, welche Richter waren. Die Egypter und Hebräer sind lange Zeit von Priestern beherrscht worden; aber seitdem hat Gott diese beiden Arten des Lebens getrennt: er hat die eine als geheiligt und die andere als politisch erklärt; er hat die Einen an die Materie, die Andern an sich selbst geknüpft. Sie müssen den Geschäften obliegen, und wir müssen uns auf's Gebet verlegen. Warum wollt ihr einigen, was Gott getrennt hat? Des wahren Priesterthums Zweck ist die Betrachtung, welche sich mit dem bewegungsvollen Geschäftsleben nicht in Einklang bringen läßt."

Aber die Ansichten der Päbste hatten sich auffallend verändert seit Gelasius und Synesius. Der Gedanke, absolute Beherrscher des Weltalls zu sein, erschien ihnen nicht mehr als eine Erfindung des Teufels. Sie waren so kriegerischen Sinnes geworden, daß sie, weit entfernt, die weltliche Gewalt als eine Last zu fürchten, welche sie in der Erfüllung ihrer geistlichen Berufspflichten stören könnte, alle Throne und alle Kronen als ihr Eigenthum in Anspruch nahmen.

Man weiß, wie diese Anmaßung, beide Gewalten zu vereinigen, von Gregor VII. auf die Spitze getrieben und durchgeführt worden ist. Gregor VII. war ein Ungeheuer von Hochmuth und Gewaltthätigkeit; doch muß man zugestehen, daß er es ehrlich meinte. Der Pabst glaubte an die Dekretalen, die er als armer Mönch in seinem Kloster studirt hatte: er bildete sich ein, gegen Heinrich IV. seine Rechte zu verfechten, und als unfehlbar trug er keinen Anstand, seinen Nachfolgern lieber einen hundertundfünfzigjährigen Krieg zu vermachen, als ein angebliches Vorrecht antasten zu lassen, von welchem der heilige Leo und der heilige Gregor der Große niemals sprechen gehört hatten. Rom versetzte auch Gregor VII. unter die Heiligen: wollte es sich nur ein wenig erkenntlich zeigen, so konnte es nicht weniger thun; aber Frankreich hat diese Kanonisation nicht angenommen, und wir werden sehen, daß es das Recht dazu hatte.

Gewiß hatte der Pabst seit der Zeit des heiligen Petrus ein Anständiges gewonnen. Gleichwohl fand Jemand, daß es nicht genug sei. Gratian, ein Benediktiner aus Bologna, im zwölften Jahrhundert, ließ es sich beigehen, in seiner Compilation des kanonischen Rechts, betitelt das Dekret, sogar die falschen Dekretalen

zu überbieten. Er stellte aus eigener Machtvollkommenheit und ohne sich die Mühe zu nehmen, eine Auctorität anzuführen, die Sätze auf: 1) daß der Pabst über dem Kanon stehe; 2) daß die Geistlichen in keinem Falle von Laien gerichtet werden können. Wenn z. B. ein Priester einen König ermordet, so soll er von Priestern gerichtet werden. Was würde man von einem Gesetze sagen, das, wenn ein Mann einen andern erschlüge, den Schuldigen der Gerichtsbarkeit der gewöhnlichen Tribunale entzöge, und den Richterspruch über den Mörder den Mitgliedern seiner Familie anheimstellte? Gratian stützt seinen Satz auf die falsche Schenkung des Theodosius und auf ein Bruchstück einer Justinian'schen Novelle, die, in ihrem ganzen Zusammenhang genommen, gerade das Gegentheil sagt. Die Grundsätze in Betreff des befreiten Gerichtsstandes der Geistlichen wurden lebhaft vertheidigt von Innocenz III. und verursachten das Märtyrerthum des Thomas Becket. Auf sie stützte er sich, um seinem König, der überdieß sein Wohlthäter war, hartnäckig zu widerstehen. Der Grundsatz — sagt Fleury — war falsch; aber er galt bei den gewandtesten Kanonisten als wahr. In der That hatten sich die gelehrtesten Männer des Mittelalters, wie Hinkmar und der heilige Bernhard, in diesem Lügenlabyrinth nicht zurechtzufinden gewußt. Der Erzbischof von Canterbury bezahlte seinen Irrthum mit seinem Leben. Man hätte sagen können, Gott habe ihn damit für seinen Undank bestraft, allein man zog es vor, ihn zu kanonisiren. Er wurde ein Heiliger, wie Gregor VII. und mit demselben Recht: denn auch er hatte die ungesetzlichen und mißbräuchlichen Ansprüche Roms verfochten.

Bemerkenswerth ist, daß schon Dante die falschen Dekretalen, von denen man heutzutage überall abgegangen ist, als unheilvoll für die wahre Frömmigkeit bezeichnet und ihnen den Vorwurf macht, sie begünstigen die schlechten Leidenschaften der Priester auf Kosten des Evangeliums. Er schildert den Ehrgeiz und die Habsucht unter dem Sinnbild einer verwünschten Blume.

„Die Stadt," sagt Beatrix zum Dichter, „erzeugt und verbreitet eine verwünschte Blume, welche die Schafe und die Lämmer irregeführt hat, denn sie hat aus dem Wolf einen Hirten gemacht.

„Ihretwegen läßt man das Evangelium und die großen Doktoren unbeachtet und studirt blos die Dekretalen, wie man nur allzu deutlich an ihren Rändern ersieht.

„Das ist die Beschäftigung des Pabstes und der Kardinäle, und ihre Gedanken gehen nicht mehr nach Nazareth, wo Gabriel seine Flügel öffnete." (Paradies, IX.)

Der Lieblingsdichter Leo's X., Ariost, spottet offen über die falsche Schenkung Constantins. Astolph findet diese Schenkung im Monde wieder, wo Alles beisammen ist, was auf der Erde verloren geht:

Wohlriechend einst, kommt drauf ein Blumenhügel,
An dem man jetzt gewaltgen Stank verspürt,
Dieß ist das Lehn, wofern's erlaubt zu sagen,
Das Constantin Sylvestern übertragen.

(Rasender Roland, 34. Ges. 80. Stanze.)

Der weise und mit hoher Einsicht begabte Fleury, der eines der gelehrtesten, interessantesten und wenigstgelesenen Bücher geschrieben hat, die es auf der Welt gibt, fügt nach Entwicklung der so eben in kurzem Abrisse gegebenen Thatsachen die Bemerkung hinzu: „Kann man in unserm aufgeklärten Jahrhundert die Schenkung Constantins und die Dekretalen Isidors noch vertheidigen? und wenn diese Urkunden falsch sind, wie kann man ihre Konsequenzen billigen?“ So spricht sich der Beichtvater Ludwigs XV. als guter Gallikaner aus. Die Jesuiten haben aber auch seine Kirchengeschichte auf den römischen Index setzen lassen. Fleury war Märtyrer der Wahrheit, wie Gregor VII. und Thomas Becket Märtyrer des Irrthums gewesen waren. Im Vorbeigehen mag die Bemerkung ihren Platz finden, daß die gallikanische Kirche die Congregation des Index nicht anerkennt, so wenig als das Inquisitionstribunal oder das Asylrecht der Kirchen und Klöster.

Die Vorsehung, deren Beschlüsse man anbeten muß, scheint als allgemeine Regel aufgestellt zu haben, daß jede individuelle Gewalt sich nur kraft einer Anmaßung und durch schlechte Mittel einsetzen könne. Jede Legitimität ist nur eine Zeitfrage, und bei der päbstlichen Gewalt ist keine Ausnahme gemacht worden. Somit schließt also die Natur des Prinzips nothwendig ein Verdammungsurtheil über die Folgen in sich. Der Gebrauch, den man davon macht, soll sie rechtfertigen.

Vergessen wir nicht, einer sehr wesentlichen Thatsache zu gedenken, auf welche wir bei Darstellung der Freiheiten der gallikanischen Kirche werden zurückkommen müssen: der Thatsache nämlich, daß die Concilien von Pisa und Konstanz dem Gebrauch der päbstlichen Gewalt durch förmliche Dekrete Maß und Ziel gesetzt haben. In demselben Sinn schreibt der heilige Bernhard an den Pabst Eugen III.: „Wenn die römische Kirche die Mutter aller Kirchen ist, so ist sie nicht die gebieterische Herrin derselben. Du bist nicht der Herr der Bischöfe, sondern einer von ihnen.“ — Und der heilige Bernhard schrieb dieß, obschon er fest an die Aechtheit der falschen Dekretalen glaubte; so sehr überwogen bei ihm aufgeklärte Begriffe von Gerechtigkeit und Vernunft die Geltung eines trügerischen Schreibens!

Man hat gesehen, wie die Macht des Pabstes eine unbegrenzte Ausdehnung erhalten hatte, und wie der gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wiedererwachende Geist der Kritik sie zurückzudrängen, in die Schranken der alten Disciplin zu verweisen drohte. Ueberdieß erhob sich von der Seite Frankreichs her eine Veranlassung zu lebhafter und dauernder Besorgniß: die gallikanische Kirche hatte sich,

die einzige unter allen, standhaft vor dem Eindringen der falschen Dekretalen verwahrt. Die Universität zu Paris hatte das geheiligte Feuer der wahren Lehre so gut unterhalten, daß es keinen Augenblick aufgehört hatte zu leuchten und die Finsterniß weit hinweg von unserm Heerde zu verscheuchen. Alle diese Lügen sammt ihren Folgerungen nicht angenommen, durch eifrige Wachsamkeit das anvertraute Gut der alten Disciplin gerettet zu haben, darin besteht das Verdienst, welchem man die sogenannten Freiheiten der gallikanischen Kirche verdankt. Man sieht also, wie groß der Irrthum derjenigen ist, die, schlecht unterrichtet von der Frage und getäuscht durch ein vielleicht falsch gewähltes Wort, diese Freiheiten als ein von Rom bewilligtes Vorrecht oder als eine schismatische Bestrebung betrachten, während sie in Wahrheit aus der reinen Lehre der ersten Kirche hervorgehen und ein gemeinsames Recht sind, welches die Kirchen von Spanien und Italien ihrerseits zum Opfer gebracht haben. Wir aber haben dieses Opfer nicht bringen gewollt, wir sind es nicht schuldig gewesen.

Nach unserer Anschauungsweise ist der Pabst den kanonischen Gesetzen unterworfen und steht unter den Concilien; und wie wir ihm die absolute Unfehlbarkeit, die unbegrenzte geistliche Gewalt nicht zugestehen, so gestehen wir ihm auch die weltliche Gewalt, d. h. die Oberherrlichkeit über die Könige nicht zu. Die Ultramontanisten dagegen machen den Pabst zum Monarchen der Monarchen des Weltalls.

So sind wir denn im sechszehnten Jahrhundert angelangt; der Kampf ist eröffnet zwischen dem Geist der Lüge und dem Geist der Wahrheit, zwischen der Finsterniß und dem Lichte. Das Licht erhebt sich, es kommt, es dringt durch, und obschon es keines Bundesgenossen bedarf, so steht ihm doch Frankreich zur Seite, um es nöthigen Falls zu unterstützen und weiter zu verbreiten. Was wird der Geist der Lüge in dieser kritischen Stunde thun? Nachdem er die falschen Dekretalen eingegeben und zur Geltung gebracht, mit welchen Mitteln wird er fortan seine Vortheile behaupten und für den Sieg streiten? Er ruft die Jesuiten ins Leben.

Zweites Kapitel.

Die Jesuiten vor 1830. — Versammlung der Geistlichkeit im Jahr 1682. — Die Theologie von Poitiers.

Alle andern religiösen Orden sind aus der Demuth hervorgegangen und aus dem Verlangen, durch Buße den Himmel zu gewinnen. Lange Zeit waren diese zwei Gefühle unfruchtbar gewesen, lange Zeit waren keine Mönche mehr entstanden, als die Jesuiten zur Welt kamen. Sie sind auch auf eigenthümliche Weise erzeugt worden,

vom irdischen Hochmuth und Ehrgeiz; und sie haben ihre eigenthümliche Existenz gehabt, wie ihr Charakter eigenthümlich ist. Dieser angeborne Hochmuth kündigt sich auf schlagende Weise schon in ihrem Namen an: Gesellschaft Jesu! Die Gesellschaft Jesu, ist dieß nicht die ganze Christenheit? Wer sind diese Pharisäer des neuen Gesetzes, die sich als eine Welt über aller Welt konstituiren? Es sind dieß die offiziellen Verbreiter und Vertheidiger aller von den falschen Dekretalen ausgestreuten Betrügereien; sie sind ausdrücklich eingesetzt worden, damit die Lüge nicht untergehe im Schooße der Kirche; um das Unkraut anzubauen und fortwährend von Neuem auszusäen auf dem Felde des Glaubens. Folgen wir ihnen und schauen wir ihnen zu, wie sie arbeiten. Wir werden sie ohne Unterlaß die Universalmonarchie des Pabstes predigen und die Kirche wie das weltliche Königthum zu seinen Füßen legen sehen. Und da sie die Ritter und Advokaten jedes verderblichen Irrthums sein müssen, so nehmen sie auch den Gratian'schen Grundsatz wegen des befreiten Gerichtsstandes der Geistlichen auf und erheben ihn zum Gesetz. Was sage ich, sie nehmen ihn auf? sie stellen ihn auf die Spitze. Man schlage ihren Pater Mariana und zwar sein Königsbuch auf: „Niemand von der Geistlichkeit kann verurtheilt werden, und wenn er die Verurtheilung auch verdient hat. Es ist besser, die Verbrechen bleiben unbestraft! **Præstat scelera impunita relinqui!**“ Und Bellarmin, der Apostel der Gesellschaft, spricht: „Die Geistlichen sind für die weltliche Gerichtsbarkeit unerreichbar, nicht blos in Beziehung auf geistliche, sondern auch auf weltliche Angelegenheiten.“ **(De potestate summi pontificis.)** Ihre Verfassungen tragen überall das Gepräge dieser schranken- und gewissenlosen Hingebung an die Macht des Pabstes. Auch klagte auf dem Concilium von Trient, wo ihre Statuten geprüft wurden, der Bischof von Paris den neuen Mönchsorden ganz unverblümt an, er wolle aus der Braut Jesu Christi eine Dirne machen, welche sich den Wünschen eines einzigen Mannes hingebe. Aber das Concilium zu Trient hatte beschlossen, eine zugleich geistliche und weltliche Tyrannei zu gründen, wie ein gleichzeitiger französischer Prälat sagt. Die Jesuiten wurden angenommen, und mit ihnen ihre Lehre. Laynez, ihr zweiter General, hatte dieselbe in folgender Phrase zusammengefaßt: „Die Kirche ist in der Knechtschaft geboren, entblößt von aller Freiheit und aller Gerichtsbarkeit.“ Jesus Christus hatte die Aera der menschlichen Freiheit gegründet; die Jesuiten gründen für die Menschheit eine Aera der Knechtschaft.

Die Nothwendigkeit sich zu vertheidigen machte sich rasch fühlbar. Die Jesuiten waren im Jahr 1540 anerkannt worden; im Jahr 1594 veröffentlichte Pierre Pithou seine Abhandlung über die Freiheiten der gallikanischen Kirche und widmete sie Heinrich IV.; sechszehn Jahre später fiel Heinrich IV. unter dem Dolch der Jesuiten. Weniger als ein Jahrhundert nach ihrer Stiftung waren sie

bereits aus mehrern Königreichen verjagt; mit solchem Eifer hatten sie den Zweck ihrer Einsetzung, die Knechtung der Könige unter den Pabst, verfolgt.

Im Jahr 1623 erschien das Buch Santarels, worin dieser würdige Jesuit fünf Sätze aufstellte, weit klarer und gewichtiger als die von Jansen:

1) Der Pabst hat eine weltliche Macht über alle Fürsten;

2) Alle diejenigen, welche die Staaten beherrschen, thun es auf besondern Auftrag von ihm, in der Art, daß er selbst unmittelbar sie beherrschen könnte, wenn er es für geeignet hielte;

3) der Pabst kann den Fürsten Vormünder geben, sie strafen, sogar absetzen wegen Ketzerei, Unfähigkeit, Nachläßigkeit oder aus jedem andern Grund;

4) Er kann nicht blos alles, was die weltlichen Fürsten können, sondern er hat auch die Macht, über ihre Staaten zu verfügen, um sie an andere zu vertheilen;

5) Er ist der Knecht der Knechte Gottes aus Demuth, aber er ist zugleich der Herr der Herren vermöge seiner Macht, und jedwede Macht unter dem Himmel ist abhängig von der seinigen.

Obgleich es in seinem Interesse lag, Rom zu schonen, um es im Veltliner Krieg nicht gegen sich zu haben, so konnte Richelieu doch diese Sätze nicht stillschweigend hingehen lassen; er machte im Rathe des Königs die Vorstellung, daß man „die Jesuiten in eine Lage versetzen müsse, wo sie nicht schaden können.“ Das Parlament nahm sich der Sache an und beschied den Pater Cotton, Provinzial der Jesuiten, nebst einigen andern von ihren Doktoren vor die Schranken der hohen Kammer. Es handelte sich darum, ihnen eine kategorische Erklärung über Santarels Lehre abzunehmen. Der Präsident fragte: „Glaubet ihr, daß der Pabst den König exkommuniziren, seine Unterthanen ihres Treueeides entbinden und das Königreich mit dem Interdikt belegen könne?“ Es mußte ein Ja oder ein Nein erwidert werden. Die Antwort des Paters Cotton lautete: „Der König, der älteste Sohn der Kirche, würde sich wohl hüten, etwas zu thun, was den Pabst hiezu nöthigen könnte.“ Ist dieß nicht bewunderungswürdig? Das ganze übrige Verhör war von demselben Schlage.

Das Parlament, schlecht befriedigt von diesen ausweichenden Antworten, wollte strenge Maßregeln ergreifen; man sprach von Gefängniß. Doch gelang es, sich anders aus der Sache zu ziehen. Die Geistlichkeit Frankreichs und die Sorbonne tadelten Santarels Buch; die Jesuiten unterzeichneten eine Art von Nichtanerkennung, ohne Zweifel mit einem tüchtigen geistigen Vorbehalt, und der Handel war beschwichtigt *).

*) Vitelleschi, General der Jesuiten, beunruhigt durch das Aufsehen, welches Santarels Buch in Frankreich machte, ließ den Jesuiten von Paris zwei Exemplare zustellen,

Und Richelieu, so sehr er Richelieu war, gab sich gerne damit zufrieden; denn er fürchtete „tausend wüthende und verteufelte Bursche, die im Stande gewesen wären, solch schlechte Vorsätze zu fassen, die sich weder durch Feuer noch durch andere Strafen niederdrücken lassen."

So erging es unter Ludwig XIII. Unter Ludwig XIV. hatten die Fortschritte des Ultramontanismus eine solche Gestalt angenommen, daß man ernstlich darauf dachte, ihnen einen Damm entgegenzustellen. Die Geistlichkeit versammelte sich im Jahr 1682, unter dem Vorsitz Bossuets. Bei dieser Art von Provinzialconcilium hielt der Bischof von Meaux die Eröffnungsrede. Er löste seine Aufgabe mit eben so vieler Gewandtheit als Festigkeit und Würde. Drei Punkte waren hauptsächlich geeignet, die römischen Ohren zu beleidigen: die weltliche Unabhängigkeit der Souveräne; — die unmittelbar von Jesu Christo ausgehende bischöfliche Gerichtsbarkeit, folglich die Bischöfe Collegen und Mitarbeiter des Pabstes, nicht aber seine Unterthanen; — endlich die Oberherrlichkeit der Concilien über den Pabst. „In Beziehung auf diese drei Punkte," schreibt Bossuet, „macht man in Frankreich keine langen Umstände." Es ist dieß die reine Lehre der ursprünglichen Kirche, die Ueberlieferung der Apostel in ihrer ganzen Unverletztheit. Es ist, wenn man sich an das im vorhergehenden Kapitel Auseinandergesetzte erinnert, die standhafte und unerschütterliche Opposition gegen die verderblichen Lehren der falschen Dekretalen. Das heißt, in neunhundert Jahren, vom achten bis ins siebenzehnte Jahrhundert, hat der Betrug, der sich der übrigen christlichen Welt bemächtigte, in Frankreich keinen Fußbreit Boden gewonnen! Bossuet, dieser letzte Vater der Kirche, ließ in obengedachter hochangesehener Versammlung das Licht der wahren Lehre leuchten, und man beauftragte ihn, den Geist derselben in Form zu bringen. Dieß that er in vier Sätzen, die einstimmig unterzeichnet wurden und unter dem Namen: Erklärungen der Geistlichkeit Frankreichs berühmt geblieben sind.

Der erste Artikel bezieht sich auf die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt: — „Wir erklären demzufolge, daß die Könige und Souveräne auf Befehl Gottes in

---

worin zwei Kapitel ausgelassen waren. Die fünf Sätze befanden sich nicht mehr darin. Die Jesuiten mußten die Exemplare circuliren lassen, um dem Gerücht Glauben zu verschaffen, der gegen den Orden eingeleitete Prozeß gründe sich auf eine Verläumdung. Da Santarels Buch in Frankreich sehr selten war, so schien der Erfolg dieser List unfehlbar; unglücklicher Weise beging Vitelleschi die Ungeschicklichkeit, sich seines Schurkenstreiches gegen Urban VIII. zu rühmen, der sich ernstlich darob erzürnte und die beiden Exemplare wegnehmen ließ.

Diese Anekdote findet sich in den handschriftlichen Unterhandlungen des Nuntius Spada. (Bibliothek des Königs, Nr. 9938.)

weltlichen Angelegenheiten keiner kirchlichen Macht unterworfen sind*); daß sie weder direkt noch indirekt abgesetzt werden können; daß ihre Unterthanen der ihnen schuldigen Unterwürfigkeit nicht enthoben oder ihres Eides der Treue entbunden werden können; und daß diese für die öffentliche Ruhe nothwendige, für Kirche und Staat gleich vortheilhafte, Lehre unabänderlich befolgt werden muß, als angemessen dem Worte Gottes, der Ueberlieferung der heiligen Väter und den Beispielen der Heiligen."

Der zweite Artikel betrifft die Unabhängigkeit der Bischöfe und stützt sich auf das Concilium von Konstanz. — Der dritte bestätigt die Freiheiten der gallikanischen Kirche. — Der vierte stellt den Pabst unter die Concilien.

Alle Bischöfe des Königreichs unterzeichneten die Erklärung einmüthig als Mitglieder der Versammlung, und der König erhob sie zum Staatsgesetz, das von allen Tribunalen in ihre Register eingetragen wurde.

So war denn durch Bossuets Geist dem Ultramontanismus Zaum und Gebiß angelegt. Doch Geduld! Lasset die Jesuiten gewähren! Ihr errichtet ein Monument, das ihnen nicht behagt? Sie werden es nicht offen, mit der Sappe in der Hand, angreifen. Aber hundert Meilen von da wird ein kleines Jesuitlein beim Spazierengehen mit der Spitze seines Messers ein kleines Loch in die Erde machen; Tags darauf wird ein anderer es vergrößern; am dritten Tag ein dritter. Das Loch wird zur Höhle werden, dann zum unterirdischen Gang, der sich unter eurem Gebäude hinziehen wird. Des Nachts wird sich eine Hand aus der Erde heraufstrecken und ganz sachte einen Stein wegnehmen, dann zwei, dann drei, dann vier, die unter die Erde herabfallen werden. Die Operation wird in aller Stille und Zierlichkeit vollzogen werden, und eines Morgens wird der Vorübergehende verdutzt ausrufen: „Ei der Tausend! da stand doch sonst ein Monument! was ist aus ihm geworden?" Aber es werden Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden sein, die Frage wird unbeantwortet bleiben und kein Echo finden.

Man hat gesehen, wie Ludwig XIV. die Erklärung der Geistlichkeit zum Staatsgesetz erhob und jeden, der zu Würden gelangen wollte, nöthigte, dieselbe festzuhalten. Die Professoren waren verpflichtet, diese Erklärung in den Seminaren zu lehren. Einige Jahre später schrieb der Gemahl der Frau von Maintenon, das Beichtkind des Paters Lachaise, an Innocenz XII.: — „Ich habe die nöthigen Be-

---

*) Es ist dieß die Lehre des Pabstes Gelasius, wenn er sagt, „selbst die Kaiser seien in der religiösen Ordnung den Bischöfen unterworfen, aber in der politischen Ordnung seien die Bischöfe, selbst die vom ersten Sitze, den Kaisern unterworfen." Nach dieser Theilung der Macht hätte der Pabst das Recht, einen Souverän zu exkommuniziren, nicht aber seine Unterthanen ihres Eides zu entbinden oder sein Reich mit dem Interdikt zu belegen.

fehle ertheilt, damit der Inhalt meines, die Erklärung der französischen Geistlichkeit betreffenden, Edikts vom 2. März 1682, wozu die damaligen Umstände mich genöthigt hatten, keine Folgen habe."

Wegen dieses Schreibens haben Duclos und d'Alembert Ludwig XIV. heftig getadelt, und mit Recht. Man hat den König schlecht vertheidigt, wenn man sagte, dieser Brief sei ein rein vertraulicher und, um offizielle Geltung zu erhalten, hätte er dem Parlament mitgetheilt und veröffentlicht werden müssen. Dieß ist wahr; aber was liegt daran? es handelt sich nicht um den diplomatischen Charakter des besagten Briefes; es handelt sich um seine Wirkung, und seine Wirkung war eine wesentliche, sie war die Erfüllung dessen, was Ludwig XIV. versprach. Mit Recht hat man daher diesen Brief als schmachvoll*) bezeichnet.

Im Jahre 1708 erschien eine Abhandlung über Theologie zum Gebrauch des Seminars von Poitiers, die sogleich von Saint-Sulpice und allen Seminaren Frankreichs eingeführt wurde**). Der Abbé von Longuerue (Opusc. 11, S. 156) bemerkt, das Studium der Bellarmin'schen Werke in unsern Seminaren habe in denselben dem Glauben an die Unfehlbarkeit des Pabstes Kredit verschafft. Die Theologie von Poitiers gab den Lehren der gallikanischen Kirche in diesen Anstalten vollends den Todesstoß.

Von Aguesseau spricht sich in einer Denkschrift, die er ausdrücklich zu dem Zwecke verfaßt hat, die Unterdrückung eines durch solch gefährliche Irrthümer verpesteten Buches hervorzurufen, folgendermaßen aus:

„Es scheint, daß die Verfasser dieser Theologie die Absicht gehabt haben, den jungen Geistlichen, welche im Seminar zu Poitiers erzogen werden, Grundsätze einzuflößen, welche in unmittelbarem Widerspruche stehen mit denen der gallikanischen Kirche über die Macht des Pabstes und die Macht der Concilien, d. h. über die wesentlichsten Punkte unserer Freiheiten."

Und nachdem er die ultramontanistischen Lehren dieses Werkes handgreiflich hervorgehoben, zieht er den Schluß, daß es gefährlich sei, es länger als öffentliches Lehr-

---

*) Verlangt man noch einen andern Beweis für die Schwäche Ludwigs XIV.? Zwei Jahre vor seinem Tode schreibt er an den Kardinal von Latrimouille, er betrachte die Grundsätze der gallikanischen Kirche als grundlegend, als die unverändert beibehaltenen Grundsätze der ältesten Kirche, und versichert ihn, daß er sie niemals aufgeben werde, so lange er lebe. Das war mit Beihülfe der Jesuiten und auch der Jahre aus diesem großen König geworden!

**) Diese Theologie wurde, sagt man, nach den Papieren zusammengeschrieben, die ein Herr Lapoype aus Saint-Sulpice gebracht hatte. Ohnehin ist es eine bekannte Sache, daß von Saint-Sulpice seit sehr langer Zeit die oberste und unumschränkte Leitung der kirchlichen Studien ausgeht.

buch zu dulden, und daß der Generalprokurator nicht umhin könne, die Verwerfung desselben zu verlangen. Die Intriguen der Jesuiten thaten dem Eifer der Beamten Einhalt; die Theologie von Poitiers hat ihre Geltung in den Seminaren behauptet, und was noch interessanter ist, sie bildet in denselben noch heutigen Tages die Grundlage des Unterrichts. Die Theologie von Poitiers ist in Saint-Sulpice und überall eingeführt. Herr Martin (du Nord) hat sogar von der Tribüne herab zu versichern gewagt, daß die vier Artikel in Saint-Sulpice gelehrt werden!... Allerdings! Die Seminaristen kennen die Artikel der Erklärung, wie die Diebe die Artikel des Gesetzbuches kennen: um sie zu verachten und zu verletzen. Offenbar hat Herr Martin nichts anderes sagen gewollt.

So ist es denn abermals der Geist der Lüge, der den Sieg davonträgt. Aber die Wahrheit ist nicht leicht zu tödten: sie besitzt eine ungemeine Lebenskraft. Wer wird ihr zu Hülfe kommen? Wer? Hier muß man die Wege Gottes bewundern: der Pabst selbst! Er, dessen Unfehlbarkeit die Jesuiten so oft verkündet haben, spricht sein Verdammungsurtheil über die Jesuiten aus. Am 21. Juli 1773 schleudert Clemens XIV. die Bulle, welche den Orden unterdrückt:

„Seit dem Entstehen dieser Gesellschaft", sagt der Pabst, „gehen in derselben Keime der Zwietracht und Eifersucht auf, nicht blos unter ihren eigenen Mitgliedern, sondern auch gegenüber andern Korporationen und geistlichen Orden, sowie der Weltgeistlichkeit, den Akademien, Universitäten, öffentlichen Lehranstalten.

„Man sah beinahe in allen Theilen der Welt höchst betrübende Klagen und Kämpfe gegen ihre Lehren sich erheben. Die Zwistigkeiten nahmen einen immer bitterern Charakter an in der Gesellschaft, und von Außen her wurden die Anklagen gegen sie immer heftiger, hauptsächlich wegen ihrer unmäßigen Gier nach irdischen Gütern."

Sofort spricht der Pabst von den nutzlosen Anstrengungen seiner Vorfahren, um den Lastern der Gesellschaft Jesu entgegen zu arbeiten, und schließt endlich wie folgt: „In Betracht, daß es vielleicht nicht möglich ist, daß die Kirche jemals wieder zu einem wahren und dauernden Frieden gelangt, so lange diese Gesellschaft besteht.... tilgen und unterdrücken Wir dieselbe, vernichten ihre Statuten und Verfassungen, selbst diejenigen, die sich auf den Eid, auf eine apostolische Bestätigung oder auf was es sonst sein mag, stützen sollten."

Welch ein Schlag, und von was für einer Hand ausgegangen! Eine Anzahl Menschen gibt sich einem Herrn hin; ihn zu erheben und zu bereichern, nehmen sie keinen Anstand, sich mit allen Verbrechen zu besudeln, allen Gefahren, allen Arten von Schmach Trotz zu bieten; und ihr Herr ist es, der als ehrlicher Mann, in gerechter Entrüstung über ihre Ausschweifungen, ihnen den Schleier abreißt, sie öffentlich bestraft und somit das allgemeine Wohl seinem Privatvortheile vorzieht.

Clemens XIV. starb eines geheimnißvollen, seltsamen Todes. Man hat gesagt, die Jesuiten haben ihn vergiftet. Die Anklage ist leider noch weit schlimmer als wahr, sie ist wahrscheinlich.

Die Geschichte der Jesuiten sollte hier enden; allein diese Leute gleichen den Schauspielern, die in einem Trauerspiele ums Leben kommen: sie erheben sich wieder, sobald der Vorhang gefallen ist. Es ist dem Pabst weniger leicht gewesen, die Jesuiten zu tödten, als den Jesuiten, den Pabst zu tödten, wie sie deren so viele andere getödtet hatten. Das Fortbestehen der Gesellschaft, nachdem der Pabst ihre Auflösung ausgesprochen, könnte für sich allein schon beweisen, daß der Pabst nicht unfehlbar ist. Dieß hindert gleichwohl die Jesuiten nicht, eine Lehre festzuhalten, deren Falschheit durch ihr eigenes Dasein dargethan wird.

Als Napoleon den Kultus wieder herstellen wollte, wurde der Abbé Emery beauftragt, die Seminare zu organisiren. Nun wollte Napoleon nichts von den Jesuiten hören. Der Abbé Emery hatte, als Professor der Theologie zu Lyon, im Jahre 1772 ein Werk zusammengetragen unter dem Titel: Geist des Leibnitz. Er hatte eine Einleitung dazu geschrieben, worin er der Erklärung der Geistlichkeit eine glänzende Huldigung darbrachte, und sich als eifriger Anhänger der Freiheiten der gallikanischen Kirche zeigte*). Napoleon glaubte nicht besser wählen zu können. Im Jahre 1803 läßt der Abbé Emery sein Buch aufs Neue drucken, und betitelt es: Gedanken des Leibnitz; aber das glänzende Lob auf die Grundsätze der gallikanischen Kirche ist verschwunden, man findet keine Spur mehr davon. Warum? Weil im Jahre 1772 der Abbé Emery unter der Herrschaft des Herrn von Montazet, Bischofs von Lyon, dozirt hatte, der mit großem Eifer an der Festhaltung der vier Artikel hing; und im Jahre 1803 war der Abbé Emery Superior von Saint-Sulpice.

Der Weise fügt sich in die Zeit:
Es lebe der König! Es lebe die Liga!

Lafontaine möge es nicht übel nehmen, aber nicht der Weise benimmt sich auf diese Art, sondern der Schuft, der Mensch, der weder Treu noch Glauben kennt. Immerhin bleibt wahr, daß Napoleon sich täuschen ließ, und daß unter seiner Regierung der Jesuitismus recht warm in seinem kleinen Neste zu Saint-Sulpice zusammengekauert saß.

---

*) Wir sind den Grundsätzen der französischen Geistlichkeit, wie sie in der Erklärung von 1682 gelehrt werden, durchaus zugethan. Wir betrachten diese Erklärung als ein kostbares Monument, kostbar selbst für den heiligen Stuhl... Denn wenn sie auch die Vorrechte verwirft, die keine Begründung im Evangelium haben, so hält sie dagegen die von Gott eingesetzten fest, und wenn die gallikanische Kirche darin mit der

Der einzige ein wenig kühne Versuch, den er sich erlaubte, war, daß er mit Mißbrauchung der geistigen Lethargie des Kardinals von Perigord in die Liturgie der Hauptstadt das Fest Gregors VII. einführte, welchen die gallikanische Kirche nicht unter die Heiligen zählt. Die Jesuiten hatten in ihrer Schule bereits eine Thesis verfechten lassen, worin die Absetzung des Kaisers Heinrich IV. als einer der Ansprüche Gregors VII. auf die Kanonisation geltend gemacht wurde. Gregor VII. ist das zu seinen letzten Konsequenzen getriebene ultramontanistische Prinzip. Heut zu Tage ist die Rede davon, das römische Brevier an die Stelle des französischen Breviers zu setzen*). Wir werden dann von Gesetzes wegen das Fest Gregors VII. haben, versteht sich, nebst dem Panegyrikus auf den Heiligen, und nicht blos das Fest Gregors VII., sondern auch das des Heiligen Pius V., welcher die Lossagung Englands dadurch vollendete, daß er die Unterthanen ihres Eides der Treue gegen die Königin Elisabeth entband **). Es wird uns nichts mehr fehlen, als die jährliche Verkündigung der Bulle In coena Domini in ihrer ganzen Ausdehnung, und dann wird die Quotidienne, die gegenwärtig dem Journal des Debats ins Gesicht lacht, und es fragt, warum es sich um dieses oder jenes Brevier interessire, noch weit lauter lachen, aber auch weit mehr Veranlassung dazu haben.

Auf diese Art warteten also die Jesuiten unter der Regierung des Kaisers zu.

Jedermann erinnert sich noch, was die Jesuiten unter der Restauration waren. Sie hatten das Glück, einen der ihrigen als Minister des öffentlichen Unterrichts zu sehen. Allenthalben entstanden Jesuitenschulen: Aix, Dole, Saint-Acheul waren die Hauptanstalten. Leider beeilte sich Herr Frayssinous nicht so sehr, als er hätte sollen, die Collegien der Universität auszurotten. Die Jesuiten von heute thun eifrig Buße für diesen Fehler, und arbeiten aufs Unverdrossenste daran, ihn wieder gut zu machen; aber es ist nicht mehr Zeit! sie haben die Stunde vorübergehen lassen!

Der Abbé Frayssinous war antigallikanisch gesinnt, aber um seinen Zweck sicherer zu erreichen, trug er dieß nicht zur Schau. In den Konferenzen, denen er seine Berühmtheit verdankte, nimmt er den vier Artikeln der Erklärung der Geistlichkeit so viel als möglich alle ihre Bedeutung. Sie sind Gebräuche, Meinungen, denen man beitreten oder nicht beitreten kann. Diese anscheinende Mäßigung war weit gefährlicher und heimtückischer, als offenes Toben. So wurde der äußere Schein gerettet, aber in der Hauptsache wußte die Partei wohl, woran sie sich zu halten

---

einen Hand denjenigen Theil des Gebäudes anzeigt, den man niederreißen kann, so stützt sie mit der andern denjenigen, der auf immer geheiligt und unverletzlich sein muß.

*) Das Univers kündigt fast täglich das römische Brevier an, zu haben bei Méquignon junior. Dieß geschieht offenbar, weil man sich seiner bedient.

**) Bossuet nimmt keinen Anstand, diese Bulle ein unnützes Papier zu nennen.

hatte, und wie es immer unvorsichtige Leute gibt, die ihre Zunge nicht zu zügeln wissen, so machten die religiösen Journale ihrer Freude in posittiven Geständnissen Luft. Beim Eintritt des Abbé Frayssinous ins Ministerium wünscht der Ami de la Religion der Geistlichkeit Glück dazu, daß die Professoren fortan der Verpflichtung enthoben sein werden, die vier Artikel zu lehren. Ein andermal ist es das Memorial catholique, welches ruft: „Die ganze französische Geistlichkeit sagt sich vom Gallikanismus los!“

Es verhielt sich nicht ganz also. Die Geistlichkeit war in zwei Lager getheilt, wie sie es noch heute ist. Die alte Geistlichkeit hing mit allen ihren Kräften am Gallikanismus. Der Kardinal von Bausset, in seiner Geschichte Bossuets, kümmerte sich wenig darum, ob er dem römischen Hofe mißfiel, und machte, nach Bossuets eigenem Ausdruck; in Beziehung auf die gallikanischen Grundsätze keine langen Umstände. Herr von Barral veröffentlichte seine Vertheidigung der Freiheiten der gallikanischen Kirche; der Kardinal von Laluzerne ließ seine Vertheidigung der Erklärung von 1682 drucken, worin er sich also ausspricht: „Da die ultramontanistischen Ideen dermalen von sehr schätzbaren Schriftstellern verbreitet und unterstützt werden, so halte ich es für sehr nothwendig, diese Schrift herauszugeben als Antwort auf ihre Grundsätze, und um die kostbare und heilsame Lehre der gallikanischen Kirche unter uns festzuhalten.“

Seinerseits erklärte der königliche Gerichtshof in den Entscheidungsgründen bei seinem Beschlusse vom 5. Dezember 1825, „daß die seit einiger Zeit von einem Theil der französischen Geistlichkeit offen gepredigten ultramontanistischen Lehren durch ihre Verbreitung die bürgerlichen und religiösen Freiheiten des Reichs gefährden könnten.“

Man stritt also hartnäckig; man kämpfte sich das Terrain Schritt um Schritt ab; und das Publikum, das unglücklicher Weise solchen Streitigkeiten, die es so nahe berühren, allzufremd zu bleiben pflegt, dachte entweder nicht daran oder kümmerte es sich nicht darum.

Und Herr Frayssinous, der Kultminister, gestand auf der Tribüne die Hinneigung der Jugend zu den ultramontanistischen Grundsätzen zu. Es war weit mehr als eine bloße Hinneigung, und er wußte dieß wohl!

„Ach!“ rief der Bischof von Tulle, „ich treffe zuweilen auf ehrenwerthe Trümmer, auf alte verehrungswürdige Ueberreste der Religion, und mit ihnen verschwinden die Ueberlieferungen, die Gebräuche und die wahren Freiheiten unserer Kirche!“ (Nothwendigkeit, 24 Diöcesen zu organisiren.)

Der Triumph der Jesuiten war also gesichert; es handelte sich nur noch um die Zeit und um Geduld. Aber durch eine offenbare Fügung der Vorsehung geschieht es, daß die Jesuiten nicht mehr zu warten verstehen; es scheint, daß die Mönche von

nun an bestimmt sind, immer zu fallen, und immer aus demselben Grunde: weil sie ihren Aufschwung zu früh genommen haben.

Mit allenthalben blühenden Instituten und einem unermeßlichen Kredit; mit Ministern und Bundesgenossen, wie Herr Frayssinous, Herr von Polignac, Herr von Guernon-Ranville; mit einem schwachen und gefälligen Prälaten, wie Herr von Quelen; mit einem König, wie Karl X., sind sie abermals aus Frankreich verjagt worden! Wahrhaftig ich glaube, man braucht sich ihretwegen nicht mehr sonderlich zu beunruhigen, denn um diese Apostel alter und strafbarer Betrügereien zu stürzen und zu züchtigen, legt in Ermangelung der Menschen Gott selbst sichtbarlich die Hand an.

Lügner nach dem innersten Wesen ihrer Natur und gewissenhafte Beobachter der Machiavel'schen Vorschrift, daß man bei Verfechtung abscheulicher und verabscheuter Dinge wenigstens die Ausdrücke für dieselben ändern müsse, hatten sie sich unter dem Namen Glaubensväter versteckt. Herr von Quelen nahm es auf sich, ihnen, gleich einem Schandzettel, ihren wahren Namen auf die Stirne zu kleben:

„Das Institut des heiligen Ignatius hat in Frankreich keine Genehmigung erhalten. Wenn man behauptete, daß die den Gesetzen des heiligen Ignatius folgenden Geistlichen, deren Anwesenheit in mehreren Seminaren die Aufmerksamkeit rege gemacht hat, keine Congregation bilden, und daß sie als vereinzelte Individuen außerhalb der Wirkung der Gesetze stehen, welche diesen religiösen Orden verbieten, so könnten wir antworten, daß in unsern Augen die Geistlichen, welche die kleinen Seminare in Saint-Acheul, Dole u. s. w. versehen, als Ordensgesellschaft konstituirt sind; mit einem Wort, sie bilden einen Theil des Jesuiteninstituts. (Bericht an den König vom 28. Mai 1828.)

Auf dieses hin erläßt Karl X. seine Ordonnanz, welche die acht Collegien der Jesuiten schließt und jeden, der einem öffentlichen Erziehungshause vorstehen will, verpflichtet, die Erklärung zu unterzeichnen, daß er keiner von den Gesetzen des Königreichs nicht genehmigten Ordensverbindung angehöre.

Er glaubte dadurch seine Fehler wieder gut zu machen; allein es war zu spät! Nachdem er das Werkzeug zur Bestrafung seiner alten Schützlinge geworden, mußte er selbst dafür bestraft werden, daß er sie beschützt hatte. Der 27. Juli 1830 kam, und der Beschluß der Vorsehung ging in Erfüllung: **Karl X. fiel, um sich nicht wieder zu erheben; die Jesuiten verbargen sich.**

Drittes Kapitel.

Die Jesuiten seit 1830 am Werke. — Ihre Art, die höheren Klassen zu gewinnen. — Die Religion im Abstreich ausgeboten.

Nach der Revolution von 1830 bildete man sich ein, die Jesuiten seien verjagt; die Thoren sagten, auf immer, die Weisen sagten, auf lange Zeit, die Jesuiten sagten nichts, aber sie dachten mit Recht, die allgemeine Sicherheit werde die Dauer ihrer Verbannung um vieles abkürzen. Sie spielten die Todten und gleichwohl machten sie sich heimlich wieder ans Werk mit der Geduld und Zähigkeit des Insektes, welches, wenn ihm zum hundertsten Male sein Gewebe mit dem Besen weggefegt wird, dasselbe, ohne den Muth zu verlieren, ohne lange zu zögern, von Neuem beginnt. Die Jesuiten gleichen den Spinnen, sie müssen anzetteln.

Ihr Angriffsplan nach so vielen Niederlagen war der umfassendste und keckste, den sie je entworfen hatten. Er erstreckte sich auf alle Theile der Gesellschaft zu gleicher Zeit. Vor allem versahen sie sich mit einem treu ergebenen Journal, denn sie wissen, daß die Presse die große Macht unserer Epoche ist. Die Jesuiten bedurften eines Journals, um flink die Stöße zu erwidern, die man gegen sie führen möchte, um sich zu vertheidigen, anzugreifen, ihre Propaganda zu predigen, mit einem Wort, um jeden Morgen die großen Talente ins Werk zu setzen, welche sie vom Himmel erhalten haben zur Angeberei, zur Lästerung, zur Lüge und Ehrabschneidung. Es bleibt ihnen in dieser Beziehung nichts mehr zu wünschen übrig; sie haben das Univers.

Ihr Hauptzweck ist, sich des öffentlichen Unterrichts zu bemächtigen. Haben sie einmal dieß erreicht, so werden sie die Herren des Königreichs werden.

Inzwischen und um dahin zu gelangen, besteht ihre Strategie aus zwei gleichzeitigen Operationen: an sich zu locken und von den Andern abwendig zu machen; an die Jesuiten anzulocken und von der Universität abwendig zu machen; die Ersten als Engel, die Mitglieder der letztern als Teufel darzustellen. — Dieser Weg war ihnen klar vorgezeichnet.

Es lebt in den Massen ein religiöses Bedürfniß, das an dem Anblick all der, die gesellschaftlichen, sittlichen und gouvernementalen Beziehungen durchdringenden, Schändlichkeiten, in deren Schooße wir zu leben das Glück haben, erstarkt. Dieses unbestimmte, aber sehr wesenhafte Gefühl haben die Jesuiten bemerkt; sie beschlossen, es auszubeuten. Ihre Arbeiten werden im Namen der Religion ausgeführt werden. Diese allgemeine Abspannung der Geister, diese allgemeine Muthlosigkeit der Herzen werden sie zum Vortheil des Katholicismus, d. h. des Jesuitismus zu verwenden wissen. Denn es ist eine ausgemachte Sache, daß der Jesuitismus fortan sowohl

mit seinem Namen als mit seinen Rechten an die Stelle der katholischen Religion getreten ist. Wer nicht Jesuit ist, ist nicht Katholik. Also lautet der erste Artikel ihrer Charte. Demgemäß schreibe: man ist den Jesuiten, kraft der bestehenden Gesetze, nur die Austreibung schuldig; sie verdrehen deinen Ausdruck und schreiben: man ist den Katholiken nur die Austreibung schuldig. Für sie ist das identisch.

Derzeit haben sie die Gesellschaft in mehrere Klassen getheilt und besitzen für jede derselben ein aufs Herrlichste organisirtes und vortrefflich wirkendes Verführungssystem.

Fürs erste hat man sich der Frauen bemächtigt; dieß ist der Anfangsbuchstabe der Taktik aller Mönche und Charlatane. Durch die Frau bekommt man den Mann, den Liebhaber, die Kinder, die ganze Familie, und noch weit über die ganze Familie hinaus, die Bekannten und Freunde.

Den jungen Leuten bietet man die Religion als etwas Modisches, Wohlanständiges im Faubourg Saint-Germain. Für die Herren Studirenden, welche ernster und religiöser Gemüthsart sind, gründet man den katholischen Zirkel, das katholische Institut, die Gesellschaft des heiligen Vincenz von Paula. Fernerhin führt man zu Gunsten der Ehrgeizigen eine Art Heirathsagentur ein, deren wohlhabende und berühmte Patronin eine vornehme Dame ist. Die Jesuiten haben sich, wie Molières Frau Frosine, jederzeit gerne mit Heirathsangelegenheiten abgegeben. Es ist dieß ein wichtiger Zweig ihrer Industrie und eines ihrer hauptsächlichsten Mittel, sich in Kredit zu setzen. Der Student, der eine Schuld zu bezahlen hat, braucht sich nur in ihre Hände zu begeben, und er kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine Sache abgemacht wird. Bei ihnen kann man, sofern man sich darauf einläßt, in der andern Welt selig werden zu wollen, gewiß sein, in dieser seinen Weg zu machen. Lauter gute Dinge!

Mit Männern von gereiftem Alter, welche durch Lebenserfahrungen müde geworden sind und allen Illusionen, sogar allen Leidenschaften entsagt haben, mit dieser Klasse von Menschen spricht man von Vernunft, von Philosophie. Man bietet ihnen die Religion als die beste menschliche Maschine, die bis dato erfunden worden. Man hält sorgfältig alles fern, was dem Hochmuth der Vernunft Opfer gebieten würde. Von der Offenbarung, von den Geheimnissen spricht man entweder gar nicht, oder in einem ihre Bedeutsamkeit herabsetzenden Tone. Unstreitig die bemerkenswertheste Urkunde, worin man dieses System vollständig entdeckt, ist der im Jahre 1842 vom Bischof von Chartres veröffentlichte Hirtenbrief. Es kommt aufrichtig fromme Herzen schwer an, ihn zu lesen, ohne sich zu empören über die Art, wie dieser Bischof unsere heilige Religion im Abstreiche ausbietet. Er sucht durch Wohlfeilheit zu seinem Katholicismus zu verführen, indem er zeigt, um wie viel der Glaube leichter sei, als die Ungläubigkeit. Die ganze hirtenamtliche Belehrung des

hochwürdigsten Herrn dreht sich um eine Parallele zwischen den Geheimnissen der Religion und den Geheimnissen der Ungläubigkeit.

Ich bleibe gleich beim Titel stehen: was sind die Geheimnisse der Ungläubigkeit? Was die Geheimnisse der Religion sind, begreife ich gut: es sind dieß die Geheimnisse, welche zu glauben die Religion uns vorlegt, und auf welche sie sich gründet. Aber die Ungläubigkeit hat keine Geheimnisse und legt keine vor. Offenbar hat der Verfasser den Geheimnissen des katholischen Glaubens die physischen und moralischen Erscheinungen entgegenstellen wollen, deren Lösung die Ungläubigkeit nicht zu bieten vermag. Es war hier gar kein Stoff zu einer Parallele vorhanden; die Vergleichung ist erzwungen, sie ist falsch und augenscheinlich nur mit Hülfe eines dunkeln und ungenauen Ausdruckes möglich.

Die Einkleidung eines Ausschreibens ist sich, seitdem Ausschreiben erlassen werden, unveränderlich gleich geblieben: es sind dieß schmerzliche Klagen über die Verkehrtheit des Jahrhunderts und die zunehmende Irreligiosität. — „Sie verursacht die fortwährende Entheiligung des Tags des Herrn, diese unerhörte Pflichtvergessenheit, die eine unverdiente und blutige Beleidigung gegen die Gottheit und das Aergerniß des Universums ist!“ (Seite 2.) Unter Universum kann der hochwürdigste Herr dießmal wohl nur das religiöse Denunzirblatt Univers verstehen, denn er besitzt zu viel gesunden Verstand, um behaupten zu wollen, daß die französischen Arbeiter dadurch, daß sie am Sonntag ihren Geschäften nachgehen, den Türken, den Persern, den Chinesen, den Japanesen, den Neuholländern und den Bewohnern der Südseeinseln ein Aergerniß bereiten.

Aber diese derbe Lektion über die Entweihung des Sonntags gilt einer gewissen Person ganz besonders. Wollt ihr wissen, wem? Die Ergänzung des bischöflichen Gedankens findet sich in der Schrift eines Mannes, der in seiner Stellung unabhängiger ist, als ein von der Regierung besoldeter Bischof. Leset einmal folgende Zeilen:

„In folgerichtigem Einklang mit unserer Glaubensüberzeugung untersagen wir uns am Sonntag jeder knechtischen Arbeit, ohne daß die Bedeutsamkeit eines hohen Lohnes, die Vortheile einer großen Anzahl beschäftigter Leute uns von der Linie abzubringen vermöchten, welche unsere Väter uns vorgezeichnet haben. Die Toleranz der Regierung, welche, nachdem sie anerkannt hat, daß die katholische Religion die der Mehrheit der Franzosen sei, nichts desto weniger durch ihre Gleichgültigkeit und hauptsächlich durch ihr Beispiel, indem sie an den Sonn- und Festtagen an den öffentlichen Gebäuden arbeiten läßt, die Schuld trägt, daß dieses Verbot allgemein überschritten wird; diese Verletzung des dritten Gebots des Herrn ist weit entfernt, unsern Glauben zu erschüttern, sondern befestigt ihn mehr als je. Da es nicht genügt, dem Kaiser wiederzugeben was des Kaisers ist, und da man auch Gott wiedergeben muß, was Gottes ist, so sind wir stolz darauf,

einem ungeregelten Hange zu widerstehen, der von keiner andern Regierung nachgeahmt wird, indem alle sehr gut wissen, daß, wenn Gott keine Macht mehr über die Menschen hat, die Regierungen keinen Einfluß mehr auf die Gemüther haben."

Gestehen Sie, hochwürdigster Herr, daß in Letzterem Ihr Hauptgedanke lag! Wir bitten Eure Herrlichkeit um Verzeihung, daß wir es wagen, Sie mit einem Gewürzkrämer zu vergleichen, aber es hat uns geschienen, als wäre der Prospekt des Herrn Aymès ein unentbehrlicher Anhang zu der hirtenamtlichen Instruktion des Herrn Bischofs von Chartres. Wahrhaftig, da ist ein Gewürzkrämer, der besser spricht, als ein Prälat! Es ist verdrießlich, daß der Herr Bischof von Chartres in Beziehung auf tugendhafte Entrüstung und andächtige Kühnheit von Herrn Aymès übertroffen wird; daß Herr Aymès im Interesse seiner Bude zu sagen wagt, was der Herr von Chartres nicht zum Besten seiner Heerde zu sagen wagt. Der Gewürzkrämer verdient, daß man ihn zum Bischof macht....

Im folgenden Paragraphen kündigt der Herr Bischof von Chartres die Rückkehr der Gemüther zur Religion unserer Väter an. Er gesteht, daß „die rührenden Handlungen christlicher Barmherzigkeit, die unter unsern Augen glänzen, einige Wünsche und einige Seufzer zum Throne des Allmächtigen emporsteigen machen." Somit weist also sein erster Paragraph die Fortschritte der Ungläubigkeit und der zweite die Fortschritte des Glaubens nach. Inzwischen liegt hierin kein Widerspruch, da das Verhältniß zwischen beiden den hochwürdigsten Herrn nicht befriedigt. Er beschuldigt wegen dieses Uebels „eine gebieterische Beherrscherin des Jahrhunderts, die Presse, wenn es mir erlaubt ist, sie bei ihrem Namen zu nennen." Welch eine liebenswürdige Schamhaftigkeit! Ja, hochwürdigster Herr, das ist Ihnen erlaubt. Und warum sollte es Ihnen verboten sein, eine Sache zu nennen, deren Sie selbst alle Tage mit neuem Vergnügen und neuem Erfolg sich bedienen? Das Wort Presse verstößt nicht gegen die Sittsamkeit, aber der Gebrauch, den man von dem Dinge macht, läuft zuweilen der christlichen Bruderliebe zuwider. Deßhalb ohne Zweifel lieben der hochwürdigste Herr die Presse nicht? Es fehlt nicht viel, so hätte der literarisch hochgebildete Prälat in seinem Eifer wider sie wörtlich unsern Lafontaine abgeschrieben:

Die Pest, man muß das Ding beim rechten Namen nennen.

„Ihre Wirksamkeit stößt in Betreff der irdischen Angelegenheiten noch auf einige Hindernisse und auf einige Schranken; aber der Himmel ist ihr ohne Schonung preisgegeben." (S. 2.) Der hochwürdigste Herr sind also vermuthlich nicht der Ansicht, daß alle Journalisten ins Paradies wandern werden? Das Paradies wird sich nur den

Journalisten des Univers eröffnen, den Mitarbeitern des Herrn Bischofs von Chartres, des Herrn Bischofs von Chalons und des Herrn Bischofs von Toulouse; die andern sind vornweg daraus verbannt. Was besagen also die etwas seltsamen Worte: „Der Himmel ist der Presse ohne Schonung preisgegeben?“ Sie besagen, daß die Regierung bei Abfassung der Septembergesetze egoistisch gehandelt hat, indem sie nur auf ihre eigene Vertheidigung dachte und die Geistlichkeit in die politischen Unverletzbarkeiten einzubegreifen vergaß. Es ist dieß immer die bekannte alte Taktik, die sich bemüht, Gott mit den Priestern und den Himmel mit der Sakristei zu vermengen. Wenn man den Herrn Bischof von Chartres hört, so umgeht die Presse auf freche Weise die Gesetze, welche den Zweck haben, den Herrscher im Himmel zu rächen. Das ist es: „den Himmel zu rächen, der beleidigt wird.“ Inzwischen bedarf es Gott nicht, daß die Menschen ihn rächen; beschränken Sie sich immerhin nur auf Ihre Gebete. Sie rufen: „Der Herr schweigt, meine vielgeliebten Brüder, und sein Zorn sammelt sich.“ (S. 1.) — „Du verbirgst deinen Zorn, o mein Gott!“ (S. 18.) Auf was Art sind Sie so wohl unterrichtet von den Geheimnissen Gottes? — Lassen Sie ihn nicht sprechen; leihen Sie ihm nicht Ihre kleinlichen Leidenschaften, nicht Ihren zornvollen Styl, nicht Ihre dem Geiste des Evangeliums widersprechenden Absichten.

Es ist wirklich auffallend, was für giftiger Ausdrücke sich der hochwürdigste Herr bedient. Die härtesten Beiwörter, die beleidigendsten Phrasenwendungen kehren auf jeder Seite dieses Verhaltungsbefehls wieder: „Welch abgeschmackte und schimpfliche Anschuldigung!“ — „Die ehrlosesten und blödsinnigsten Träumereien!“ Dieß ist der Hirtenstyl des hochwürdigsten Herrn. Er zeigt sich nicht sehr apostolisch. Der hochwürdigste Herr faßt das Journal des Debats, welches die moderne Geistlichkeit des Hangs zur Romantik bezüchtigt hat, geradezu um den Leib. Der Herr Bischof von Chartres kann diese Beschimpfung nicht verdauen; man muß sehen, wie er dem dynastischen Journal das Weiße im Auge zeigt! Er zeichnet es in Lebensgröße und durchspickt seine Schilderung mit plumpen, zermalmenden Persönlichkeiten. Dieses Journal „nährt die Jugend mit eben so unheilvollen als gottlosen Lehren; es wirft die feurigen Charaktere auf die Bahnen der Verderbniß; es gibt Anstoß zu den Gefühlen der Verzweiflung, zu Verbrechen, zur Wuth, zu den blutigsten und beklagenswerthesten Meutereien.“ (S. 4.) Das Journal des Debats ist der Aufhetzer der Alibaud, der Fieschi, der Meunier, der Quenisset. Ihr glaubt vielleicht nicht, daß die evangelische Bruderliebe des hochwürdigsten Herrn sich so weit fortreißen lasse? So leset doch. Nachdem er von den Wahnsinnigen gesprochen, welche politischer Fanatismus von Zeit zu Zeit zu blutigen Verbrechen treibt, fährt der Prälat folgendermaßen fort: „Indem ihr ihnen den Aufblick zu Gott und die Aussicht auf das künftige Leben geraubt, habt ihr ihnen

die Leiden des gegenwärtigen Lebens unerträglich gemacht, ihr habt sie in Verzweiflung gestoßen, ihr habt alle ihre Verbrechen vorbereitet. (S. 6.) Gehet hin und weinet auf den Trümmern Frankreichs, nachdem ihr die Frevel eurer Schüler habt überleben können." (S. 7.) Das heißt klar und unzweideutig gesprochen. Das Journal des Debats ist ketzerisch, schismatisch, „es billigt unsern Kultus von anständiger Ferne her aus Politik, und tritt ihn aus Neigung mit Füßen." (S. 4.) Dieser letzte Zug ist wahrlich der Triumph der christlichen Bruderliebe! Wie herrlich muß nicht das Licht der Gnade sein, da es mit solcher Bestimmtheit den geheimen Beweggrund der menschlichen Handlungen entwirren läßt und in den Stand setzt, unfehlbar auszusprechen, ob etwas aus Neigung oder aus Politik geschehen ist! Im Munde eines Laien wäre eine solche Phrase zum Mindesten ein verwegenes Urtheil; derjenige, der sie gebrauchte, würde sich gegen die Nächstenliebe versündigen; aber im Munde eines Prälaten wird alles heilig, verwandelt sich alles in einen Stoff zu christlicher Erbauung. Dieß hindert den Herrn Bischof von Chartres nicht, die erste Lehre des Evangeliums zu erfüllen, welche verlangt, daß man seinen Nächsten liebe, wie sich selbst. Wahrhaftig, gerade so liebt der hochwürdigste Herr die Redakteure des Journals des Debats und Herrn Cousin, sammt den andern, die er aus eitel christlicher Liebe anzuschwärzen und dem Haß seiner Schäflein zu bezeichnen sich genöthigt sieht.

Nein, hochwürdigster Herr, den Vorwürfen, welche das Journal des Debats verdienen mag, darf man den nicht beigesellen, daß es Atheismus gepredigt habe; in diesem Stück ist es unschuldig. Man muß ihm sogar Dank dafür wissen, daß es die Gefälligkeit gegen die Regierung nicht so weit getrieben hat, Sie selbst durch sein Stillschweigen zu schützen. Wenn Sie durchaus darauf bestehen, es zu tadeln, so tadeln Sie es darum, daß es für die Gesellschaft dasselbe gethan hat, was seit langer Zeit die Geistlichkeit für die Religion thut: daß es an die Stelle großartiger Ueberzeugungen das Privatinteresse gesetzt hat, welches heutzutage die Richtschnur des Benehmens und die Grundlage allgemeiner Beurtheilung geworden ist. Das Eine hat den bürgerlichen Egoismus gepredigt, die Andere den religiösen Egoismus.

Worin lag die Kraft der ersten Christen? im Geiste der Bruderliebe und Einigkeit. Dieser Geist ist nicht mehr vorhanden in der Kirche. Die Geistlichkeit hat einen andern eingeführt, welchem gemäß jeder nur an sich selbst denkt und sich nur mit seinem eigenen Wohle beschäftigt, wie in der socialen und politischen Ordnung jeder ausschließlich darauf bedacht ist, sein Glück zu machen; und man kann sagen, daß es im etymologischen Sinne des Wortes keine Kirche mehr gibt, wie es kein Vaterland mehr gibt; es gibt keine gemeinsamen Interessen mehr, sondern nur noch persönliche Interessen. In der Politik wie in der Religion erzeugt diese Lehre die

Gleichgültigkeit, eine hundertmal furchtbarere Geißel, als all die Systeme, die Sie mit so großem Aufwand von Kräften bekämpfen.

Ich werde mich nicht lange bei Ihren Beweisführungen gegen den Atheismus, den Materialismus und den Pantheismus aufhalten. Dieselben sind, erlauben Sie, daß man es Ihnen sagt, das Schwächste und Abgedroschenste, was sich nur aufbringen läßt. Sie führen die großartigen Herrlichkeiten der Natur an; Sie folgern daraus das Dasein Gottes und sprechen: „Wer kann die Evidenz und die mathematische Strenge dieses Beweises verkennen? Hier ist es freilich unmöglich zu begreifen, aber es wäre unmöglich, nicht zu glauben.“ (S. 11.)

Ich habe diese Zeilen angeführt, um eine Anschauung von der Art und Weise zu geben, wie Sie die philosophische Sprache sprechen, und von der Ungeschicktheit der Ausdrücke, woran sich der Leser auf allen Seiten Ihrer Broschüre stößt. Sie nennen eine moralische Folgerung einen Beweis, und ohne den Widerspruch in diesen Worten zu gewahren, nehmen Sie keinen Anstand, zu schreiben, daß die Evidenz, daß ein mit mathematischer Strenge geführter Beweis unmöglich zu begreifen sein könne, aber daß es unmöglich sei, nicht daran zu glauben. Dieß beurkundet eine größere Ignoranz hinsichtlich der Bedeutung der Worte, als selbst einem Bischof, selbst in einem Erlasse, erlaubt ist. Ich könnte Ihnen noch andere eben so anstößige Beispiele aufführen, wenn wir mehr Muße hätten.

Sie kommen mit Leichtigkeit dazu, den Deismus festzustellen, aber Sie gehen nicht so leicht vom Deismus auf das Christenthum über; oder vielmehr, ich täusche mich, es kostet Sie blos die Mühe, dem Worte Gottes ein Beiwort: der wahre Gott (S. 14) zuzufügen, gleich als ob der Deismus und das Christenthum eines und dasselbe wären.

Nicht minder kraftvoll sind Ihre Widerlegungen des Pantheismus und des Materialismus, und wenn man die darin verschwendete Rhetorik wegläßt, so bleibt kaum ein Schatten von einem philosophischen Raisonnement übrig. „Wenn“, sagen Sie, „alles Gott wäre, so würden die niedrigsten Substanzen in ihrem Schooße Schätze von Größe, Unabhängigkeit und Licht finden; „sie würden sich in die Lüfte erheben, würden sich mit den glänzendsten Gestirnen vermischen.“ (S. 15.) Und warum? Ist etwa in den Augen der Philosophie eine Pflanze, ein Stein weniger schön, als ein Stern? Glauben Sie, daß der Stein oder die Pflanze wirklich etwas Geringeres sind, als der Stern? daß sie den Stern um seinen Rang beneiden, und daß es verdienstlicher oder schwieriger sei, den einen zu schaffen, als den andern? Die höhere Geltung der glänzenden Gestirne ist nur in der Poesie zulässig; in den Angelegenheiten des Dogmas und der Theologie hat die Poesie nichts zu schaffen, hier gilt es die strenge Sprache der abstrakten Wissenschaften. Erlauben Sie mir die Bemerkung, hochwürdigster Herr, es ist viel zu

viel Poesie in Ihrer Hirteninstruktion. Diese mühsam ausgearbeiteten Vergleichungen der Religion mit einem hoch in den Lüften schwebenden verwundeten Adler, dessen Flügel „majestätisch ausgebreitet über die Jahrhunderte, sich nur über den letzten Trümmern des einstürzenden Weltalls zusammenbiegen werden;" diese zahlreichen rhetorischen Figuren, diese derben Ironien, womit Sie Bossuet, Fenelon und Bourdaloue schwache und unnütze Geister nennen, die, statt sich mit Wahlen, mit Faktoreien, auf Komptoirs zu beschäftigen u. s. w. (S. 4.) Alles das schickt sich schlecht für einen Priester und könnte bis auf einen gewissen Punkt die Anklage auf Hang zur Romantik rechtfertigen, woran Sie sich so gewaltig gestoßen haben. Ueberlassen Sie die Adler, die Gestirne und das ganze pindarische Kauderwelsch den Oden- und Balladenreimern. Gott sei Dank, wir sind weit entfernt, die unheilvollen Ansichten zu theilen, welche Sie zu widerlegen versuchen, und eben deßhalb beklagen wir, daß Sie das Geschäft, welches Sie auf sich genommen, so schlecht ausgeführt haben. Es könnte scheinen, als ließe es sich nicht besser machen, und doch wäre dieß wahrhaftig nicht schwer.

Es gab eine Zeit, wo die Geistlichkeit immer wider die Wissenschaft Klage führte; damals war die Geistlichkeit mit Recht berühmt wegen ihrer Aufklärung, und der öffentliche Unterricht war in ihre Hände gegeben. Heutigen Tags, da sie dieser Befugniß beraubt ist, dieselbe aber wieder an sich zu ziehen wünscht, hat sie ihre Taktik verändert und bezeichnet nunmehr die Unwissenheit als die Quelle aller unserer Uebel. „Die Unwissenheit," sagt der Herr aus Chartres, „ist das schlimmste Unglück des Glaubens." (S. 10.) — „Ich spreche nicht blos von der Menge oder von denjenigen Personen, welche sich dem Wirbel der Welt und ihrer Angelegenheiten dahingegeben; ich habe diejenigen Menschen im Auge, die über andere Gegenstände am aufgeklärtesten sind, die Gelehrten, die Schriftsteller, die mit Recht einen Namen besitzen." (S. 8) Sie können keck noch die Geistlichkeit hinzufügen, hochwürdigster Herr, und wenn es der Beweise bedarf, so kann man sie finden, ohne aus Ihrer Hirteninstruktion herauszutreten.

Es wäre leicht, Ihnen wegen faktischer Irrthümer zu Leibe zu gehen, z. B. wenn Sie, S. 24, sagen: „Beinahe seit dem Ursprung unsers Glaubens sind Wissenschaft und Aufklärung das alleinige Erbtheil der christlichen Völker gewesen; bei allen andern herrschten Unwissenheit, Dummheit, Barbarei." Es würde genügen, Ihnen die unbestreitbare Thatsache der arabischen Civilisation entgegenzuhalten. Seite 31 sagen Sie: „Hier ist es nicht mehr ein Mensch, der uns belehrt; es ist ein Wesen, das seit achtzehn Jahrhunderten in allen Theilen der Welt angebetet worden ist." Wollen Sie vielleicht behaupten, daß vor achtzehn Jahrhunderten bei der Geburt Jesu Christi die ganze Welt auf einmal christlich geworden sei? Wissen Sie nicht, daß es noch bis auf den heutigen Tag neben

260 Millionen Christen, die dissentirenden Sekten mit inbegriffen, 475 Millionen Menschen gibt, die in Indien, in China, in Afrika und in Asien verbreitet, zu andern Religionen sich bekennen, als wir? Ihre Absicht war ohne Zweifel gut; aber die Wahrheit bedarf von Seiten des Irrthums keiner Stütze.

Lassen wir inzwischen diese und andere ähnliche Einwendungen, die man Ihnen machen könnte. Ich komme, hochwürdigster Herr, zu dem wichtigsten und für fromme Katholiken niederschlagendsten Theile Ihres Schreibens.

Sie hatten versprochen, den trübseligen Anhänger des Pantheismus (S. 15.), den beklagenswerthen Schüler des Materialismus (S. 15.) und den unglückseligen Deisten (S. 28.) zu Schanden zu machen. Sie haben es leider nicht gethan, und Sie fühlen die Unzulänglichkeit Ihrer Beweiskräfte so gut, daß Sie sich zu verschiedenen Malen entschuldigen: „Es fehlte uns an Zeit, um diese Trugschlüsse zu widerlegen." (S. 26.) „Ich werde mich bei einem so umfassenden Stoffe genöthigt finden, mich kurz zu fassen." (S. 24.) Hierüber könnte Ihnen einer Ihrer Leser leicht Ihren Lieblingsausruf: armselige Ausflucht! entgegenschleudern. Aber wenn es traurig ist, daß ein Hirte nicht die Zeit hat, seine Heerde gut zu führen, so ist es noch trauriger, daß er die Zeit hat, sie schlecht zu führen, und Gefahr läuft, sie ferne von gesunden Weiden, irre zu führen.

In der That, hochwürdigster Herr, wie sprechen Sie doch von den Geheimnissen des christlichen Glaubens? Wenn man Sie hört, so ist die Barmherzigkeit Gottes, diese Barmherzigkeit, welche alle Väter, alle Doktoren und der Katechismus für unendlich erklären, beschränkt durch die Schlechtigkeit der Menschen. — „Man nimmt Deiner Barmherzigkeit sogar die Macht, uns zu retten, durch den freventlichen Mißbrauch, den man von ihr macht." (S. 18.) Nicht wahr, dieß ist eine Redefigur von derselben Art, wie Ihre Behauptung, daß man Gott entthronen und seinen Kultus auf Erden zerstören könne? Ich wiederhole Ihnen, hochwürdigster Herr, es ist viel zu viel Rhetorik und Poesie in Ihrer Hirteninstruktion, und dieß verursacht Widersprüche, wodurch einfältige Herzen in schwere Verlegenheiten gesetzt werden. Z. B. in dem Falle, von welchem es sich handelt, rufen Sie (S. 23.): „Wer dürfte es wagen, ein Maß vorzuschreiben einer Barmherzigkeit, die keines haben kann?" — Wer? Sie, hochwürdigster Herr Bischof.

Sie versuchen zu beweisen, daß das Dogma der Menschwerdung kein unglaubliches Paradoxon sei. (S. 23.) Sie versichern, daß die „Vernunft sich beinahe keine Gewalt anzuthun brauche, um die Möglichkeit der Menschwerdung zuzugeben." (S. 22.) Es ist dieß, hochwürdigster Herr, ein Geheimniß, oder es ist keines: der Katechismus lehrt uns, daß es ein Geheimniß sei, d. h. eine schlechterdings unbegreifliche Sache. Und Sie wollen nicht einmal, daß ein Geheimniß ein Para-

viel Poesie in Ihrer Hirteninstruktion. Diese mühsam ausgearbeiteten Vergleichungen der Religion mit einem hoch in den Lüften schwebenden verwundeten Adler, dessen Flügel „majestätisch ausgebreitet über die Jahrhunderte, sich nur über den letzten Trümmern des einstürzenden Weltalls zusammenbiegen werden;" diese zahlreichen rhetorischen Figuren, diese derben Ironien, womit Sie Bossuet, Fenelon und Bourdaloue schwache und unnütze Geister nennen, die, statt sich mit Wahlen, mit Faktoreien, auf Komptoirs zu beschäftigen u. s. w. (S. 4.) Alles das schickt sich schlecht für einen Priester und könnte bis auf einen gewissen Punkt die Anklage auf Hang zur Romantik rechtfertigen, woran Sie sich so gewaltig gestoßen haben. Ueberlassen Sie die Adler, die Gestirne und das ganze pindarische Kauderwelsch den Oden- und Balladenreimern. Gott sei Dank, wir sind weit entfernt, die unheilvollen Ansichten zu theilen, welche Sie zu widerlegen versuchen, und eben deßhalb beklagen wir, daß Sie das Geschäft, welches Sie auf sich genommen, so schlecht ausgeführt haben. Es könnte scheinen, als ließe es sich nicht besser machen, und doch wäre dieß wahrhaftig nicht schwer.

Es gab eine Zeit, wo die Geistlichkeit immer wider die Wissenschaft Klage führte; damals war die Geistlichkeit mit Recht berühmt wegen ihrer Aufklärung, und der öffentliche Unterricht war in ihre Hände gegeben. Heutigen Tags, da sie dieser Befugniß beraubt ist, dieselbe aber wieder an sich zu ziehen wünscht, hat sie ihre Taktik verändert und bezeichnet nunmehr die Unwissenheit als die Quelle aller unserer Uebel. „Die Unwissenheit," sagt der Herr aus Chartres, „ist das schlimmste Unglück des Glaubens." (S. 10.) — „Ich spreche nicht blos von der Menge oder von denjenigen Personen, welche sich dem Wirbel der Welt und ihrer Angelegenheiten dahingegeben; ich habe diejenigen Menschen im Auge, die über andere Gegenstände am aufgeklärtesten sind, die Gelehrten, die Schriftsteller, die mit Recht einen Namen besitzen." (S. 8) Sie können keck noch die Geistlichkeit hinzufügen, hochwürdigster Herr, und wenn es der Beweise bedarf, so kann man sie finden, ohne aus Ihrer Hirteninstruktion herauszutreten.

Es wäre leicht, Ihnen wegen faktischer Irrthümer zu Leibe zu gehen, z. B. wenn Sie, S. 24, sagen: „Beinahe seit dem Ursprung unsers Glaubens sind Wissenschaft und Aufklärung das alleinige Erbtheil der christlichen Völker gewesen; bei allen andern herrschten Unwissenheit, Dummheit, Barbarei." Es würde genügen, Ihnen die unbestreitbare Thatsache der arabischen Civilisation entgegenzuhalten. Seite 31 sagen Sie: „Hier ist es nicht mehr ein Mensch, der uns belehrt; es ist ein Wesen, das seit achtzehn Jahrhunderten in allen Theilen der Welt angebetet worden ist." Wollen Sie vielleicht behaupten, daß vor achtzehn Jahrhunderten bei der Geburt Jesu Christi die ganze Welt auf einmal christlich geworden sei? Wissen Sie nicht, daß es noch bis auf den heutigen Tag neben

260 Millionen Christen, die dissentirenden Sekten mit inbegriffen, 475 Millionen Menschen gibt, die in Indien, in China, in Afrika und in Asien verbreitet, zu andern Religionen sich bekennen, als wir? Ihre Absicht war ohne Zweifel gut; aber die Wahrheit bedarf von Seiten des Irrthums keiner Stütze.

Lassen wir inzwischen diese und andere ähnliche Einwendungen, die man Ihnen machen könnte. Ich komme, hochwürdigster Herr, zu dem wichtigsten und für fromme Katholiken niederschlagendsten Theile Ihres Schreibens.

Sie hatten versprochen, den trübseligen Anhänger des Pantheismus (S. 15.), den beklagenswerthen Schüler des Materialismus (S. 15.) und den unglückseligen Deisten (S. 28.) zu Schanden zu machen. Sie haben es leider nicht gethan, und Sie fühlen die Unzulänglichkeit Ihrer Beweiskräfte so gut, daß Sie sich zu verschiedenen Malen entschuldigen: „Es fehlte uns an Zeit, um diese Trugschlüsse zu widerlegen.“ (S. 26.) „Ich werde mich bei einem so umfassenden Stoffe genöthigt finden, mich kurz zu fassen.“ (S. 24.) Hierüber könnte Ihnen einer Ihrer Leser leicht Ihren Lieblingsausruf: armselige Ausflucht! entgegenschleudern. Aber wenn es traurig ist, daß ein Hirte nicht die Zeit hat, seine Heerde gut zu führen, so ist es noch trauriger, daß er die Zeit hat, sie schlecht zu führen, und Gefahr läuft, sie ferne von gesunden Weiden, irre zu führen.

In der That, hochwürdigster Herr, wie sprechen Sie doch von den Geheimnissen des christlichen Glaubens? Wenn man Sie hört, so ist die Barmherzigkeit Gottes, diese Barmherzigkeit, welche alle Väter, alle Doktoren und der Katechismus für unendlich erklären, beschränkt durch die Schlechtigkeit der Menschen. — „Man nimmt Deiner Barmherzigkeit sogar die Macht, uns zu retten, durch den freventlichen Mißbrauch, den man von ihr macht.“ (S. 18.) Nicht wahr, dieß ist eine Redefigur von derselben Art, wie Ihre Behauptung, daß man Gott entthronen und seinen Kultus auf Erden zerstören könne? Ich wiederhole Ihnen, hochwürdigster Herr, es ist viel zu viel Rhetorik und Poesie in Ihrer Hirteninstruktion, und dieß verursacht Widersprüche, wodurch einfältige Herzen in schwere Verlegenheiten gesetzt werden. Z. B. in dem Falle, von welchem es sich handelt, rufen Sie (S. 23.): „Wer dürfte es wagen, ein Maß vorzuschreiben einer Barmherzigkeit, die keines haben kann?“ — Wer? Sie, hochwürdigster Herr Bischof.

Sie versuchen zu beweisen, daß das Dogma der Menschwerdung kein unglaubliches Paradoxon sei. (S. 23.) Sie versichern, daß die „Vernunft sich beinahe keine Gewalt anzuthun brauche, um die Möglichkeit der Menschwerdung zuzugeben.“ (S. 22.) Es ist dieß, hochwürdigster Herr, ein Geheimniß, oder es ist keines: der Katechismus lehrt uns, daß es ein Geheimniß sei, d. h. eine schlechterdings unbegreifliche Sache. Und Sie wollen nicht einmal, daß ein Geheimniß ein Para-

doxon sei! Sie wollen, daß die Vernunft beinahe sich gar nicht sträube, ein Geheimniß anzunehmen! Wo ist dann das Verdienst des Glaubens?

Sie bringen blos einen einzigen Beweis vor: „Alle Jahrhunderte haben an eine ähnliche Erscheinung geglaubt: darin lag das Wesen und der Kern des Götzendienstes.“ (S. 23.) Somit stellen Sie das Christenthum den Religionen der Götzendiener gleich, dem Buddhismus z. B., und da das Geheimniß der Menschwerdung das Wesen und der Kern des Christenthums ist, so folgt aus Ihrer Behauptung, daß die falschen Religionen und die wahre Religion auf einer gemeinschaftlichen Grundlage beruhen.

Und wie sprechen Sie von der Dreieinigkeit? „Wir glauben,“ sagen Sie, „an die erhabene Dreieinigkeit, aber wir glauben nicht, daß es zugleich ein Wesen und drei Wesen in Gott gebe.“ Wenn Sie das nicht glauben, hochwürdigster Herr, so sind Sie ein Ketzer. Sie fügen allerdings hinzu: „Wir erkennen hier ein einziges Wesen in drei Personen.“ Alles läuft also auf einen Streit über die Gleichbedeutenheit der Worte Wesen und Person hinaus, und Sie gestehen mit dem heiligen Augustin selbst, daß Sie auf die Frage, was diese Personen seien, nichts zu antworten wissen. (S. 32.) Wenn sich dem so verhält, wozu also einen Streit anfangen und Unterscheidungen einführen, welche sich vermessen, die Schwierigkeit zu verringern und sie der menschlichen Vernunft zugänglich zu machen? Das ist Ihr großes Unrecht, hochwürdigster Herr, und das einzige Mittel, wodurch Sie sich hier retten können, besteht in dem Geständnisse, daß Ihre Redensarten über das Wesen und die Person ein reiner Gallimathias sind. Sie hätten besser gethan, diese furchtbaren Geheimnisse gar nicht zu berühren. Am Schlusse sagen Sie aus Mangel an einem bessern Beweisgrunde, der Christ wäre unentschuldbar, wenn er nicht glaubte, ohne zu sehen; damit hätten Sie anfangen, und daran hätten Sie sich halten müssen.

Sie kommen an die Erbsünde, ein weiteres Geheimniß; und um dieses Dogma zu erklären oder zu rechtfertigen, nehmen Sie Ihre Zuflucht zur Präexistenz der Seelen, an welche, sagen Sie, zu glauben nicht verboten ist. Ich weiß nicht, ob dieß nicht verboten ist, aber es scheint mir vom katholischen Gesichtspunkte aus gefährlich zu sein, diese Lehre, die Zwillingsschwester der Pythagoräischen Seelenwanderung, zuzugeben. Noch einmal, hochwürdigster Herr, warum mußten Sie alle Bürgersmänner von Chartres in diese Zweifel, diese Verwirrung, in den finstern Abgrund all dieser theologischen Superfeinheiten stürzen?

Schließen wir mit dem heiligen Abendmahl, welches man Ihrer Behauptung zufolge lästert, weil man sein Grundwesen nicht kennt. (S. 33.) Nun, Sie entdecken es uns. — „Dieser in Glorie versenkte Leib, der plumpen Eigenschaften entkleidet, welche dem irdischen Dasein anhängen, ist geistig geworden, d. h. man

muß darin beinahe nichts mehr sehen, als einen reinen Geist." Es gibt ebensowenig einen geistigen Leib als einen leiblichen Geist. Obschon der Ausdruck vom heiligen Paulus herstammt, so schließt er dennoch einen Widerspruch in sich. Und was wird aus der Transsubstantiation mit diesem reinen Geiste, welchen Sie statt des Fleisches und Blutes Jesu Christi annehmen? — „Es ist wie ein Lichtstrahl, der von der Himmelshöhe herabkommt und auf die Lippen des Christen gleitet u. s. w." (S. 33.) Nein, hochwürdigster Herr, es ist hier kein Strahl; es ist Fleisch und Blut. Sie werden zu Ihrer Vertheidigung die Beschränkungsworte beinahe, wie, entgegenhalten; aber wie! Ein Prälat sollte von der Ketzerei der Sakramentarier nur durch die dünne Scheidewand eines beinahe getrennt sein? Sie sind beinahe der Ansicht Zwinglis! Sie nehmen von dem heiligen Abendmahl das Geheimniß, die Unmöglichkeit weg; unter Ihren Händen würde es eine begreifliche Sache, würde wie eine Figur, ein Symbol: Sie rufen oft Bossuet als Zeugen auf; glauben Sie etwa, hochwürdigster Herr, daß Ihre beinahe und Ihre wie den strengen Bischof von Meaux befriedigt haben würden, ihn, der so gerne den Ausdruck: „unbegreifliche Wahrheiten" gebraucht?

Der einzige in Ihrem Hirtenbriefe entwickelte Gedanke ist der: Die Ungläubigkeit läßt größere Schwierigkeiten stehen, als die Geheimnisse des Christenthums. Und um dieß zu beweisen, haben Sie sichs angelegen sein lassen, den Geheimnissen Ihres Glaubens ihre Bedeutung zu benehmen; Sie suchen sich mit dem Stolz der menschlichen Vernunft zu vergleichen; Sie verringern die Schwierigkeiten des Dogmas, und glauben den Katholicismus annehmbar zu machen, ihn zu fördern, ihn zu verbreiten, indem Sie seine Geheimnisse auf Abstreich ausbieten. Dieß ist, hochwürdigster Herr, ein schlimmer Gedanke, der geradewegs zur Ketzerei führt. Gedenken Sie an jenes sehr tiefe Wort eines Kirchenvaters: **Credo quia absurdum.** Darin ist der ganze Religionsglauben zusammengefaßt.

Ich weiß, daß die Geistlichkeit seit einigen Jahren den Glauben zu einem Erzeugnisse der Vernunft machen will. Was die Geheimnisse betrifft, so wird die Sache immer unmöglich sein: **spiritus flat ubi vult.** Und sehen Sie, wohin das Sie führt. In dem Briefe an Ihre Geistlichkeit steht zu lesen: „Wer hat dem Weltmenschen das Vorrecht übertragen, Gott zu höhnen, zu behaupten, daß sein Dasein durch die Vernunft nicht bewiesen werden könne, und eben damit zu erklären, daß man nicht daran glauben müsse, weil **blos ein Schwachkopf glaube, was der Beweise ermangle, und nicht auf die Vernunft gegründet sei?**" (S. 41.) Dieser Stelle zufolge sind alle Geheimnisse des katholischen Glaubens, die Fleischwerdung, die Dreieinigkeit, das heilige Abendmahl für die Vernunft beweisbar, sie hören auf Geheimnisse zu sein, oder auch, sie können nur von Schwachköpfen angenommen werden, und man muß nicht daran glauben. Sie,

ein Bischof, untergraben die Grundlage des Katholicismus. Luther ist um ein gutes Stück nicht so weit gegangen. Was würden Sie sagen, wenn die Gläubigen Ihrer Diözese mit Beziehung auf Ihren Aphorismus von Ihnen die mathematischen Beweise für die Glaubensartikel verlangten, woran festzuhalten Sie Ihnen anempfehlen?

In Angelegenheiten des katholischen Glaubens, hochwürdigster Herr, sind Geheimnisse vonnöthen, aus einem Gusse kommende, kompakte, undurchdringliche Geheimnisse. Wer unter solchen Bedingungen nicht mithalten will, der bleibe auf der Seite. Diese Uebereinkömmnisse, welche Sie mit dem philosophischen Geiste versuchen, eben diese sind es, was man den romantischen Hang der modernen Geistlichkeit nennen kann.

Sie werden fragen, seit wann die Journalisten Theologen geworden sind; seit die Bischöfe Journalisten geworden sind, hochwürdigster Herr.

Ihre lärm- und skandalsüchtigen Abbés vom Univers, mit denen Sie gemeinschaftliche Sache machen, haben sich unterfangen, die Universität stürzen zu wollen. Sie belauern, deuteln und entstellen die improvisirten Worte der akademischen Professoren; sie verdrehen in ihren Auslegungen Phrasen, welche sie aus den Büchern des Herrn Cousin oder des Herrn Jouffroy reißen. Ihr sehet, meine Herren, den Splitter in Eures Bruders Auge, aber den Balken in Euerm eigenen Auge sehet Ihr nicht. Hätte ein Laie, ein Universitätsprofessor, nur die Hälfte von dem zu sagen gewagt, was Ihr in dieser Hirteninstruktion zu schreiben Euch unterstanden habt, dann hättet Ihr gewonnenes Spiel gegen ihn. Welch ein Geschrei, welche Wuthausbrüche, welche Klagen würde man nicht dann erleben! Dann würdet Ihr ächzend Eure Stimme erheben, würdet Unglück über Frankreich prophezeien, würdet die Drohungen des Himmels vernehmen lassen und den Zorn Gottes anschüren. Wer nicht zu Eurer Sippschaft gehört, und wer Eurer Herrschaft Hindernisse in den Weg legt, den behandelt Ihr als einen Gottlosen, einen Ketzer, einen Mordbrenner. Aber der gesunde Sinn des Publikums wird Recht sprechen und die Presse wird nicht ermangeln, dem gesunden Sinne des Publikums zu Hülfe zu kommen. Macht Euch darauf gefaßt, mit demselben Maße gemessen, auf derselben Waage gewogen zu werden, die Ihr bei andern angewendet habt: **Appensus es in statera, et inventus es minus habens.** Hat das Evangelium Euch nicht den Geist der Nachsicht und Sanftmuth zu lehren vermocht, so werdet Ihr Euch vielleicht durch die Sorge für Euere weltlichen Interessen besser berathen lassen, und ohne an christlicher Liebe zu gewinnen, werdet Ihr vielleicht wenigstens umsichtiger werden. Das wünsche ich Euch.

Dahin also führt das Bedürfniß, um jeden Preis Proselyten zu machen. In demselben Geist sagten die Jesuiten den abgöttischen Völkerschaften, welchen sie predigten, kein Wort von dem gekreuzigten Jesus und der ganzen demüthigen Seite

der Religion, um ihnen nur den triumphirenden Jesus und die glanzvolle Seite entgegenzuhalten. Ein Bischof ist es, der sich nicht scheut, dem Hochmuth der menschlichen Vernunft und der Eitelkeit des Jahrhunderts solche Zugeständnisse zu machen, und dieser Bischof vergleicht sich mit dem heiligen Paulus! und eben diese Leute können es nicht ertragen, daß der Lehrstuhl der Philosophie einem jüdischen oder protestantischen Professor anvertraut wird. Auf der einen Seite eine bis zu den Grenzen der Ketzerei herabsteigende Gefälligkeit, und auf der andern zu gleicher Zeit eine bis zur Unduldsamkeit und zum Fanatismus hinaufgeschraubte Strenge!

Ja gewiß, wenn man den Bischof von Chartres betrachtet, der als eine der Leuchten und Zierden des Episkopats gepriesen wird, so begreift man, daß die Religion wirklich in Gefahr ist. Man begreift, daß die Untergebenen dem von oben kommenden Anstoß folgen, und daß die Religion, die in den Händen des Herrn von Chartres ein soziales Werkzeug geworden ist, unter den Händen der kleinen Abbés zur Nichtigkeit einer Spielwaare für Salon oder Boudoir herabsinkt. Nie hat das von Pater Lemoine, einem Jesuiten, aufgestellte System behaglicher Frömmigkeit eine so bedeutende Entwicklung erhalten. Heutzutage setzt man die Andacht in Musik, man bedeckt sie mit Blumen der Wohlredenheit, man verhandelt sie in Journalen und Feuilletons. Die Osterbeichte in Notre-Dame liefert einen Premier-Paris, worin von dieser erhabenen Ceremonie in dramatischem Styl Bericht erstattet wird, ganz in derselben Art, wie wenn es sich um ein Theaterstück handelte. Von dem ehrwürdigen Pater von Ravignan wird darin gesprochen, wie von einem Schauspieler: „Seine durch die Anstrengungen einer Privatandacht erschöpfte Stimme hat nicht Allen den Ausdruck der Wonne zu überbringen vermocht, die seine Seele erfüllte. Er hat seine Hand erhoben, er hat gesegnet, er ist beredt gewesen mit dem Lächeln, das auf seinen Lippen strahlte.“ Nach diesen, irgend einem alten Feuilleton über Frederic Lemaître entnommenen Zeilen kommt eine Uebersetzung der Osterhymne, und man schließt mit der Travestie des Refrains einer während des Kaiserreichs sehr beliebten Romanze: „Geh hin, schneller Bericht; verkünde in der Ferne und jenseits der Grenzen unsers Frankreich, welcher Art unser Fest am heutigen Tage gewesen ist *).“ Man hatte noch nie einen Troubadour im Chorrock und mit Ueberschlägen gesehen, außer wenn man Don Basilio dafür gelten lassen will.

Das Stabat mater, in Saint-Germain-l'Auxerrois ausgeführt, wird Veranlassung zu einem, vom Abbé Pascal mit dem vollständigen Namen unterzeichneten, Briefe. Ich weiß nicht, welches Journal diesen Gesang die Palmsonntagshymne genannt hatte; darüber spottet der Abbé sehr artig: „Man kann diesen abgeschmackten Schnitzer dem Fourieristischen Blatte zu gut halten, das sich vor Allem

*) Univers vom 29. März 1842.

auf die Organisation der Pastetenbäckerbataillone an den Ufern des Euphrat versteht.“ Er hat den Styl eines Windbeutels, der Abbé! Dieser junge Mann würde sich, so scheint es, besser in einer Kaserne ausnehmen, als in einem Seminar. Im Uebrigen besitzt er gelehrte und literarische Bildung trotz einem Unterlieutenant, man sieht, daß er sich mit guter Lektüre genährt hat: — „Am Palmsonntag ist das Stabat gänzlich ungebräuchlich! Das Vexilla, das an diesem Sonntag gesungen wird, läßt uns die Kreuzigungsscene auf eine weit weniger innige Art betrachten.“ — Der Abbé P....l weiß die schönen Ausdrücke der romantischen Schule, und er spricht von dem christlichen Cyclus, wie dieß nur einer von diesen gottlosen Professoren des Collége de France thun könnte: „Das ganze Ceremoniell muß harmoniren mit der hohen und göttlichen Intelligenz, welche den christlichen Cyclus begeistert hat.“ Damit ist die christliche Religion mit einem Worte und ohne weitere Umstände auf dieselbe Stufe gestellt, wie die Romane von Karl dem Großen und den Rittern von der Tafelrunde. Ist er nicht ein allerliebster Bursche, der Abbé P....l? Man höre ihn, wie er sich gegen die unverbesserliche Manie erhebt, die Musik und die profanen Künstler in die Kirchen einzuführen: — „Ich mißbillige es mit allen Mächten meiner Seele. Diese Hymne, indem sie aus Munden kommt, die sich an cynische Gesänge prostituirt haben... von den hundert Stimmen der thörichten Jungfrauen, den Tenoren und ersten Bässen der.... **Ich vollende nicht!**“ Erhabene Verschweigung! Heilige Schamhaftigkeit des Abbé P....l, die vor dem Namen Oper entrüstet einhält! Ist das Seminar die Schu[illegible] wo man sich mit dieser Kraft und Leidenschaft über die Prostituirten und die thörichten Jungfrauen ausdrücken lernt?

Die Geistlichkeit hat sich seit einiger Zeit fleißig auf das Schreiben verlegt. Es ist traurig, daß man in allen ihren Schriften eine beleidigende Heftigkeit, eine unchristliche Herbheit des Styls wieder finden muß, oder auch diese ungeziemende Leichtfertigkeit, womit sie von den heiligen Dingen spricht.

Viertes Kapitel.

Mittel, auf die untern Klassen zu wirken. — Wunder. — Eigenthümliche Andachtsübungen. — Ordensbrüderschaften. — Vereine.

§ 1.

Nun kommt der Antheil des Volkes. Der Student, der Weltmensch haben den ihrigen gehabt: man muß auch darauf denken, den Proletarier, den Bauern und den Arbeiter zu gewinnen.

In allen Köpfen, in allen Herzen findet sich Poesie, die Liebe zum Wunderbaren und Uebernatürlichen. Die Jesuiten thun diesem geistig gemüthlichen Bedürfnisse reichlich Genüge. Bei ihnen hat die Einbildungskraft keine Feiertage und läuft nicht Gefahr, aus Mangel an Nahrungsstoff zu erlöschen. Ihre Zeitungen und hauptsächlich ihre Traktätlein verbreiten allenthalben zu niedrigen Preisen die Erzählungen der zu ihren Gunsten und durch ihre Vermittlung geschehenen Wunder unter dem Volke; denn man muß dieß wohl bemerken, das Wunderwerk betrifft immer sie und steht auf irgend eine Art mittelbar oder unmittelbar mit ihnen in Beziehung. Der Wunderthäter ist einer ihrer Väter, oder ist der, an dem das Wunder geschieht, einer ihrer Schüler, oder auch ist die Gnade vermittelst einer der Andachtsübungen, welche sie ausgeheckt haben, erwirkt worden. Diese Andachtsübungen sind unzählig; jeder Tag sieht eine neue zum Vorschein kommen, von der Andacht beim geheiligten Herzen an bis zum geheiligten Leibrock und der wunderthätigen Medaille. Sie erfinden Heilige und Reliquien in unglaublicher Menge: z. B. die heilige Philomena, für welche sie eine so außerordentliche Legende verfaßt haben, den heiligen Jomedes, von welchem bis jetzt nur sein harmonischer Name bekannt ist; oder auch jenes heilige Gewand, das seit mehr als tausend Jahren in Argenteuil aufbewahrt wird und die unheilbaren Schüler von Freiburg im Nu gesund macht; oder auch das kostbare Blut, das seit dem Tod des Nikodemus in der Abtei zu Fecamp verwahrt wird. Man könnte Tausende solcher Beispiele anführen. Aber ohne uns in dieses ausgangslose Labyrinth zu werfen, wollen wir vielmehr an einigen Proben sehen, mit welcher Schamlosigkeit die Schöpfer dieser angeblich frommen Fabeln der Religion und dem gesunden Menschenverstande Hohn zu sprechen sich erdreisten.

Der Ueberlieferung zufolge trug Jesus Christus einen von seiner Mutter eigenhändig gewobenen Leibrock ohne Nähte. Das Evangelium sagt einfach, die Soldaten haben um diesen Rock gewürfelt, damit er nicht getheilt werden müßte. Dom Calmet berichtet: „Noch bis auf den heutigen Tag verwahrt man den heiligen Leibrock in der Kathedrale zu Trier. Das Gewand, das man in Argenteuil sieht, ist kein Leibrock, sondern ein purpurfarbener Mantel.“ (Dict. de la Bible unter Vêtement.)

Johannes Diakonus, welcher die zu St. Johann im Lateran aufbewahrten Reliquien aufgezählt, erwähnt auch den linnenen Leibrock Jesu Christi.

Dom Gerberon, ein Benediktiner von Argenteuil, der letzte Geschichtschreiber des heiligen Gewandes, versetzt es, wie nicht mehr als billig, in sein Kloster. Er gesteht, es sei von Wolle, aber er kennt seine Form nicht, indem man es schon zu seinen Zeiten nur in einem Krystalle sehen konnte. Im Uebrigen weiß er seine Geschichte vollständig und zusammenhängend. Der Soldat, der es gewann, verkaufte es an Pilatus. Pilatus, in Anklagestand versetzt, mußte vor Caligula erscheinen, aber er hatte, ohne etwas zu sagen, den Leibrock Jesu Christi angezogen, und so

konnte er weder überwiesen, noch verurtheilt werden. Glücklicher Weise entdeckte die heilige Veronika die List; man zog Pilatus das Gewand aus und er wurde nach Rom verbannt, wo er sich selbst tödtete. Bis hieher hatte sich Dom Gerberon von Matthieu von Westminster*) leiten lassen; Gregor von Tours wird ihm den übrigen Weg vollends zeigen.

Der gläubige Bischof erzählt, das heilige Gewand sei von Christen wieder angekauft und in einer Stadt Galatiens, die er nicht nennt, aufbewahrt worden. Dom Gerberon fährt fort:

„Diese unbekannte Stadt wurde vermuthlich von den Persern geplündert, und so wurde allem Anschein nach in der Unordnung das heilige Gewand geraubt und nach Jaffa in Palästina gebracht. Ein von heftigen Schmerzen gequälter Jude erklärte, es befinde sich dort in einer marmornen Kiste.“ Dom Gerberon schwebt über den Namen dieses Juden in keiner Ungewißheit: er nannte sich Simon. Der sinnreiche und nicht minder durch christliche Liebe ausgezeichnete Benediktiner stellt die Vermuthung auf, Simon selbst habe den Leibrock Jesu Christi gestohlen und verborgen.

Endlich nachdem er über Jerusalem und Konstantinopel aus den Händen des Heraklius in die Irenens, sodann an Karl den Großen gekommen war, gelangte er im Jahr achthundert in den Besitz der Ordensbrüder des Dom Gerberon zu Argenteuil. Aber die heilige Reliquie hatte ihr wechselvolles Schicksal noch nicht vollendet. Fünfundvierzig Jahre nachher plünderten die Normannen die Abtei. Was wurde aus dem heiligen Gewande und durch welches Wunder entging es ihren furchtbaren Händen? Es wurde in einer dicken Mauer verborgen und blieb allda drei Jahrhunderte lang. Es läge noch dort, wenn nicht ein Engel ausdrücklich gekommen wäre, um sein Dasein zu offenbaren. Diese Thatsachen werden bezeugt durch die Hymne, welche man im Mittelalter sang:

Guerrarum per intervalla
Vestis muro latens illa
Stat nullo sciente

Undè fulgent miracula
Monacho per oracula
Angelo dicente.

Durch das Zeugniß des Johannes Diakonus, welcher den linnenen Leibrock Jesu Christi unter den Kostbarkeiten des Schatzes von Saint-Jean de Latran aufzählt, kommt Dom Gerberon nicht in Verlegenheit. „Diese Leinwand,“ sagt er, „läßt mich glauben, daß es vielleicht eines der kleinen Hemde war, deren sich Jesus

---

*) Blüthen der Geschichte über das achtunddreißigste Jahr Jesu Christi.

Christus in seiner Kindheit bedient hatte.“ Dom Gerberon ist, wie man sieht, ein auffallendes Gegenstück zu den Mabillon, den Montfaucon, den Martène und so vielen andern, deren gründliche und tiefe Gelehrsamkeit noch bis auf den heutigen Tag ihrem Orden, welcher nicht mehr besteht, zur glänzenden Zierde gereicht.

Nun gut, dieser Roman, eine abgeschmackte und lächerliche Erfindung des elften Jahrhunderts, wird noch heute für baare Wahrheit ausgegeben. Es besteht ein Kultus des heiligen Leibrocks, ein feierliches Fest, eine Wallfahrt zu seiner Ehre, eine Brüderschaft zum heiligen Leibrock, die über eine bedeutende Anzahl von Ablässen zu verfügen hat. Alles das ist ausdrücklich genehmigt und gebilligt von dem Bischof von Versailles, und man gibt Prospekte davon aus, an deren Ende die Anzeige zu lesen steht, wann die Eisenbahn von Paris nach Versailles abfährt. O heilige christliche Religion, welchen Interessen läßt man dich dienen! Wie tief wird deine Majestät herabgewürdigt, und von wem!

Die Jesuiten in Freiburg besitzen auch das heilige Gewand oder wenigstens ein Stück davon. Einer ihrer Zöglinge, der Sohn des Lords Clifford, hatte ein verzweifeltes Leiden am Bein. Wenn man ihn nur mit dem Bart einer Feder anrührte, so schrie er laut auf. Die heilige Jungfrau erscheint ihm im Traume und kündigt ihm eine alsbaldige Genesung an.

„Während man auf die Aerzte wartete, schickte der Pater Rektor den Pater Jeantier weg, um das Reliquienkästchen zu holen, worin ein Stück von des Erlösers Gewand verschlossen ist. Im Augenblick, wo der Pater mit dem Reliquienkästchen eintrat, verspürte der junge Clifford eine Art innerliches Zusammenzucken; es war ihm, als ob das kranke Bein sich krümmte und drehte, gleich als wollte es sich seinem Einflusse entziehen. Aber in demselben Augenblick, wo die Reliquie mit dem Sitz des Schmerzes in Berührung gebracht wurde, empfand er etwas, wie einen elektrischen Schlag, das sogleich seinen ganzen Körper durchzuckte, und der Kranke rief: Ich bin geheilt! So wie er war, im Schlafrock und barfüßig, lief er in die Kapelle und dankte daselbst Gott unter einem großen Strome von Thränen. Der Pater Rektor und der Pater Rodolphe eilten sogleich herzu und warfen sich neben ihm am Fuße des Altares nieder; selbst die Aerzte gesellten sich zu ihnen und brachen in Thränen aus. Der Doktor Lonchamps erklärte, es bedürfe keines andern Beweises für die Wahrheit des Wunders, als den Anblick des Kranken.

„Um zehn Uhr nahm Clifford seine Stiefel und bekleidete zum ersten Male wieder seit zwei Monaten seine Füße *).“

Wenn man solche Erzählungen liest, so besinnt man sich ordentlich, ob man

---

*) Siehe das Univers, den Ami de la Religion und die Etrennes spirituelles für 1844, gedruckt in Mans.

nicht träume; man fragt sich, ob man sich wirklich im Jahre 1843, im neunzehnten Jahrhundert befinde, oder ob man nicht vollständig in die Finsterniß des Mittelalters zurückgesunken sei. Denn wahrhaftig, vom Mittelalter entlehnen die Jesuiten Legenden, die sie ein wenig zustutzen und von Neuem in Umlauf bringen. Zuweilen nehmen sie sich nicht einmal die Mühe, die Erfindungen der Mönche aus der guten alten Zeit ein wenig zu überarbeiten, und da sie diese gute alte Zeit, wo sie die Beherrscher der Völker und der Könige gewesen, zurückführen wollen, so begnügen sie sich, den Text der allerwidersinnigsten Legenden abdrucken zu lassen, ohne ein einziges Wort daran zu ändern.

Hier folgt die Legende von dem kostbaren Blute, das zu Fecamp ebenso brünstig verehrt wird, wie das heilige Gewand von Argenteuil. Wir geben sie so, wie sie hinter der Messe des kostbaren Blutes zu lesen ist. Diese Erzählung, die als Auszug aus einem Manuscript von 1527 gegeben wird, trägt das Gepräge einer merkwürdigen Naivetät.

Geschichte des kostbaren Blutes unsers Herrn Jesu Christi, das in der Abtei der heiligsten Dreieinigkeit zu Fecamp ruht.

„Joseph von Arimathia und Nikodemus, heimliche Schüler unsers göttlichen Erlösers Jesu Christi, welchen die Juden ungerechter Weise gekreuzigt haben, gingen zu Pilatus und baten ihn um den Leib unsers göttlichen Erlösers, um denselben zu Grabe zu bringen; sie erhielten ihn auch wirklich. Nikodemus hatte, dem Evangelium des heiligen Johannes zufolge, Jesum bei der Nacht besucht, und vermittelst seines Messers nahm er das kostbare Blut, das um die Wunden an den Händen und Füßen unsers göttlichen Erlösers herum geronnen war, legte es in seinen Handschuh und verwahrte es sein ganzes Leben hindurch voll Ehrfurcht, indem er ihm alle seine Huldigungen widmete. Als er sich aber auf dem Punkte sah, zu sterben, und keine Kinder hatte, so erklärte er sein Geheimniß seinem Neffen Isaak, gab ihm seinen Handschuh mit dem kostbaren Schatz, der darin lag, und sagte zu ihm: Dieß ist das Blut des wahren Propheten Jesus, welchen unsere Vorfahren ungerechter Weise kreuzigen ließen; bewahre es in Ehrfurcht und erweise ihm die Ehre und Anbetung, die ihm gebühren, so wird es dir nie an etwas mangeln. Isaak empfing also den kostbaren Schatz aus der Hand seines Oheims und legte ihn in seine Geldkiste. Er ermangelte nicht, ihm alle Tage seine Huldigungen zu erweisen, und er wurde mächtig und reich. Seine Frau fragte ihn, wie ihnen in so kurzer Zeit so viel Reichthum käme. Er antwortete, es sei dieß ein Geschenk Gottes. Darüber gerieth dieses böse Weib in Zorn; aber eines Tages, als sie ihren Mann vor der Geldkiste auf den Knien liegend überrascht hatte, ging sie sogleich zu den Juden und sagte ihnen, sie habe so eben gesehen, wie ihr Mann einen Götzen angebetet. Nachdem Isaak wegen dieser Anklage mancherlei Plackereien ausgestanden hatte, faßte

er den Beschluß, die Stadt Jerusalem zu verlassen, wo er nicht mehr in Sicherheit war, und ließ sich am Ufer des Meeres nieder in der Stadt Sidon. Aber nach Verfluß einiger Jahre, als er eine Offenbarung gehabt hatte, daß Titus und Vespastan, römische Kaiser, kommen würden, Jerusalem mit mehreren Legionen Soldaten zu zerstören, machte er eine bleierne Büchse, worein er das kostbare Blut unsers göttlichen Erlösers Jesu Christi legte, schnitt ein Loch in einen dicken Feigenbaum und that den unvergleichlichen Schatz hinein; aber als er eine zweite Offenbarung gehabt hatte, daß die Römer alles mit Feuer und Schwert zerstören würden, so beschloß er, den Feigenbaum abzuhauen und den Stamm ins Meer zu werfen. Nicht ohne inneres Leid führte er diesen Beschluß aus; aber als er eine dritte Offenbarung hatte, hörte er eine Stimme, die zu ihm sagte: Habe keine Angst, das kostbare Blut, das du dem Meere überliefert hast, wird in einer Provinz Frankreichs anlanden und wird daselbst von wahren Christen angebetet werden.

„In Wirklichkeit wurde dieser Stumpf in das Thal von Fecamp getrieben, wo er von den Kindern eines gewissen Boyo gefunden wurde, die einen der Zweige, welche am Stumpf dieses Feigenbaumes herausgekommen waren, abschnitten und ihn ihrem Vater und Mutter brachten; diese, da sie niemals dieses Holz gesehen hatten, fragten, wo sie diesen Zweig gefunden hätten; sie antworteten, sie haben ihn in dem kräuterreichsten Thale gefunden und es seien noch zwei ähnliche dort; am folgenden Tag machte sich der Vater mit seinen Kindern auf, nahm die zwei andern und pflanzte sie in seinen Garten, wo große Wunder geschahen.

„Boyo versuchte es mehrere Male, den Stumpf wegzunehmen, aber seine Anstrengungen waren unnütz; nach seinem Tode war Maria, seine Frau, Wittwe mit ihren zwei Kindern.

„An den Weihnachtsfeiertagen kam ein Pilger und bat sie um Herberge; Maria willigte darein, mit dem Bemerken, daß sie arm sei und daß er sich nicht sehr gut bei ihr befinden würde. An demselben Abend wiederholte Maria mit Schmerz: Ach, mein Mann, wenn du noch lebtest, so würde ein Scheit an unser Feuer gelegt, wie in den andern Jahren. Ihre Kinder, da sie sahen, daß sie sich betrübte, sagten zu ihr: Da wir Jemand bei uns haben, so wollen wirs morgen von Neuem versuchen, den Stumpf wegzunehmen, der auf dem Felde liegt. Ach meine Kinder, antwortete sie, ihr wisset, daß euer Vater mit allem seinem Fleiß dieses niemals hat zu Stande bringen können. Der Pilger ließ sich die Sache erzählen und sagte: Wir wollen morgen mit einem Wagen hingehen und werden ihn herbringen, wenn Gott es erlaubt. Am andern Tag nahmen sie einen Wagen und luden ohne Schwierigkeit den Stumpf darauf; aber nachdem sie einige Schritte gemacht hatten, wie groß war ihr Erstaunen, da sie sahen, daß der Wagen an der Stelle zerbrach, wo die Abtei gebaut ist! Der Pilger trug einen Haufen Steine zu-

sammen und sagte: Dieser Stumpf enthält das kostbare Blut unsers Herrn Jesu Christi, hier muß es der Nachwelt aufbewahrt werden. Glückselig diese Provinz, weil sie den Preis der Erlösung der Welt besitzt! Nachdem er diese Worte gesprochen, verschwand er.

„Die Großen der Provinz versammelten sich, und nachdem sie die Wahrheit dieser Worte erkannt hatten, beschlossen sie, eine Abtei bauen zu lassen: das kostbare Blut wurde unter den Altar des heiligen Erlösers gelegt. Aber als diese Kirche von den Heiden zerstört worden war, blieb das kostbare Blut unter seinen Trümmern begraben.

„Dieses kostbare Blut blieb noch eine gute Anzahl von Jahren unbekannt und wurde nur durch ein merkwürdiges Wunder wieder gefunden. Als Prinzen und vornehme Herren in diesem Thale auf der Jagd waren, bemerkten sie einen weißen Hirsch von erstaunlicher Größe, welcher sie zu der Stelle, wo das kostbare Blut war, führte, dreimal um dieselbe herumsprang und verschwand.

„Die Prinzen zogen, über dieses Wunder nachdenkend, nach Hause zurück, als sie von fünfzig Räubern angegriffen und alle zusammen in einem Augenblicke niedergemetzelt wurden: ein einziger erklärte sterbend das Wunder, dessen Zeuge er gewesen war. Der Herzog Richard ließ zum Gedächtniß dieses Wunders die Abtei zu Fecamp erbauen. Einige Zeit nach ihrer Vollendung erschien ein Engel von sechs Fuß Höhe auf dem Altar, nahm das kostbare Blut, das in dem Schutte geblieben war, und trug es auf den Hauptaltar in Gegenwart der ganzen Versammlung, indem er sagte: Dieß ist der Preis der Welterlösung, die von Jerusalem kommt. Diejenigen Männer oder Weiber, die etwas tragen werden, was mit dem kostbaren Blute in Berührung gestanden ist, werden vor allem Unglück verwahrt sein. Sofort verschwand der Engel und ließ seinen Fuß eingedrückt auf einem Steine, welchen man noch sieht in der Kapelle der Fonts-Baptismaux der Abtei zu Fecamp.

„Seit dieser Zeit hat das kostbare Blut nicht aufgehört, eine große Verehrung zu genießen unter den Gläubigen; die alten Traditionen belehren uns, wie viele Wunder dort zu Stande gekommen sind. Eine große Anzahl Pilger kommt jährlich dahin, und sonderlich die Bewohner von Yvetot, welche seit langen Jahren diese Pilgerfahrt nicht unterlassen haben, die ihren Ursprung einer ansteckenden Krankheit verdankte, von welcher diese Stadt verwüstet wurde, und die seit dieser Wallfahrt niemals wieder erschienen ist.

„Die Prozession des kostbaren Blutes findet alle Jahre am Freitag vor der heiligen Woche statt, im Innern der Abtei zu Fecamp."

Das ist es, was die Jesuiten brauchen. Darin triumphirt ihr Genie: in diesem Sensualismus, welcher der wesentliche Charakter ihrer Frömmigkeit ist und den

man ihnen so oft vorgeworfen hat. Sie tragen durchaus kein Bedenken, die Lüge anzuwenden, um der Sache des Gottes der Wahrheit zu dienen. Die ganz geistige Religion Jesu Christi materialisiren sie, gebrauchen sie als Maschine, indem sie überall mechanische Gebräuche an die Stelle des Gefühls setzen. An Vorschriften lassen sie es nicht mangeln, es bleibt kein Augenblick unausgefüllt. Für jeden Monat, für jede Woche, für jeden Tag, für jede Stunde des Tages sind besondere Verordnungen da. Und warum sollte man diese, im Uebrigen so einfachen und so bequemen Gebräuche nicht einhalten, wenn man die großen Vortheile sieht, welche sich mit Sicherheit daraus ziehen lassen? Die Jesuiten haben das Gebet auf Wucher angelegt. Wollt ihr jeden Monat einen vollständigen Ablaß gewinnen? Sprecht alle Tage das Verslein:

Lob sei und Dank in jedem Moment
Dem hochheiligsten Sakrament *).

Ein anderer vollständiger Ablaß an einem Tag in jedem Monat, anwendbar auf die Verstorbenen, steht denjenigen zu Gebot, welche alle Tage folgendes Weihegebet sprechen:

„Da ich, mein liebenswürdiger Jesu, dir meinen Dank bezeugen und meine Untreue wieder gut machen will, so gebe ich dir mein Herz, weihe mich dir gänzlich und nehme mir mittelst deiner Hülfe vor, dich nicht mehr zu beleidigen." (Ebend. S. 40.)

Für die geringste Andachtsübung, häufig sogar für die Absicht einer Andachtsübung, erhält man auf hundert, zweihundert, dreihundert Tage Abläße, welche sich, wenn man will, auch auf die Verstorbenen anwenden lassen, die im Fegfeuer sind. Soviel für einen Rosenkranz, den man an einem gewöhnlichen Rosenkranz spricht; das Doppelte, wenn der Rosenkranz von dem Pabste geweiht ist; aber wenn der Rosenkranz brigittirt, d. h. wenn er im Namen der heiligen Brigitte geweiht ist, dann gewinnt man unermeßliche Vortheile. Man höre einmal diese zusammengesetzte Zinsberechnung, welche wir den geistlichen Neujahrsgeschenken der Diözese Mans entlehnen:

„Wenn man einen geweihten, und zwar im Namen der heiligen Brigitte geweihten Rosenkranz hat, so erhält man auf hundert Tage Ablaß, so oft man das Credo, das Gloria Patri, das Paternoster und das Ave spricht. Wenn man den gewöhnlichen Rosenkranz betet, welcher aus dreiundfünfzig Ave, sechs Paternoster, sechs Gloria Patri und einem Credo besteht, so erhält man auf sechstausendsechshundert Tage Ablaß, der sich auf die Seelen

*) Geistliche Neujahrsgeschenke, geboten den Verbündeten vom guten Hirten und vom heiligen Joseph. Mans 1844. S. 40.

im Fegfeuer anwenden läßt. Spricht man den Rosenkranz von hundertundfünfzig, so erhält man auf 19,000 Tage Ablaß und noch obendrein auf sieben Jahre und siebenmal vierzig Tage."

Neuzehntausend Tage, sieben Jahre und siebenmal vierzig Tage! das ist mehr als ein Mensch in seinem ganzen Leben verbrauchen kann, und mit diesem Vorrath von Abläßen kann man in aller Behaglichkeit ungestraft sündigen, man wird noch Ueberschuß haben. Was wird man mit dem Ueberschusse thun? Man wird ihn auf die Seelen seiner Freunde im Fegfeuer anwenden. Bei den Jesuiten ist doch das Gute, daß nichts verloren geht.

Da kommt eine poetische Terzine von großem Werth:

Jesus, Maria, Joseph!
Euch geb' ich mein Herz, euch geb' ich mein Leben,
Wollt im letzten Stündlein mir Hülfe geben,
Damit ich im Frieden ende mein Leben.

So oft man diese Terzine hersagt, „erhält man auf dreihundert Tage Ablaß." Inzwischen ist es „nicht einmal nothwendig, die buchstäbliche Form dieses Gebetes einzuhalten."

Für eine Viertelstunde frommen Nachdenkens — sieben Jahre und siebenmal vierzig Tage Ablaß. (S. 30.)

Item, wenn man dem heiligen Sakrament, das zu den Kranken gebracht wird, nachgefolgt ist, fünf Jahre und fünfmal vierzig Tage Ablaß. Man erhält zwei Jahre und zweimal vierzig Tage mehr, wenn man es mit einer Kerze begleitet. (S. 31.)

Welch ein Reichthum an Abläßen! Wie kommt es, daß bei dieser großen Menge nicht auch ein wenig für die Universität abgefallen ist?

Nun aber folgt nach meiner Ansicht das non plus ultra der Kunst, die Frömmigkeit zu materialisiren. Die letzte und außerordentlichste aller Annehmlichkeiten, womit die Jesuiten in der Diözese Mans zur Gewinnung des Paradieses Vorschub leisten, ist gewiß die: Tritt in die Ordensbrüderschaft vom Skapulier und habe dieses Skapulier aus der Hand eines frommen Karmeliters empfangen, (wegen Schwierigkeiten brauchst du nicht bange zu sein: man findet schon Karmeliter in Frankreich; was in dieses Fach Einschlägiges wäre heutzutage hier nicht zu finden?) trage es am Hals bei Nacht und bei Tag, in gesunden und in kranken Zeiten, im Leben und im Tode." Was wird dann geschehen? „Jeder Ordensbruder, der fromm mit dem Skapulier stirbt, wird vom ewigen Feuer gerettet werden." (S. 42.) Dieß ist schon etwas, aber nicht alles, denn man läßt dir noch die Aussicht auf das Fegfeuer, dessen Feuer nicht ewig sind. Ja, aber wenn irgend ein Ordensbruder „die Versetzung ins Fegfeuer verdient hat, so wird

Maria, als eine zärtliche Mutter, am Samstag nach ihrem Tode zu ihnen herabsteigen und diejenigen befreien, welche sie darin finden wird." (S. 43.) Somit wäre es der Gipfel der Verschmitztheit, am Freitag Abend zu sterben; solltest du aber auch am Sonntag sterben, so wäre das Schlimmste, was dich träfe, eine Woche Fegfeuer. Wenn bei so wundervoll leichten Gelegenheiten, sich zu retten, Mitglieder der Diözese Mans in der Hölle oder im Fegfeuer sind, so müssen sie es recht absichtlich darauf angelegt haben.

Ein einziger Punkt bleibt noch aufzuklären, gewiß ein wichtiger Punkt, und ich will ihn nicht übergehen. Wer haftet für die Versprechungen der geistlichen Neujahrsgeschenke? Wer bürgt mir für die neunzehntausend Tage Ablaß, für die Befugniß, mittelst eines drei- oder vierzeiligen Gebets eine beliebige Seele aus dem Fegfeuer zu erretten, für den wöchentlichen Besuch der heiligen Jungfrau im Fegfeuer? Wer? Der hochwürdigste Bischof von Mans, dessen Name auf jeder Seite dieses Almanachs inmitten der ausgezeichnetsten Namen seiner Geistlichkeit strahlt. Wer noch? Das ganze Kirchenpersonal von Notre-Dame-de-Sainte-Croix. Und was ist Notre-Dame-de-Sainte-Croix? Ein System von vier verbündeten Instituten, unter welchen ein Collége; und der ausführliche Prospekt des besagten Collége, welches unter der Leitung des Herrn Abbé Champeau steht, bildet den Kern, die Haupturkunde dieses Almanachs; das Ganze erfreut sich der ausdrücklichen Approbation des hochwürdigsten Herrn.

Eine Bibliographie sämmtlicher, nur seit zehn Jahren herausgekommenen Sammlungen von Wundern wäre etwas äußerst Interessantes und müßte Jedermänniglich Stoff genug geben, sich zu verwundern. Ich habe weder Lust noch Muße, eine solche Arbeit zu versuchen. Da inzwischen das große Publikum in vollständiger Unwissenheit über diesen Gegenstand lebt, der nur einer gewissen kleinen, an sicherm Orte verborgenen Welt bekannt ist, so halte ich es für zweckmäßig, mich bei der wunderthätigen Medaille, die neuerdings zu Ehren der unbefleckten Empfängniß geschlagen worden ist, etwas länger aufzuhalten *).

Vor allem muß man wissen, daß im September 1830 (bitte, dieses Datum wohl zu merken) eine Novize der barmherzigen Schwestern die heilige Jungfrau erscheinen sah, „zu Fuß, in einem weißen Kleide, einem blauen, silberdurchwirkten Mantel, mit einem aurorafarbigen Schleier, die Arme offen und gegen die Erde ausgestreckt. Ihre Hände waren mit Diamanten bedeckt, von welcher büschelweise Strahlen von bezauberndem Glanze ausgingen, gegen die Erdenwelt

*) Historische Notiz über den Ursprung und die Wirkung der wunderthätigen Medaille, von M., Priester der Congregation des heiligen Lazarus; 1r Band von 600 Seiten, 1842. Achte Auflage (die erste erschien gegen Ende des Jahres 1834). Preis 1 Fr. 25 Cent. Bei Adrian Leclère.

hin gerichtet.“ Die Armen, welchen sonst das Paradies vorzugsweise verheißen war, werden sich ein wenig gekränkt fühlen, wenn sie vernehmen, daß man allda Diamanten trägt, daß die heilige Jungfrau selbst den Luxus und die weltlichen Schmuckartikel von hienieden angenommen hat. Diese Jungfrau überreichte der Novize das Modell der wunderthätigen Medaille, und erklärte, es müssen ähnliche geschlagen werden; zugleich fügte sie die Versicherung hinzu, ganz ausgezeichnete Gnadengaben daran knüpfen zu wollen.

Die Schwester glaubte, aus Vorsicht nichts sagen zu müssen, und es wurde nichts gethan. Mehrere Monate vergehen, nach deren Verfluß eine neue Erscheinung sich einstellt. Die Jungfrau ertheilt der Schwester dieselben Befehle, wie das erste Mal und in denselben Ausdrücken, nur fügt sie hinzu: „Die heilige Jungfrau ist nicht damit zufrieden, daß man es auf diese Weise verabsäumt, ihre Medaille zu schlagen.“

Auf dieses wiederholte Verlangen der heiligen Jungfrau fragte man Herrn von Quelen um Rath, und auf sein Gutachten wurde beschlossen, die Medaille zu schlagen. Die Cholera zog die Ausführung bis zum Juli 1832 hinaus, in welchem Monat die Medaille endlich erschien. Einige Tage dachte die Schwester darüber nach, ob es nicht gut sein würde, noch einige Worte zu denen hinzuzufügen, welche die Jungfrau ausdrücklich verlangt hatte; „Die Stimme sagte ihr, daß der Namenszug der heiligen Jungfrau, das Kreuz und die zwei Herzen der christlichen Seele genug sagen.“

Nicht ohne großes Leidwesen übergehe ich den Danksagungsbesuch, welchen die Jungfrau und Jesus Christus am 17. August 1835 in eigener Person bei der Schwester abstatteten. Die Jungfrau hatte, wie bei ihren vorhergehenden Erscheinungen, strahlende Hände: „Diese Strahlen,“ sagte sie, „sind das Symbol der Gnaden, welche ich für die Menschen auswirke.“

Die Medaille hat sich über das ganze Weltall verbreitet; sie ist bis ins Innere von China und Amerika gedrungen, und der Pabst vertheilt sie „als einen besondern Beweis seines hohenpriesterlichen Wohlwollens.“ Es ist überflüssig, hinzuzufügen, daß Herr von Quelen sie zum Gegenstand eines Erlasses machte.

Der übrige Theil des Buches setzt die Wunderthaten der Medaille auseinander. Den Freunden des Wunderbaren wird hier sehr reichlicher Stoff geboten, ihre Lust zu büßen. Die Epilepsie, die bösartigsten Fieber, eingewurzelte Krebsschäden werden in einer Minute geheilt; die Blindgebornen sehen; die Stummen sprechen; die Lahmen richten sich auf. Vom Tode zwar hat sie noch Niemanden erweckt, aber das wird schon noch kommen; alle Unheilbaren, Verzweifelten, mit dem Tode Ringenden, an welchen man ihre Kräfte versucht hat, sind im Nu munter und rüstig geworden. Nicht einen Einzigen hat sie im Stiche gelassen! Kinder fallen von einem Dache oder

Glockenthurme herab, man berührt sie mit der Medaille, und alsbald spielen sie, wie das von Sganarelle geheilte Kind, mit ihren kleinen Kameraden wieder auf der Gasse.

Ich beschwöre aufrichtig fromme Seelen, sich nicht an dem Tone zu stoßen, in welchem ich von der Medaille spreche. Ich ehre so gut wie irgend ein Mensch die vom Kirchenglauben gepredigten Wunder; meine Vernunft beugt sich vor diesen, dem Dogma einverleibten Geheimnissen; aber jemehr man sich einer aufgeklärten Frömmigkeit ergibt, um so weniger wird man geneigt sein, die Einführung von Talismanen und Amuleten in den Schooß der Kirche zu dulden. Nun ist die wunderthätige Medaille nichts anderes, denn — und hierin wird man das Siegel der Jesuiten wieder erkennen — um von der Medaille die wundervollsten Resultate zu erlangen, dazu ist der Glaube keineswegs nothwendig. Es genügt, die Medaille bei sich zu tragen, sie, wenn auch unwillkürlich und ohne Wissen, zu berühren, und die mechanische Wirkung ist unfehlbar.

Im Hotel der Invaliden lag im Hospital ein Soldat, der seit sechs Monaten Blut spie und dem man jeden Augenblick auf das Ende wartete. Man trägt ihm die Sakramente an; er schlägt sie hartnäckig aus: „Ich habe weder gemordet noch gestohlen.“ Man dringt in ihn: „Hört einmal, Schwester; ein für allemal laßt mich in Ruhe, ich bitte Euch.“

Der Pfarrer erscheint: er wird gleichfalls abgewiesen, und nach ihm kommt ein Vikar. Jetzt geräth der Kranke in Wuth; er fängt an zu fluchen und Gott zu lästern. Die Nacht bricht herein; der Kranke röchelte bereits. Da hatte die Schwester Radier einen sieghaften Einfall: unter dem Vorwande, am Bette des Sterbenden etwas zurecht zu machen, läßt sie die Medaille zwischen die Kissen hineingleiten.

Am andern Morgen fragt man unsern Mann, wie er sich befinde: „Sehr gut, Schwester. Ich habe eine gute Nacht gehabt, wie seit langer Zeit nicht mehr; aber ich will beichten, Schwester. O laßt mir den Herrn Pfarrer kommen.“ Und in seiner Ungeduld fing er an, „ganz laut seine größten Fehler herzusagen;“ die Umstehenden waren, wie sich denken läßt, äußerst erbaut; endlich kam der Pfarrer, der Kriegsmann beichtete eine ganze Stunde lang; dann sagte die Schwester zu ihm: „Wißt Ihr auch, was wir Euch gethan haben?“ — „Nun, was denn, Schwester?“ — „Wir haben eine wunderthätige Medaille der heiligen Jungfrau zwischen Eure Kissen gesteckt.“ — „Ach, deßwegen also habe ich eine so gute Nacht gehabt,“ versetzte der Soldat, „es war mir aber auch, als spürte ich, daß etwas darinnen war; ich fühlte mich so verändert, und ich weiß nicht, warum ich nicht in meinem Bette gesucht habe; ich habe es im Sinne gehabt.“ Man nahm jetzt die Medaille heraus, und als er sie erblickte, küßte er sie voll Ehrfurcht und Liebe. „Sie ist es,“ rief er, „die mir die Kraft gegeben hat, den Rücksichten auf Menschen Trotz

zu bieten; ich muß sie an mein Knopfloch hängen, und ich will Euch ein Band geben, damit Ihr sie neben meiner Dekoration befestigen könnt." (Er hatte nämlich das Ehrenkreuz.) Da das Band, welches er im Anfang dazu bestimmt hatte, schon ein wenig abgeschossen war, so sagte er: „Nicht dieses, Schwester, sondern das da; die heilige Jungfrau verdient wohl ein neues Band." Die Schwester, die seiner Schwachheit schonen wollte, brachte ihm die Medaille so an, daß man sie nicht gar zu deutlich bemerkte. „O, Ihr braucht sie nicht zu verstecken, Schwester," sagte er; „hänget sie neben meinem Kreuze an; ich werde mich nicht schämen, sie zu zeigen."

Ein anderes, nicht minder bündiges Beispiel:

„Ein Herr aus Aleppo, der genöthigt war, eine Reise zu machen, um die Habseligkeiten seines Vaters zu suchen, den man ermordet hatte, kam ganz toll nach Hause zurück. Er beschimpfte Jedermann, lästerte den heiligen Namen Gottes, die heilige Jungfrau und die Heiligen. Man brachte die Medaille bei ihm an, und begann eine neuntägige Andacht für ihn. In den drei ersten Tagen hörte er auf zu fluchen; aber da er seine Medaille verlegt hatte, so fand die Heilung nicht statt. Inzwischen fand man sie wieder, und nähte sie in seinen Rock. Zwei Tage nachher gerieth er in einen starken Schweiß, der seine vollständige Wiederherstellung zur Folge hatte. Diese Genesung machte einen um so größeren Eindruck auf die Gemüther, als sie lebhaft gewünscht wurde." (S. 254.)

Wahrhaftig, das ist vortrefflich! Ein Mensch ist gottlos, er lästert, er ist Atheist, ist toll; man bringt die Medaille bei ihm an und seine Narrheit legt sich, er kehrt zu besseren Empfindungen zurück; seine Medaille kommt abhanden, und er verfällt aufs Neue in Gottlosigkeit. Man findet sie wieder, man näht sie dießmal in seinen Rock, der Kranke schwitzt tüchtig und nach dieser Transpiration ist ein Heiliger aus ihm geworden. Die Medaille heilt den moralischen und physischen Zustand, ohne Zuthun des Kranken, sogar gegen seinen Willen. Da bestreite noch einer, daß die Medaille ein unvergleichliches Amulet sei!

Aber dieß sind noch die geringsten Thaten dieses kostbaren Talismans; seine Wirksamkeit erstreckt sich sogar auf Wiederherstellung des ehelichen Friedens! Man höre, was die Schwester Boubat, Superiorin der barmherzigen Schwestern in Chesne, erzählt:

„Zwei junge Eheleute waren in Folge einiger Streitigkeiten so heftig an einander gekommen, daß der Mann seine Frau mitten in der Nacht aus dem Hause gestoßen hatte. Er schickte sich an, alles, was ihr gehörte, zum Fenster hinauszuwerfen, denn er war wüthend. Eine tugendhafte Person, die sich mit mehrern andern vergebliche Mühe gab, ihn zu beschwichtigen, gerieth auf den Einfall, die Medaille in einen Schrank zu legen, den er eben zusammenzuschlagen anfing. Auf einmal

läßt er, ohne daß die andern anwesenden Personen den Grund errathen konnten, von dem Schranke ab, beruhigt sich, der Friede wird wieder hergestellt, und ist bis auf die jetzige Stunde nicht mehr gestört worden."

Da die Medaille die Eigenschaft besitzt, unfehlbar und auch wo kein Glauben stattfindet, zu wirken, so gibt es, meines Erachtens, ein höchst einfaches Mittel, dem Streite zwischen der Universität und der Geistlichkeit ein Ende zu machen: man darf nur jedem Professor der Universität eine wunderthätige Medaille in den Katheder legen. Ein Katheder ist so viel werth, als ein Schrank. Die Medaille heilt die Besessenen von China, sie wird doch wohl auch den Pantheismus der Professoren der Philosophie zu heilen vermögen. Was sage ich, heilen? — Sie wird aus jedem einen wahren Heiligen machen, und alles wird wieder in Ordnung kommen, da es gewiß ist, daß die Geistlichkeit der Universität ihr Monopol nicht nehmen will, um es sich selbst anzueignen. Das Interesse der Religion ist es einzig und allein, was sie belebt und antreibt. Entweder ist die Medaille machtlos oder die Religion wird zufriedengestellt werden. Das Experiment würde wenig kosten; das Resultat wäre, es möchte ausfallen wie es wollte, von großer Bedeutung; somit ist es dringend nothwendig, den Versuch anzustellen.

Ein letzter Zug, der alle andern noch übertrifft. Im Jahre 1835 ermordet Marie Labussière mit Hülfe ihres Liebhabers ihren Mann; und ihren Sohn, ein Kind von vierzehn Jahren, zwingt sie, die Hände in seines Vaters Blut zu tauchen. Als Grund dafür gibt sie an, sie habe ihn zum Mitschuldigen machen wollen, damit er sie nicht verrathen möchte. Das Assisengericht von Limoges verurtheilt Marie Labussière und Peter G. zum Tode; das Kind aber, weil es ohne den nöthigen Verstand gehandelt habe, zur Einsperrung in ein Zuchthaus bis zu seiner Volljährigkeit. Es wird an den Kassationshof appellirt; in der Zwischenzeit reißt Herr Laforest, ein Kaufmann, (welcher dieses selbst erzählt,) die wunderthätige Medaille von seinem Hals und hängt sie der Marie Labussière um. Lassen wir die historische Notiz sprechen: „Endlich kam der Spruch des Kassationshofes; der Prozeß war für die beiden Hauptverbrecher der gleiche: dasselbe Verbrechen, dieselbe Verurtheilung; aber o die merkwürdige Wirkung der Barmherzigkeit Mariä! . . . Das Urtheil gegen Peter G. wird bestätigt, das Urtheil gegen den Jungen wird bestätigt, das gegen Marie Labussière allein wird nichtig erklärt. Der Erste wird hingerichtet, während die Frau, die ihren Mann gemordet und sich überdieß gewissermaßen des Vatermordes im Verbrechen ihres Kindes, das sie zur Mitschuld am Tode seines Vaters gezwungen, schuldig gemacht hat, von dem Kassationshof an das Assisengericht von Gueret (Creuse) verwiesen wird, wo man sie von der Todesstrafe freispricht und blos zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt, welche Strafe sie in dem Zentralgefängniß von Limoges aussteht, allwo sie ein vorwurfsfreies Leben führt.

Durchdrungen vom lebhaftesten Danke gegen die göttliche Maria, welche sie als ihre Befreierin betrachtet, würde sie lieber alles verlieren, als sich von ihrer theuern Medaille trennen, die ihren süßesten Trost ausmacht." (S. 283.)

Ich glaube dieß wohl: mit ihrer Medaille kann sie sich, so oft es ihr gefällt, wieder verheirathen und, so oft es ihr gefällt, straflos ihre Männer umbringen. Man muß gestehen, daß die Medaille ihre Gnadengaben mit einer Billigkeit, einer Auswahl verleiht, welche ans Fabelhafte grenzen. Auf diese Art besteht das eigentliche Verbrechen des Peter G. darin, daß ihm Niemand die Medaille geschenkt hat. Und dieser arme Ehemann, dessen Blut zu Gott und Menschen um Rache schreit? er wird weder von den Menschen noch von Gott welche erhalten; wenn er Klage erhebt, daß er von seiner Frau und seinem Sohne ermordet worden, so wird er nichts ausrichten; der Narr! warum hat er die Medaille nicht? Keine Medaille, keine Barmherzigkeit, keine Justiz.

Die Moral dieser Erzählung ist, daß man sich alles, selbst die entsetzlichsten Verbrechen, erlauben kann, und daß man dennoch auf Erden und im Himmel so ziemlich als unschuldig betrachtet wird, wenn man der Freund der Jesuiten ist.

Ihr seht, es sind dieß dieselben Leute, denen es schon zu Pascals Zeiten gelungen war, aus dem Sakrament der Buße die Zerknirschung als etwas Ueberflüssiges zu streichen.

Es lauft alles auf das System der falschen Verehrung der Jungfrau hinaus, welche von den Jesuiten erfunden und von ihren Patres Lemoine und Barry gepredigt worden ist.

Es gehört dieß alles zu dem System, den Glauben durch Verbannung alles Verstandes aus demselben zu materialisiren, und die Religion durch eine Menge rein äußerlicher Gebräuche in eine Maschine zu verwandeln. O, ihr Väter des Glaubens, mit wie weit größerm Rechte würde man Euch die Väter des Aberglaubens nennen*)!

Die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte hat endlich dem unsrigen bewiesen, daß das Licht eine Wohlthat ist; beinahe Jedermann ist darüber einverstanden. Man spricht viel davon, das Volk aufzuklären, und die Jesuiten nehmen dabei den Mund

---

*) Die historische Notiz über die Medaille hat in sieben Jahren acht Auflagen erlebt, wovon die sieben ersten „mehr als hundert und dreißig tausend Exemplare" betrugen. (Vorwort zur achten Auflage.) Freilich gibt man auch das Exemplar zu 1 Fr. 25 Cent., d. h. beinahe umsonst. Ueber diesen Absatz wird man sich nicht wundern, wenn alle Kranke, Schlechtverheirathete und Verbrecher (ohne die Armen am Geiste zu zählen) jeder sein Exemplar gekauft haben. Die Notiz ist, laut der Vorrede, ins Italienische, ins Englische, ins Flämische, ins Deutsche, ins Spanische, ins Griechische und ins Chinesische übersetzt worden. Dieß gibt einen Einblick in die Thätigkeit der Propaganda und in das Talent, womit die guten Patres sich die Erfolge zu sichern wissen.

am vollsten: man mache sie zu Herren des öffentlichen Unterrichts, und ganz Frankreich wird sich in Bälde erleuchtet sehen. Inzwischen thun sie was sie können. Ihre Versprechungen sind herrlich: sehen wir, bis zu welchem Punkt ihre Werke mit ihren Worten im Einklange stehen.

Man verbreitet bei uns auf dem Lande authographische Briefe Jesu Christi zu Tausenden; es regnet damit. Ich habe ein halb Dutzend dieser Meisterwerke des Unsinns, welche nur durch das Uebermaß ihrer Albernheit der Anklage wegen Religionsschändung entgehen, vor mir liegen. In der Regel ist es ein Engel, der während der Messe vom Himmel herabgestiegen ist und Angesichts einer ganzen Gemeinde die göttliche Korrespondenz auf den Altar niedergelegt hat. Der Brief enthält die Aufforderung zur Frömmigkeit, Ehrlichkeit, christlicher Bruderliebe: lauter gewiß ganz gute Empfehlungen, die man aber nicht in einer betrügerischen Hülle, in Begleitung von gleich abgeschmackten Versprechungen und Drohungen vorbringen soll, als ob die Religion allein nicht im Stande wäre, Gutes zu stiften, und man ihr die wirksamere Stütze der Lüge verschaffen müßte. Hier folgt zur Probe einer dieser Briefe, der im Departement Haute-Vienne ausgetheilt wurde.

„Dieser Brief ist in Jerusalem, wunderbarlich von Seiten unsers Herrn Jesu Christi eigenhändig mit goldenen Buchstaben geschrieben, in einem Leintuch mit einem Zeichen des Kreuzes gefunden worden von einer sieben Jahre alten Waise, die niemals gesprochen hatte, und die sich folgender Maßen ausdrückte:

„Ich erkläre euch, daß ich euch sechs Tage der Woche zum Arbeiten gegeben habe und den siebenten um auszuruhen. Besuchet die Gottesdienste, tröstet die Betrübten. Wenn ihr diese Regel befolgt, so werden eure Kinder und eure Häuser erfüllt werden mit Segen; — wenn ihr dagegen nicht an den gegenwärtigen Brief glaubet, so wird der Fluch kommen über euch und über eure Kinder und euer Vieh soll auch verflucht sein; ihr werdet die Pest, Hungersnoth und große Krankheiten haben, und werdet vom Zorne gezeichnet sein. — Ihr sollt fünf Freitage fasten, und sollt fünf Paternoster und fünf Ave sprechen zum Gedächtnisse meines Leidens, welches ich an dem Baume des Kreuzes zu eurem Heile erduldet habe. Ihr sollt diesen Brief bei euch tragen zu Ehren Jesu Christi, in großer Demuth und Frömmigkeit, und sollt allen denen, welche ihn zu tragen wünschen, diesen von meiner eigenen Hand geschriebenen und von meinem eigenen Munde gesprochenen Brief geben; endlich sollen alle diejenigen Männer und Weiber, die ihn in ihren Häusern behalten, ohne ihn bekannt zu machen, zu Gerichten verurtheilt werden; — statt daß sie, wenn sie ihn bekannt machen und allen den Männern und Weibern, die es verlangen, eine Abschrift geben, von mir gesegnet werden sollen. Hätten sie auch so viele Sünden begangen, als Sterne am Firmament sind, so soll ihnen verziehen werden,

wenn sie es ernstlich bereuen, Gott beleidigt zu haben. Alle diejenigen Männer und Weiber, die ihn in ihrem Hause bewahren werden, wird der böse Geist nicht überraschen; weder Feuer noch Sturm wird sie berühren; — und wenn eine Frau in Kindesnöthen ist, so leget diesen Brief in Frömmigkeit auf sie, sie wird im Augenblick entbunden werden, eine wahre, durch den besagten Brief bewährte Sache. — Jesus, Maria, Joseph, erbarmet euch mein. Es zweifle Niemand an der Wahrheit dieses Briefes, sonst werden sie verflucht werden und meiner Gnade unwürdig sein, diejenigen aber, so ihn glauben, sollen von mir gesegnet werden.

„Amen, so sei es!"

Hier folgt ein anderer, dessen Abschrift „geweiht worden ist, um im ganzen Königreich vertheilt zu werden und vor wüthenden Thieren zu bewahren." Preis 10 Centimes. Man wird sich wundern über den verworrenen Styl Jesu Christi oder vielmehr des Fälschers, welcher Anfangs in seinem eigenen Namen spricht:

„Meine sehr theuren und vielgeliebten Brüder,

„Ich theile euch die Offenbarung mit, die in Saint-Hubert am Tage von Mariä-Himmelfahrt gefunden worden ist, im Augenblick, wo der Priester auf den Altar stieg, um die hochheilige Messe zu feiern. Man hat einen Engel vom Himmel herabsteigen und diesen Brief bringen sehen; er hat ihn auf der Schädelstätte, zwischen den beiden Erhöhungen, niedergelegt.

„Man hat Gebete gesprochen und Prozessionen veranstaltet, um besagten heiligen Brief aufzuheben, mit der Einladung an alle Christen, sich damit zu versehen, und ihn in ihren Häusern zu halten, ihn sorgfältig zu verwahren als eine Verkündigung der heiligen Mutter unsers Herrn Jesu Christi u. s. w.

„Ach meine lieben Kinder, ich habe gewonnen durch mein grausames Leiden, welches ich erduldet habe am Baume des Kreuzes zur Vergebung der Sünden, welche eure Väter begangen haben gegen meinen Vater und ihr gegenwärtig für die eurigen. Ihr lasset ihn kommen, mich anzugreifen bis an meinem Throne, um ihn einzureißen, wenn es möglich wäre; aber frevelhafte Versuche, die der grausamsten Züchtigungen so würdig wären, werden gehemmt durch die Bitten der göttlichen Maria, meiner sehr theuern Mutter u. s. w.

„Ferner sind eure Kinder so verderbt, daß sie meinen heiligen Namen lästern, es duldend durch eine strafbare Nachgiebigkeit, die euch und ihnen Strafen und Züchtigungen zuzieht, welche ewig sein werden. Ich erkläre euch durch den Mund meines Vaters, durch die Allmacht der Himmel und meiner Trompeten, welche eure Prediger sind, daß ihr nicht mehr Zeit haben werdet, wenn ihr nicht Buße thut.

„Beobachtet meine Befehle und die der Kirche; ehret meine Diener,

welche eure Hirten sind, denn ihr sollt mir Rechenschaft ablegen von der Verachtung, womit ihr die Vorschriften behandelt, welche sie euch geben.

„Erlaubt zu drucken und zu verkaufen.“

Man wagt es, von Gottlosigkeit zu sprechen! Wer sind die Gottlosen? Diejenigen, die sich empören über solch schmachvolle Gaukeleien, oder diejenigen, die ihnen in ihrer Diözese Glauben verschaffen? Diejenigen, welche rufen: die Religion ist die Wahrheit, oder diejenigen, welche behaupten, sie sei die Lüge; welche den Betrug mit den Segnungen und den Zornesausbrüchen des Himmels Handel treiben und den Namen Jesu Christi und der Kirche mißbrauchen lassen, um die Schwachköpfe einzuängstigen, den vernünftigen Leuten ein Aergerniß und den Ungläubigen ein Gelächter zu bereiten? Wie kann es Bischöfe geben, welche im Stande sind, Gott und die Menschen in solchem Grade zu verrathen? Freilich, dieß kommt daher, daß in ihren Augen alles, was, gleichviel auf welche Weise, Unterwürfigkeit gegen die Priester eintrichtern kann, erlaubt ist: Der Zweck heiligt die Mittel, lautet der oberste Grundsatz der Jesuiten.

Das Ergebniß dieser Manöver liegt uns vor Augen. Dieser Glaube trägt Früchte, wie sie seiner Natur angemessen sind. Wer sich davon überzeugen will, der nehme die Gazette des Tribunaux zur Hand. Es vergeht keine Woche, die nicht irgend einen Prozeß wegen einer Betrügerei brächte, die mit Hülfe des Aberglaubens ausgeführt worden ist, aber eines Aberglaubens, welcher den düstersten Zeiten des Mittelalters Ehre machen würde. Die meisten unserer Bauern glauben noch an Zauberer, an Schwarzkünstler, an Verträge mit dem Teufel, an Besessenheiten, an Teufelsbeschwörungen u. s. w. so fest, als sie an Gott glauben: in ihrer Einfalt bildet alles das zusammen die Religion. Der Prozeß der Brisset, der bekanntesten Zauberer von Anjou, ist eines der tausend Beispiele, welche man dafür anführen könnte. Vom Vater auf den Sohn heilen die Brisset die Krankheiten und heben die über die Menschen oder Thiere geworfenen Loose auf. Sie kennen alle Teufel der Hölle mit Namen und Vornamen und zwingen sie, genau mit ihnen abzurechnen. Man verhaftet sie, man übergibt sie dem königlichen Gerichtshof zu Angers, weil sie mittelst 30 Franken, sowie einiger Paternoster und magischer Operationen Wilhelm Turpin, der in Folge eines Zaubermittels mit sechszig Jahren noch verliebt ist, entheren gewollt.

Der Staatsprokurator hat in Brissets Wohnung das Handbüchlein des Pabstes Leo mit Beschlag belegt, den vortrefflichsten Codex der Zauberkunst. Man findet darin S. 20 ein „Gebet, um den Willen eines Richters abzuändern;“ — ferner, eine Anrufung, die im Kriege unverwundbar macht und dergleichen „Karl der Große sich bediente, um den Kanonenkugeln zu entgehen;“ — weiterhin stößt man

auf die Abschrift eines vom Himmel datirten Briefes Jesu Christi, und die Angabe des Zeichens, das man auf der Brust tragen muß, um „vor dem Tode einen Priester zu haben, um beichten zu können."

Brisset hat erklärt, das Buch sei ihm von einem Pfarrer gegeben worden, und er nannte diesen Priester vor der ganzen Versammlung.

Es liegt hierin nichts Ueberraschendes oder Unwahrscheinliches. „Wahrhaftig," sagte der Vertheidiger Brissets, „was sieht man denn in diesem Handbüchlein, was sich nicht, sogar mit weit grelleren Farben aufgetragen, in Werken von geistlichen Verfassern wieder findet, in Werken, die von Geistlichen mit einem solchen Erfolg empfohlen und verbreitet worden sind, daß mehreren von ihnen die Ehre der fünfzehnten Auflage zu Theil wurde?

„Das angebliche Leben der heiligen Philomena — erzählt es nicht auf jeder Seite von Zaubereien, von Besessenheiten und von Wundern, die vollkommen eben so possenhaft sind, wie die in Brissets Buche enthaltenen? Das in einen Rubin verwandelte Blut, die plötzlich erweiterten und schnurgleich aufgeführten Straßen, die wieder auferweckten Todten, die Nasen und Füße, die wieder anwachsen, die Augen, die wieder zum Vorschein kommen, die Krebsschäden, die in einer Minute geheilt werden, wenn man sein Vermögen der Heiligen schenkt — sind alle diese Dinge weniger lächerlich, weniger gefährlich, als das Handbuch der Zauberei? Die Geschichte des Amulets, welches die auf den Kaiser Karl geschossenen Kanonenkugeln ablenkte, verdiente sie nicht mit vollem Recht, in diesem Leben der heiligen Philomena zu figuriren, worin man liest, daß der Kaiser Diocletian sich in die dreizehnjährige Tochter eines Königs von Griechenland verliebt, und sie mit einem Schiffsanker am Halse von der Brücke in Rom hinab in die Tiber werfen läßt, daß aber in der Luft zwei Engel das Seil abschneiden und Philomena vor allem Volke auf das Ufer zurücktragen?" Nachdem der Vertheidiger sofort eine Anzahl Stellen aus diesen Büchern vorgelesen, fügt er hinzu: „Wenn der Gerichtshof aus einem Gefühl des Ekels und Mitleids wünscht, daß ich die Vorlesung dieser Citate auf das Bisherige beschränke, wenn die Staatsanwälte dieses Leben der heiligen Philomena für den Traum eines wahnwitzigen Mönches erklären, habe ich dann nicht das Recht zu fragen, ob dieses Gauklerbuch, das von dem Pater J. F. C. aus der Gesellschaft Jesu fabrizirt worden, Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung gewesen ist, ob die Kirchenbehörde es mit ihrem Tadel gebrandmarkt, und ob ein einziges Wort in einer Predigt oder einem Erlasse die einfältigen Seelen vor diesem gottlosen Lügenwerke verwahrt hat?

„In der That, wie sollten ehrliche Bauern nicht an das Handbüchlein und an die Gebote oder Medaillen, welche die Prozesse gewinnen machen und einen Beichtvater vor dem Tode verschaffen, glauben, wenn man vor

ihren Kirchenthüren den Seelenspiegel, oder wohl auch die Macht Mariä, an sie verkauft, worin auf jeder Zeile ähnliche Wunder erzählt werden? Z. B. S. 104 wird ein junger Mann von dem Teufel, welchem er sich übergibt, reich gemacht; aber die Jungfrau, die er hernach anruft, tritt ins Mittel. Sie verheirathet ihn mit einer einzigen Tochter, und macht ihn noch reicher, als der böse Geist ihn gemacht hatte. Was den Beichtvater vor dem Tode betrifft, so bleibt das Handbüchlein Brissets noch hinter dem Pater Liguori zurück; die Macht Mariä erzählt wirklich S. 151, daß eine Armee, welche über die Alpen zog, daselbst ein Skelett gefunden habe; es waren dieß die Gebeine eines schon vor vielen Jahren getödteten Soldaten, aber es kam aus ihnen eine Stimme hervor, welche um die Beichte flehte. Diese Stimme erzählte, der Soldat sei in einer Todsünde getödtet worden und Maria habe ausgewirkt, daß seine Seele in seinen Gebeinen bleibe, bis er beichten könne; nach empfangener Absolution hörte sie sogleich auf, Zeichen ihrer Anwesenheit zu geben*)."

Ich frage, würde man es wagen, von einem aufgeklärten Manne zu verlangen, daß er an diese Briefe Jesu Christi, an diese wunderthätigen Medaillen, an die mit Wundenmälern bedeckten Jungfrauen von Tyrol, die seit zehn Jahren ohne Speise und Getränke leben, an die Wunder der heiligen Philomena glauben solle? Würde man es wagen, den Schüler Bossuets oder Fenelons, der den Glauben daran verweigern würde, mit dem himmlischen Fluche und den ewigen Feuern zu bedrohen? Nein, gewiß nicht; bei unterrichteten Leuten würde man über diese Albernheiten lachen, würde sie verläugnen, und es gibt auch jetzt noch viele Priester, die ehrlich genug sind, darüber zu erröthen. Die Entschuldigung, womit man solche fromme Lügen zu beschönigen sucht, besteht darin, daß sie sich ganz vollkommen der Fassungskraft des Volkes anpassen, für welches man sie bestimmt. Es gibt also zwei Arten von Religion: die eine für die Unwissenden, die andere für die Gelehrten; die eine für die Einfältigen, die andere für die Gebildeten. Ei, warum sagtet ihr das nicht? — warum kehret ihr nicht geradewegs zu dem bekannten Dictum des achtzehnten Jahrhunderts zurück: Man braucht eine Religion für das Volk. Unter Ludwig XV. kursirte dieser Grundsatz in den philosophischen Salons, bei dem Baron

---

*) Der Precurseur de l'Ouest vom 27. April 1842.

Hier mag die Bemerkung eine Stelle finden, daß der größte Theil dieser Büchlein, womit man durch Colporteurs das Land vergiftet, in der königlichen Bibliothek nicht niedergelegt ist. Die Verwaltung der Bibliothek hat öfter Beschwerde erhoben, aber immer vergebens. Die Behörde schließt die Augen: sie glaubt, dieß gehe die Politik nichts an, oder vielleicht auch, es sei eine gute Politik, sich nicht mit derlei Sachen zu befassen. Unter dem Schirme dieser Sorglosigkeit oder dieses Schutzes hat sich eine ganze geheime Literatur gebildet, und eine unermeßliche Verbreitung gewonnen.

von Holbach, bei Madame Dudeffant, und heute ist es die Geistlichkeit, die ihn predigt und sich zur Richtschnur nimmt. Aber wenn man einmal eingesteht, daß man das gemeine Volk täuscht, daß der Glaube weiter nichts ist, als ein Ueberlistungsgeschäft zwischen dem geistlichen Hirten und seinen bäuerlichen Schafen, dann wird dieses Verhältniß sehr schnell auch die oberen Stufen der Gesellschaft durchdringen; wie glaubt ihr, daß dann die Religion der höhern Klassen bestehen werde?

Man braucht eine Religion für das Volk; die Geistlichkeit hat oft gegen die Gottlosigkeit dieses Ausspruches losgedonnert. Und doch bringt sie offenbar blos dieselbe in einer neuen Form, wenn sie so plumpe Betrügereien in den Dienst der Religion aufnimmt. Die Regierung ihrerseits gibt sich bereitwillig dazu her. Einen Unglücklichen, der, um nicht Hunger zu sterben, ein Brod oder einen Thaler entwendet, schickt man auf die Galeren oder ins Gefängniß: es ist dieß ein Dieb. Diejenigen aber, die das Edelste und Heiligste, das im Menschen wohnt, den religiösen Glauben, herabwürdigen, Leute, welche ganze Volksmassen zu viehischer Dummheit zu erniedrigen streben, bleiben nicht nur unbestraft, sondern die Regierung kommt ihnen noch zu Hülfe durch ihren Mittelsmann, Herrn Martin, und das nennt man die Religion begünstigen. Warum? Eben weil man eine Religion für das Volk braucht.

Solchen Thatsachen gegenüber ist es unmöglich, ein bereits sehr weit gediehenes System der Volksverdummung zu verkennen, wenn man nach der Schamlosigkeit der Einen die Blödsinnigkeit der Andern bemißt. Das religiöse Werk der Jesuiten läßt sich also in zwei Worte zusammenfassen: verführen und verdummen; den Glauben durch Heuchelei oder durch Aberglauben ersetzen. Das sind die Wohlthaten, die man ihnen verdankt.

§ 2.

Es sind so viele Anstrengungen auf ein Ziel hingerichtet, daß es nicht schwer ist sie zu bemerken; inzwischen muß man auch den vermittelnden Begriffen, den Ordensbrüderschaften und den Vereinen, die unter der Leitung der Jesuiten stehen, Rechnung tragen. Frankreich ist damit bedeckt, es ist von ihnen umschlossen, wie von einem Netze. Es gibt aristokratische, es gibt gemischte; es gibt plebejische Vereine, keinen aber, der nicht Geld bezahlte. Die Form thut hier nichts zur Sache: anerkannt oder geheim, regelmäßige Beiträge, Subscriptionen, freiwillige Spenden, alles gilt gleich: die Gesellschaft besteuert den Eifer, sie weiß sich seine Gaben gewandt zu sichern und noch zu erhöhen, indem sie als Einnehmer die Eitelkeit bestellt. Die Gesellschaft des heiligen Vincenz von Paula zählt in Paris allein mehr als zweitausend Mitglieder; die Zahl der Theilnehmer in der Provinz ist unermeßlich. Die von dem Abbé Desgenettes, Pfarrer von Notre-Dame-des-Victoires, gestiftete Brüderschaft

vom unbefleckten Herzen Mariä hat (in Paris) fünfzigtausend Mitglieder. Der Unterschied erklärt sich leicht: Die Gesellschaft des heiligen Vincenz von Paula bietet ihren Subscribenten kein anderes Lockungsmittel, als die Gelegenheit Gutes zu thun; der Abbé Desgenettes verrichtet Wunder, trotz der wunderthätigen Medaille *). Es wäre ungerecht, wenn ich unter den thätigsten Arbeitern der Propaganda nicht auch die Brüder des heiligen Augustin aufführen wollte, und die Missionäre, welche die guten Bücher verbreiten. Diese haben ihren Sitz in Avignon und beschäftigen sich hauptsächlich damit, die ansehnlichen Erzeugnisse des religiösen Buchhandels abzusetzen. Während die politische Gesellschaft, ohne zu ihrem Zweck zu gelangen, sich mit dem Problem der Organisation der Arbeit abquält, haben die Jesuiten es ohne vielen Lärm gelöst, aber zu ihrem eigenen Vortheile, nicht zu dem unsrigen.

Man treibt Proselytenmacherei im katholischen Zirkel, unter den Auspizien der Herren von Damas, von Vaublanc, Cauchy, Recamier, von Caumot u. s. w. Man treibt dieses Geschäft im katholischen Institut unter den Auspizien einer Menge von Abbés, namentlich des Abbé Desgenettes und des Abbé Lacordaire, ohne den Präsidenten zu vergessen, Herrn Rendu, Mitglied des königlichen Raths des öffentlichen Unterrichts. Man treibt dasselbe hauptsächlich in den Gewölben von Saint-Sulpice, von Sainte-Valère, der Madelaine, von Gros-Caillou, von Saint-Nicolas-des-Champs u. s. w., wo halbwöchentlich nächtliche Versammlungen gehalten werden, unter dem Vorwand von Vorlesungen über die Physik, von Konferenzen zu Gunsten der Arbeiter **). Unter der Restauration flüchteten sich dieselben nächtlichen Versammlungen blos in die Grüfte des Pantheon; es ist nichts anders geworden als der Schauplatz und der Umstand, daß man unter Karl X. sich verbarg, während man sich heutzutage nicht verbirgt. Man hat blos so viel vom Geheimniß beibehalten, als just nothwendig ist, um diesen Versammlungen die Würze einer verbotenen Sache zu geben und eine Zusammenstellung mit den ersten Christen möglich zu machen, welche durch Verfolgungen genöthigt waren, sich in den Katakomben zu verbergen.

---

*) Der Herr Pfarrer hat sie selbst verzeichnet in einem Werke: Handbuch der Brüderschaft vom hochheiligen und unbefleckten Herzen Mariä. Debecourt 1843.

**) Der Eintrittspreis beträgt 50 Centimes, aber es werden auch Billete unentgeldlich vertheilt; man braucht nur zu erklären, daß man nicht im Stande sei, die Steuer zu bezahlen. Diese beträgt mehr als die Universitätssteuer, aber da sie an einer Kirchenthüre eingezogen wird, so beklagt sich Niemand darüber. (S. Journal de la liberté religieuse, Band 2. S. 156.)

Diese Kurse, diese Lektionen, diese Konferenzen sind augenscheinlich von dem Herrn Minister des öffentlichen Unterrichts genehmigt.

Ich habe den acht Seiten starken Prospekt des Vereins zur Verbreitung des Glaubens vor mir liegen. Es ist dieß ein vollendetes Meisterwerk. Vor allem sehe ich darin, daß der Verein achtmalhunderttausend Mitglieder zählt. Die Subscription ist für den Einzelnen nicht lästig: Fünf Centimes in der Woche! Und wie viel Gutes wird mit diesen fünf Centimes bewirkt! „Man kann zur religiösen und moralischen Wiedergeburt so vieler Tausende von Menschen beitragen, über welchen das Gestirn des christlichen Glaubens noch nicht aufgegangen ist.“ Folgt sodann ein achtunggebietendes geographisches Verzeichniß: China, die Tartarei, Tonking, Siam, Corea, Pegu und Ava, Coromandel u. s. w.; fünfzehn volle Zeilen. Alle diese Länder könnt ihr mit fünf Centimes regeneriren. Und mit welcher Kunst wird der Eitelkeit der Leute vom Volke geschmeichelt! Da studiret einmal, ihr industriösen Genies, die ihr euch für vollendete Meister in der Kunst der Prospektmacherei haltet!

„Die Arbeiter, die Domestiken, die Portiers, selbst die Bedürftigen können Theil an dem WErke nehmen; denn wer ist so bedürftig, daß er nicht im Stande wäre, wenigstens über einen Centime des Tages zu verfügen? Aber hauptsächlich dadurch, daß er den Eifer Anderer erweckt, kann jeder nützliche Dienste leisten. Paris bietet das Beispiel von mehreren Personen, die den niedrigsten Klassen der Gesellschaft angehören, deren bewunderungswürdiger Eifer aber genügt hat, um mehr als fünfzig Subscriptionen zu Stande zu bringen. Auch müssen wirs offen und laut zur Ehre Frankreichs sagen, dieses WErk ist recht eigentlich das Werk des Volkes selbst; ja es ist sein Erzeugniß, seine Schöpfung, seine Tochter, denn die Anhäufung der Obolen des Armen ist es, die allein das im vorliegenden Falle geheiligte Gold zu erzeugen vermochte, mit dessen Hülfe die abgöttischen und entlegenen Länder zum Evangelium bekehrt worden sind.“

Man bewundere in der folgenden Stelle die Kunst, jedermann zu schonen, zu schmeicheln, den Armen anzuspornen, ohne den Reichen zu beleidigen oder zu entmuthigen:

„Diese heilige Unternehmung schöpft ihre ganze Wirkungsfähigkeit aus der großen Zahl ihrer Eiferer; sie würde aufhören zu bestehen, sobald sie nur noch unter den Reichen Freunde zählte; denn die wohlhabenden Leute sind immer selten und ihre Geschenke würden, so großherzig man sie auch annehmen mag, ohne Zweifel den Bedürfnissen unserer Missionen nicht genügen, wenn die Lücken nicht durch die bescheidenen, aber zahlreichen Spenden der weniger Bemittelten ausgefüllt würden.“

Endlich und zum letzten Mal treibt man die Frechheit so weit, den Verein als einen „mit göttlichem Siegel bezeichneten“ zu erklären und jeden, der nicht Theil an dem WErke nimmt, beinahe aus der christlichen Gemeinschaft zu verbannen:

„Bald wird, so hoffen wir, das WErk des Vereins das wahrhaft katholische Werk, d. h. das allgemeine Werk sein; und der Titel Mitglied wird das Siegel und beinahe das unentbehrliche Kennzeichen des wahren Christen sein.“

Die ganze Bescheidenheit, deren die Jesuiten fähig sind, ist in dem Worte beinahe enthalten. Man wird beinahe kein Christ mehr sein können, wenn man nicht wenigstens wöchentlich einen Sou gibt! Dieser Sou wird fortan das Kennzeichen des wahren Christen!

Ihr lachet? Nun, so wisset denn, daß blos für dieses Werk der Monat März 1842 **zwei Millionen siebenhundert zweiundfünfzigtausend zwei hundert und fünfzehn Franken** in die Kassen der Gesellschaft eingebracht hat. (S. 4 des Prospekts.)

Berechnet nach diesem Datum die pekuniären Hülfsmittel, die geheimen Einkünfte der Gesellschaft Jesu, und ihr werdet euch entsetzen ob ihrer Macht, in einem Jahrhundert, wo mit Geld alles möglich ist *).

Das heißt Drohung und Schmeichelei abwechslungsweise mit Gewandtheit handhaben: das heißt die Saite der Leidenschaft zur rechten Zeit und auf die rechte Art anschlagen. Und dieses Geld, das wir in Frankreich so gut brauchen könnten zu unsern Eisenbahnen, unsern Brücken, unsern Straßen, unsern Kanälen, zu tausend öffentlichen Arbeiten und Privatunternehmungen, wäre es auch nur um die Last der Steuern zu erleichtern, wäre es auch nur um den Carousselplatz zu bepflastern, wohin wandert es? nach Rom!

Mit diesen Mitteln machen sich die Jesuiten in ganz Frankreich, in Stadt und Land, zahllose Anhänger; und diese blind ergebenen Anhänger werden sie, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt, derjenigen politischen Partei preisgeben, welche ihnen die meisten Bürgschaften dafür bieten wird, daß sie unter ihrem (der Partei) Namen regieren dürfen; sie werden mit einem Worte die höchste und unumschränkte Gewalt erhalten, und dieß wird das letzte Wunder der wunderthätigen Medaille sein.

---

*) Das Werk der Glaubensverbreitung hat zwei Hauptsitze, Lyon und Paris, wo die beiden wichtigsten Anstalten des Ordens sind. Das Werk ist unter den Schutz des heiligen Franz Xaver, eines Jesuiten, gestellt, und man erhält Ablässe, so oft man zu seinem Gebete die Worte hinzufügt: Heiliger Franz Xaver, bitte für uns!

Fünftes Kapitel.

Die Jesuiten als Tyrannen der Geistlichkeit.

Man wird sich ohne Zweifel fragen, wie es komme, daß aus der Mitte der Geistlichkeit nicht eine einzige Stimme sich erhebe, um gegen diese falschen Wunder, diese Amulete, diesen plumpen und materiellen Aberglauben, welchen man an die Stelle des Glaubens setzen will, zu protestiren; woher von Seiten der Geistlichkeit diese Gefälligkeit stamme, womit sie wahrhaft gottlose Umtriebe fördere und das von den Jesuiten unternommene Verdummungswerk unterstütze. Ist denn also die ganze Geistlichkeit von diesem Brande angefressen? Nein, nicht die ganze Geistlichkeit ist angesteckt, aber sie ist in Masse geknechtet und zwar unter das härteste, drückendste Joch, obschon es dem Anschein nach das liebenswürdigste und leichteste ist, unter das Joch der Jesuiten. Sie kommen zu uns mit dem Feldgeschrei Freiheit. Dieses Wort steht auf ihrer Fahne geschrieben. Um die Süßigkeiten der Freiheit zu würdigen, welche sie uns bereiten, wollen wir die Knechtschaft prüfen, unter welcher sie die ganze niedere Geistlichkeit, d. h. alle Pfarrer sowohl in der Stadt als auf dem Lande erdrücken. Oh, oh! die guten Patres thun nichts unbesonnen. Bevor sie auf einem Felde zu arbeiten anfangen, lassen sie sichs angelegen sein, alle Hindernisse, die ihnen später störend in den Weg gerathen könnten, auf die Seite zu schaffen oder zu vernichten. So sind sie auch, als sie sich auf Frankreich warfen, um auf die Eroberung aller unserer Rechte, aller unserer Freiheiten loszugehen, vor allem darauf bedacht gewesen, sich, wie man es in der Strategie nennt, den Rücken gehörig zu sichern. Sie wollten im Namen der Geistlichkeit sprechen können; es ist ihnen gelungen. Wenn ihr leset: die Geistlichkeit will das; die Geistlichkeit verlangt jenes; die Geistlichkeit beabsichtigt, sie verordnet, sie fordert.... so bedeutet das nichts anderes, als: die Jesuiten wollen, verlangen, verordnen u. s. w.

Louis Dollé, Advokat der Pariser Pfarrer, der bei dem großen Prozeß von 1577 nach Arnauld mit ebenso vieler Kraft als Beredtsamkeit und Mäßigung das Wort ergriff, warf den Jesuiten vor, sie haben sich zu Censoren und Hofmeistern der Geistlichkeit, zu Universalhirten, zu Oberaufsehern der Kirche aufgeworfen. Wir finden sie im Jahre 1843 als dieselben wieder. Ich wiederhole es, die Geistlichkeit, in deren Namen sie sprechen, ist die Gesellschaft Jesu. Die wahre Geistlichkeit halten sie in der Unterdrückung darnieder und zwingen sie durch Einschüchterung zum Schweigen. Die Geistlichkeit zittert, sie schweigt und wagt es nicht sich vor ihnen zu rühren. Die Jesuiten sind der Weih, der die kleinen Vögel verzaubert. Durch welche Mittel, durch welche günstige Umstände haben sie es so weit gebracht? das wollen wir jetzt

untersuchen. Nur eine einzige Bemerkung möge vorausgeschickt werden: man hat ihnen diese Unterdrückung vorgeworfen, welche sie durch das Medium des Episkopats über die niedere Geistlichkeit ausüben. Was haben sie geantwortet? — „Ei, mein Gott, laßt doch die Geistlichkeit in Ruhe! mit Ausnahme einiger elenden Bursche, die schlechte Priester sind, und schlechte Bürger abgegeben haben würden, beklagt sich die niedere Geistlichkeit ganz und gar nicht über den Despotismus der hohen Geistlichkeit*).“ Wenn es wahr wäre, daß sie sich nicht beklagte, so würde dieß immer noch nichts beweisen, denn man müßte wissen, ob die Unterdrückung, worin sie schmachtet, nicht so weit geht, ihr alle Klagefreiheit zu entziehen. Nun findet aber dieß im höchsten Grade statt. Außerdem hat sich dieses Geächze, dieses schmerzhafte Seufzen Luft gemacht durch die Stimme der Herren Allignol**); die Welt hat sie nicht gehört, ihr aber habt sie gehört, ihr Jesuiten, und ihr ergreift eure Maßregeln gegen jede Aussicht auf Oeffentlichkeit derselben, indem ihr diejenigen, welche diese herbeiführen würden, zum voraus verläumdet und mit dem Bemerken brandmarket: es sind elende Bursche und schlechte Priester.

Man braucht das Buch der Herren Allignol nur einfach durchzulesen, um sich vollständig zu überzeugen, daß diese schauderhaften Bezeichnungen ganz und gar nicht auf sie passen. Ihre Darstellung der Thatsachen ist aufrichtig, zu gleicher Zeit aber gemäßigt, ja sogar ehrerbietig. Geht eine Anklage gegen das Episkopat daraus hervor, so geschieht dieß wider den Willen der Verfasser. Sie versichern ihre gänzliche und unbedingte Ergebenheit gegen dieses Episkopat, aber die Kirche ist ihnen noch lieber. Die Wunden der Kirche, ihre dringliche Gefahr, haben sie bestimmt zu sprechen. Ihr Buch ist „eine Vertheidigung, eine Denkschrift zu Gunsten der großen Sache der französischen Geistlichkeit,“ welcher man „eine falsche, erniedrigende Stellung angewiesen hat, eine Stellung, die ihre Wirksamkeit hemmt, ihren Einfluß lähmt und sie verhindert, sich zur Höhe ihres Berufs zu erheben und den dermaligen Bedürfnissen des Volkes nachzukommen.“ (Vorrede, S. 14 und 21.)

„Mit schmerzlicher Betrübniß entschließen wir uns, in die Tiefen einer Lage herabzusteigen, deren bloßer Anblick uns Schaamröthe ins Gesicht treibt und das Herz zusammenschnürt. Aber eine tiefe, innige Ueberzeugung, welche uns die Ehre der Kirche, das Interesse der Religion und der ganzen Gesellschaft durch diese unglückselige Lage bloßgestellt erblicken läßt, erlaubt uns nicht, länger zu schweigen. Das Schweigen wäre für uns mehr als eine Feigheit, es wäre Pflichtvergessenheit.“ (S. 123.)

---

*) Das Univers vom 4. Juni 1843.

**) Ueber den gegenwärtigen Zustand der Geistlichkeit in Frankreich, von den Herrn Gebrüdern Allignol, Priesteramtsverwesern.

Diese würdevolle Sprache bleibt sich immer gleich. Durch das ganze Buch hindurch dieselbe Festigkeit, dieselbe Ruhe. Die Herren Allignol, die seit fünfundzwanzig Jahren Mitglieder der Geistlichkeit zweiten Ranges waren, befanden sich in der Lage, alles kennen zu lernen, was da vorgeht; sie enthüllen es auf eigene Gefahr und eigenes Risiko. Eine lange Verwaltung des Priesteramtes, ein selbst für die Bisse der Jesuiten unantastbarer guter Ruf, die Ehre, einer wegen ihrer Wohlthätigkeit weit und breit berühmten Familie anzugehören, endlich, um zu diesen hohen moralischen Berechtigungen auch noch eine materielle, aber nicht gleichgültige Beigabe hinzuzufügen, der Vortheil, durch den Besitz eines gewissen Vermögens über die gemeinsten Lebenssorgen hinausgestellt zu sein, alle diese vereinigten Umstände schienen es den Herren Allignol zu gestatten, zu thun, was vielleicht niemand so gut wie sie zu thun in der Stellung war, d. h. ihrem Gewissen ungestraft zu gehorchen. Ungestraft ist jedoch nicht das ganz richtige Wort: sie waren Landpfarrer; als solchen konnten die Jesuiten ihnen zu Leibe gehen: man hat ihnen ihre Pfarren entzogen; sie leben in irgend einem dunkeln Winkel der Gebirge des Vivarais, ihres Heimathlandes, begraben, mehr aber hat man nicht gewagt, und ist nicht soweit gegangen, sie mit dem Interdikt zu belegen. Der Grund davon ist, daß der Pabst, nachdem er ihr Buch gelesen, förmlich seine Zufriedenheit mit demselben ausgesprochen hat *). Die Approbation des heiligen Vaters schützt die Schwäche der beiden Autoren. Doch was spreche ich von Schwäche? Man ist immer stark und furchtbar genug, wenn man seiner Ueberzeugung folgt und der Wahrheit als Organ dient. Es ist den Herren Allignol ergangen wie dem heiligen Manne Hiob: der Herr sprach zu dem Satan: „Siehe, alles was er hat, sei in deiner Hand; ohne allein an ihn selbst lege deine Hand nicht."

Diese vorausgeschickten Bemerkungen waren durchaus nothwendig, um zu zeigen, mit wem wir es in der Person der Herren Allignol zu thun haben, und welches Gewicht ihren Worten inne wohnt. Wir haben den Jesuiten nicht die Ausflucht lassen dürfen, zu sagen, es seien dieß elende Bursche und schlechte Priester.

Gehen wir jetzt an das Werk selbst.

Es beschäftigt sich hauptsächlich mit den zur Seelsorge verpflichteten Pastoren oder mit den Pfarrern, die, fünfunddreißig- bis vierzigtausend Köpfe stark, die niedere Geistlichkeit bilden, d. h. die Geistlichkeit, wie früher der dritte Stand die Nation bildete.

Der erste Theil des Buches untersucht die Disciplin und Gerichtsbarkeit der

---

*) Er fügte sogar hinzu: „Ich wußte nicht, daß die französischen Bischöfe sammt und sonders Päbste sind."

alten Kirche in Beziehung auf ihre Priester. Ihre hierarchische Bedeutung stand damals in unmittelbarem Verhältniß zu der Bedeutsamkeit ihrer Verrichtungen, „denn," sagt der heilige Hieronymus, „was hat, mit Ausnahme der Weihe, der Bischof zu thun, was der Pfarrer nicht ebenfalls thäte?" auch erhielten diese Pfarrer von den Bischöfen den Titel Collegen (compresbyter); sie hatten mit den Bischöfen Antheil an der Verwaltung der Diözesen, wurden in die Concilien zugelassen, hatten Sitz und Stimme in den Synoden.

Sie waren von der Macht der Bischöfe abhängig, aber diese Macht war durch Gesetze geregelt. Man sieht während der ersten Jahrhunderte in jeder Diözese ein Tribunal, dessen Präsident der Bischof, und dessen Assessoren die übrigen Priester waren. Man nannte dieß den Priesterrath und bei dem Pabst besteht er noch unter dem Namen: heiliges Collegium. Auf diese Art wurde im Anfang der angeklagte Pfarrer von Seinesgleichen gerichtet, unter denen sein oberster Vorstand den Vorsitz führte; und war er mit dem Spruch nicht zufrieden, so stand ihm das Recht zu, von demselben an die Synode, an den Erzbischof, an das Nationalconcilium und endlich an den heiligen Vater zu appelliren.

Dieß waren gewiß große Bürgschaften für den Geistlichen; gleichwohl schienen sie noch ungenügend, und das erste Concilium von Karthago, das von den Concilien von Milève, von Toledo *), von Arles **) und von Tours ***) bestätigt wurde, verlangt zur Aburtheilung eines Pfarrers in erster Instanz eine Versammlung von sechs Bischöfen und macht, wohlverstanden, das Appellationsrecht noch zur Bedingung. Es fehlt nicht an Beispielen, daß diese Gerichtsbarkeit angewendet wurde.

Balsamon in seiner Erläuterung zu den Beschlüssen des Conciliums von Karthago bemerkt, daß Urtheilssprüche, bei denen diese Form nicht beobachtet worden, keine bindende Kraft haben; „sonst," sagt er, „wäre der Zügel, welchen die Kirche der bischöflichen Willkür angelegt, eine bloße Täuschung, und sie könnten eine unerträgliche Tyrannei über die Geistlichkeit ausüben." (In conc. carth. 14–23.)

Diese Disciplin wurde noch im Jahr 1727 auf dem Concilium zu Embrun festgehalten, wo der Kardinal von Tencin den Vorsitz führte. Es handelte sich freilich um Aburtheilung eines Bischofs, des Jansenisten Soanen, Bischofs von Senez. Aber dieser Unterschied im Titel thut nichts zur Sache, denn die Kirche verordnet überall eine gleiche Beurtheilung der einfachen Priester und der Bischöfe; nur setzt sie für die letztgenannten die doppelte Anzahl Richter fest. Auch berief

---

*) IV. Conc., Kan. 28.

**) V. Conc., Kan. 4.

***) II. Conc., Kan. 7.

man zu dem Concilium in Embrun die Bischöfe aller benachbarten Provinzen, damit die Kompetenz des geistlichen Gerichts weder angefochten noch abgelehnt werden konnte.

Die Kirche hat somit alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die Pfarrer vor der launenhaften Willkür der Bischöfe sicher zu stellen. Die mit der Seelsorge betrauten Priester sind immer fix angestellt und unabsetzbar gewesen; sie konnten nie nach dem bloßen Gutdünken ihrer Bischöfe entsetzt oder abberufen werden, und immer und überall mußte ihrer Entsetzung oder Abberufung ein in seinen Formen kanonischer Urtheilsspruch vorangehen.

Um inzwischen nicht allzuoft sechs Bischöfe versammeln zu müssen, schuf man für minder bedeutende Fälle die Diözesan=Gerichte, die unter dem Namen geistliche Gerichte bis zur Revolution von 1789 bestanden. Aber auch hier hatte die Vertheidigung alle nur zu wünschenden Bürgschaften und Freiheiten, und man ließ dem Appellationsrecht seine ganze Ausdehnung.

Die Unabsetzbarkeit der mit der Seelsorge betrauten Priester ging so weit, daß der Bischof einen Pfarrer nicht einmal in eine andere Gemeinde versetzen konnte, wenn dieser nicht selbst einwilligte.

Die Herren Allignol legen ein ungemeines Gewicht auf diese Bestimmung, und sie haben recht, denn auf ihr beruht die Unabhängigkeit der niederen Geistlichkeit, und sie ist folglich auch das Prinzip ihrer Tugenden, da es ohne Freiheit keine Tugend gibt.

Schon im siebenzehnten Jahrhundert versuchten es Mitglieder der höhern Geistlichkeit mehrere Male, dieses von dem Concilium zu Trient erneuerte und bestätigte Recht zu erschüttern. Einige Prälaten ersuchten Ludwig XIV., er möchte die Priesteramtsverweser der Filialkirchen absetzbar machen. „Meine Herren," antwortete der König, „ich will diese armen Priester gerne absetzbar machen, aber nur unter einer Bedingung: daß nämlich die Bischöfe es auch sind." Man kann annehmen, daß diese Antwort auf Bossuet's Rechnung zu schreiben ist. Die Bischöfe wollten um solchen Preis nichts mehr von Absetzbarkeit hören.

Im Jahr 1697 nahm der skandalöse Erzbischof von Rheims, Le Tellier, ein unwissender Prälat von verdächtigem Lebenswandel, ein Mensch, dem nur Rang und Reichthum etwas galt *), sichs heraus, aus eigener Machtvollkommenheit einen Erlaß auszufertigen, worin er seine Pfarrer absetzbar machte. Ludwig XIV., als er davon hörte, ließ ihm die Veröffentlichung desselbigen verbieten.

Heutigen Tages besteht nun von allem dem nichts mehr! Es gibt keine geistlichen Tribunale, keine Bürgschaften, keine Rechte mehr; nichts als Pflichten,

*) Siehe die Anekdote, welche Racine in seinen historischen Bruchstücken erzählt.

und Gott weiß es, wie peinlich man diese macht! Die Pfarrer, besonders die auf dem Lande, sind steuer- und frohnpflichtig geworden; sie sind die Sklaven, die Heloten der Bischöfe. Man versetzt sie, man setzt sie ab, man suspendirt, man verurtheilt sie, wie man will und so oft man will, ohne sie anzuhören, ohne daß sie es wagen, den Mund zu öffnen. „Es gibt," sagen die Herren Allignol, „keinerlei kanonische Formen mehr. In den geistlichen Angelegenheiten ist alles Willkür, alles geht im Schatten und im Geheimen vor sich; alles, schlechterdings alles wird durch die geheime Korrespondenz der Diözesanverwaltung abgemacht. Man bekommt niemals weder Ankläger noch Zeugen zu Gesichte, und oft wird man bestraft, ehe man weiß, daß man angeklagt ist." (S. 234.) Es ist dieß das vollständige Inquisitionsverfahren.

Die weitere Ausführung dieses traurigen Gemäldes füllt den zweiten Theil des Buches der Herren Allignol.

Aber vor Allem, welche Ursache hat diese Veränderung oder vielmehr diesen Umsturz in der französischen Kirche herbeigeführt? Man höre:

Als Bonaparte den Plan faßte, den Kultus wiederherzustellen, sann er zu gleicher Zeit darauf, sich im Interesse seiner ehrgeizigen Plane auf die Geistlichkeit zu stützen; aber er verhehlte es sich nicht, daß die Geistlichkeit, die dem alten System zugethan war, sich niemals aufrichtig dazu herbeilassen würde, dem neuen zu dienen. Um die Geistlichkeit zu gewinnen, genügte ihre bloße Zurückrufung nicht: man verführt vierzigtausend Feinde nicht so leicht. Er kam daher auf einen andern Ausweg und machte die Geistlichen zu vollständigen Knechten ihrer Vorgesetzten, so daß er sich blos dieser zu versichern brauchte, um das ganze Korps zu beherrschen und nach seiner Pfeife tanzen zu lassen. **Divide et impera.** Dieß wurde mit einem Federzug ausgeführt, durch Hinzufügung der organischen Artikel zu dem Concordat. Man liest in diesen Artikeln: „Art. 31. Die Amtsverweser werden von dem Bischof bestätigt und können von ihm abberufen werden." Diese fünf Worte haben die niedere Geistlichkeit zermalmt und vernichtet; denn „die Abberufung schließt an und für sich schon alle kanonischen Strafen und überdieß heutzutage noch den Verlust aller Ansprüche auf Gehalt, somit auch der Existenzmittel in sich. Folglich kann der Bischof, kann der geringste seiner Generalvikare über alle Amtsverweser, d. h. beinahe über die gesammte Pastoralgeistlichkeit eine willkürliche Gewalt ausüben und sie, wenn es ihm beliebt, ins Elend stürzen." (S. 115.)

Aber, wird man sagen, die Appellationen in Fällen mißbrauchter Amtsgewalt? Sie sind sammt den geistlichen Gerichten aufgehoben. Doch nein, ich täusche mich: es findet eine Appellation an den Staatsrath statt. „Art. 6. In allen Fällen mißbrauchter Amtsgewalt von Seiten der Oberen und anderer Kirchenbeamten kann an den Staatsrath appellirt werden." Wer sieht nicht auf den ersten Blick, daß dieser

Rekurs ein illusorischer ist? Der Staatsrath besteht aus Laien, Advokaten, Aerzten, Militärpersonen, Finanzmännern. Werden diese, um in geistlichen Angelegenheiten einen würdigen Spruch zu fällen, sichs angelegen sein lassen, die Theologie und die Kirchengesetze zu studiren? An den Staatsrath zu rekurriren ist eine Befugniß, auf welche man lieber vornweg verzichtet, und die Herren Allignol haben recht, wenn sie sagen: „Der Bischof urtheilt und straft nicht blos willkürlich, sondern er macht auch alles in letzter Instanz ab, ohne Untersuchung wie ohne kanonische Form, ohne Kontrole wie ohne Anhörung einer Rathsversammlung.“ (S. 116.)

Diese organischen Artikel wurden ohne Wissen des Pabstes abgefaßt und ohne seine Genehmigung veröffentlicht. Die Bischöfe schrieben dem heiligen Vater einen schönen Beschwerdebrief über die unheilvollen Veränderungen, welche Bonaparte in die Kirchendisciplin eingeführt, ermangelten aber nicht, Nutzen daraus zu ziehen. Die Herren Allignol erkennen diese unläugbare Thatsache an, und suchen sie damit zu entschuldigen, daß „es in der Natur jeder Macht liege, sich so viel als möglich zu vergrößern.“ Sie gestehen, daß die Bischöfe damals „allzuviel Nachgiebigkeit gegen eine unwiderstehliche Gewalt“ an den Tag gelegt, daß sie sogar „eine heimliche Freude empfunden haben über eine Veränderung, welche ihr Ansehen erhöhte und ihre Amtsgewalt steigerte.“ (S. 133.) Sie schieben das Ganze auf die Abgeschlossenheit, worin Bonaparte die Prälaten hielt, indem er sie hinderte, mit Rom zu verkehren. Diese Rechtfertigung zeugt mehr von christlichem Sinn, als von Rechtsgefühl; es gibt keine Absperrung, wodurch Jemand gezwungen werden könnte, gegen sein Gewissen eine ungesetzliche Gewalt auszuüben. Bonaparte bezwang die Bischöfe nicht durch diese Abschließung: er gewann sie durch ihr Interesse, und dieß muß man ohne alle Umschweife sagen. Im Uebrigen erlaubt den Herren Allignol ihre Aufrichtigkeit nicht, folgende Ansicht zurückzuhalten:

„Aeltere Personen,“ sagen sie in einer Anmerkung (S. 134), „die sehr unterrichtet sind, und die höchste Achtung verdienen, auch in das Geheimniß der Angelegenheiten dieser Zeit eingeweiht zu sein glauben, behaupten, es habe eine wahre Uebereinkunft zwischen den neuen Bischöfen und der Regierung stattgefunden, um die ganze Diözesangeistlichkeit der bischöflichen Willkür zu unterwerfen und die unermeßliche Mehrheit der Pfarrer zweiten Ranges nach Willkür absetzbar und widerruflich zu machen.“

Und sie bemühen sich vergebens, diese Behauptung zu bestreiten. Die Unanfechtbarkeit derselben bewährt sich, allen Einwendungen und feinen Unterscheidungen zum Trotze, am besten durch die Thatsache, daß die Bischöfe von ihren neuen Rechten nicht blos Gebrauch gemacht, sondern sogar Mißbrauch damit getrieben haben, und daß in unsern Zeiten der Mißbrauch bis auf den Gipfel gestiegen ist. Nun muß man sichs wohl merken, daß in dem Concordat vom 11. Juni 1817, zwischen Pius VII.

und Ludwig XVIII., eben diese organischen Artikel förmlich aufgehoben worden sind: „Art. 3. Die sogenannten organischen Artikel, die ohne Wissen Sr. Heiligkeit abgefaßt und ohne Genehmigung derselben am 8. April 1802, zugleich mit dem Concordat vom 15. Juli 1801 veröffentlicht worden sind, sind abgeschafft, insofern sie der Lehre und den Gesetzen der Kirche widerstreiten."

Wir haben genug über die Lehre und die Gesetze der Kirche in Betreff der Pfarrer gesagt, um unsern Lesern ein Urtheil darüber möglich zu machen, ob die Willkür und die Tyrannei der Bischöfe gegen die niedere Geistlichkeit denselben widerstreite oder nicht.

Somit ist die Unterdrückungsgewalt der Prälaten, sie mag sich nun gründen auf was sie will, ebenso ungesetzlich, als sie unmenschlich und antievangelisch ist*).

Man hat eine seltsame Ausflucht erfunden, um das allzu Anstößige, was in diesen Uebergriffen gegen die Landpfarrer liegt, für den ersten Blick zu bemänteln: man hat diese Pfarrer Amtsverweser genannt, und so konnte man denken, sie haben mit ihrem wahren Titel zu gleicher Zeit auch ihre Rechte verlieren müssen. In der That sprechen die Concilien, die Päbste und die kanonischen Schriftsteller nur von den Pfarrern; von Amtsverwesern ist nirgends ein Wort zu lesen. Ebenso hat man statt Kirchspiel oder Pfarre das Wort Beikirche (succursale) eingeführt und mit Hülfe dieser lächerlichen Synonymen, dieser albernen Unterscheidungen ist die Knechtung, der Helotismus der niedern Geistlichkeit, wie die Herren Allignol sagen, vollständig geworden, ja er hat sogar einen gesetzlichen Anstrich erhalten.

Man weiß, was in frühern Zeiten der Dorfpfarrer, diese von den Dichtern und selbst den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts so gepriesene Figur war; man kann sehen, was er heutigen Tages ist. Die Herren Allignol machen, obgleich sie darob erröthen, keine Versuche, über seine unglückselige Verwandlung irgend Illusionen zu unterhalten. Tagtäglich vernimmt man Klagen über die Unduldsamkeit der Landpfarrer, ihre hastige Geldgier, ihre Unwissenheit, den Eifer, womit sie abgeschmackte, aber für sie einträgliche, abergläubische Meinungen einführen oder begünstigen u. s. w. Die Herren Allignol erklären ohne Umschweif, daß der Landpfarrer von der hohen Stellung, welche er früher in der öffentlichen Meinung einnahm, herab und in einen Abgrund der Erniedrigung und Verworfenheit versunken sei. (S. 178.)

Sie geben drei Ursachen für dieses Uebel an.

Erste Ursache der Herabwürdigung des Pfarrverwesers: der Verlust seines

---

*) Es muß hier bemerkt werden, daß das Concordat Ludwigs XVIII. nicht angenommen worden ist und folglich keine Gesetzeskraft hat; aber es handelt sich davon, daß die Sachen mit gewissenhaftem und billigem Auge betrachtet werden.

Titels und seiner Eigenschaft als Pfarrer. — Zweite Ursache: er ist widerruflich und absetzbar geworden. — Dritte Ursache: er wird von seinem Bischof willkürlich gerichtet und bestraft.

Die zweite Ursache besonders und die dritte führen, nach der Ansicht der Herren Allignol, die allerunseligsten Folgen nach sich. Jeder Prälat hat fünf oder sechs Generalvikare, die ohne Förmlichkeiten, ohne Kontrolle, ohne ein anderes Gesetz als ihren Willen anstellen oder absetzen können. „Auch haben in mehreren Diözesen solche Aenderungen bereits nicht mehr im Kleinen und theilweise, sondern in Masse und durch Kreisschreiben stattgehabt.“ (S. 295.) Wenn ein Gönner beim Bischof Einsprache erhebt und nach dem Grund der Ungnade fragt, so verschließt man ihm den Mund mit dem Worte: Frauenzimmergeschichten. Derjenige, über welchen dieses furchtbare Wort einmal gebraucht wurde, ist auf immer verloren! Ihm wäre, wie die Schrift sagt, besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäufet würde im Meere. Die Herren Allignol sprechen sich nicht ganz so bestimmt aus, sie wagen es nicht, aber man versteht sie: „Welchen Begriff muß das Volk von der Moralität seiner Geistlichen bekommen!!! Wir stehen hier auf glühenden Kohlen und können diese entsetzliche Folge der Absetzbarkeit nur andeuten.“ (S. 214.)

Man muß also um jeden Preis nicht blos dem Bischof, sondern auch und hauptsächlich seinen Generalvikaren gefallen; man muß ferner dem Amtsdekan gefallen, einem weitern Despoten, um welchen herum sich ein kleiner Hof bildet. Hier organisiren sich Spionerei, Angeberei, Ehrabschneidung, Verläumdung: — die Angeberei, die den Söhnen des Ignatius so theuer und ihr hauptsächlichstes Regierungsmittel ist. Man weiß, daß bei ihnen Alles gegenseitig spionirt und denunzirt, bei Tag und bei Nacht; bei Tisch, auf der Straße, im Beichtstuhl; vom vornehmsten Prälaten bis herab zum letzten Küchenjungen. Dieses niederträchtige Laster, dieses hassenswürdige Gift ist in der niedrigen Geistlichkeit tief durchgesickert, es zernagt ihren Lebenskern und muß in Bälde zu ihrer gänzlichen Auflösung führen. Lassen wir die Erfahrung von Augenzeugen sprechen: „Eine andere, nicht minder unselige Wirkung der willkürlichen Aburtheilung ist die, daß allen Arten von Angebereien und Verläumdungen Thüre und Thor geöffnet wird. Werden sie nicht dadurch geradezu herausgefordert?... Auch versichert man uns, daß die Angebereien sich in sämmtlichen Diözesen bis ins Unendliche vervielfältigt haben, daß es welche gebe, wo alle Priester denunzirt worden seien; daß die Kirchenverwaltung nicht mehr wisse, was sie denken und was sie thun solle!.....“ (S. 241.) Und in einer Anmerkung: „Gebe der Himmel, daß diese ehrlosen Angebereien und diese schwarzen Verläumdungen nur von den Weltmenschen herkommen!“

Was wollet ihr, daß aus einer Körperschaft werden solle, die von diesem

scheußlichen jesuitischen Aussatze heimgesucht ist? Wie können sich die Jesuiten erdreisten, Jemanden der Immoralität anzuklagen, sie, denen sogar ihre Verfassungen die Pflicht auflegen, fortwährend gegen einander selbst und gegen die ganze Welt der ruchlosesten aller Immoralitäten sich zu bedienen, der Angeberei! Der Angeberei, die darauf ausgeht, im Herzen des Menschen alles zu erlöschen, was sich von edlen und lobenswerthen Empfindungen darin findet; die es dahin bringen könnte, das Familienleben und die ganze Gesellschaft zu vernichten. Man betrachte einmal ihre Wirkungen an dieser beklagenswerthen Geistlichkeit:

„Die unglücklichen Amtsverweser werden auf diese Art gezwungenermaßen heimliche Feinde von einander. Offenheit, Herzlichkeit, vertrauliche Beziehungen hören auf, verschwinden ohne Wiederkehr. An ihre Stelle treten Mißtrauen, Eifersucht, vielleicht sogar Haß! Jeder ist auf seiner Hut, weil er in seinem Nachbar einen verkappten Feind, einen gefährlichen Nebenbuhler zu erblicken glaubt. Man wagt es nicht mehr, sich Jemanden anzuvertrauen: man bleibt zu Hause, oder wenn man sich noch sieht, so geschieht es lediglich des Anstandes halber und um sich gegenseitig auszuforschen."

Welche Existenz! Und um das Gemälde derselben zu vollenden, denke man sich diese Unglücklichen, wie sie zu gleicher Zeit, da diese Gehässigkeiten unter sich ihnen alle Lebensfreude vergällen, gegen die Verachtung ihrer Pfarrkinder, gegen die bürgerliche Behörde ankämpfen und aus Allem Geld zu machen suchen müssen, um sich wenigstens einige Hülfsmittel zu suchen in ihrer beschränkten, qualvollen und alltäglich in Frage gestellten Existenz. Muß man da nicht vorziehen, auf den Galeren zu arbeiten?

Man glaubt den Herren Allignol gerne auf ihr Wort, wenn sie sagen, daß so vielfache Widerwärtigkeiten, Plackereien und Verfolgungen gar manchen Priestern einen wahren Abscheu vor ihrem Berufe eingeflößt haben. Wer verwünscht nicht bald eine Laufbahn, auf der er Frieden, Achtung und Gelegenheit, Gutes zu thun, gesucht hat, aber nichts als Uneinigkeit, Schmach und Elend findet? „Die Ehre," sagen die Herren Allignol, „ist die Lebensbedingung des Priesters; ein abberufener Priester ist ohne Ehre und hat keine Mittel sich fortzubringen. Es bleibt ihm nichts übrig, als Almosen zu fordern: Wir haben solche unglückliche Wesen, die von der Diözesanbehörde auf Tod und Leben verfolgt waren, gezwungen gesehen, auf diese tiefste Stufe der Erniedrigung herabzusteigen und dem öffentlichen Mitleid eine zitternde Hand hinzustrecken." (S. 238.)

Ich werde nicht müde, dieses furchtbare Buch zu zitiren, denn die Enthüllungen, von denen es voll ist, haben im Munde der Männer, welchen wir sie verdanken, eine Kraft, die sie in keines Andern Munde haben würden. — „Der Landpfarrer ist heutzutage so niedrig gestellt, und so tief in Herabwürdigung ver-

sunken, daß es nicht mehr in seiner Gewalt steht, sich daraus hervorzuarbeiten und die Höhe seiner ursprünglichen Würde wieder zu erklimmen.... Nie hat man eine Knechtschaft gesehen, die sich mit der seinigen vergleichen ließe.... Sein Ruf, seine Ehre, seine Stellung in der Gesellschaft, sogar seine Existenz, alles hängt von seinem Bischof ab. Ein Wort, das er spricht, zwei Zeilen, die er schreibt, genügen, um ihn ins Verderben zu stürzen und auf immer zu entehren, ohne daß ihm irgend ein Mittel bleibt, ein so großes Unglück abzuwenden oder es wieder gut zu machen." (S. 242.) Jetzt begreift man erst die schauderhafte Wahrheit, die in folgender Aeußerung eines Prälaten liegt (S. 267.): „Ich brauche nur die Hand zu erheben, und alle meine Priester liegen zu meinen Füßen." Wahrhaftig es ist so weit gekommen, ohne daß er die Hand erhebt. Man fragt sich, ob es in Frankreich ein Lebensverhältniß gibt, das mehr außer das gemeinsame Recht gestellt, prekärer und erniedrigender ist, als die Stellung des Landpfarrers? „Ueber einen einzigen Umstand muß man sich wundern: daß man nämlich noch Leute findet, die es über sich vermögen, sich einem so beklagenswürdigen Stande zu widmen. Wenn diese Aufopferung die Frucht vorhergegangener Ueberlegung ist, so grenzt sie an Heroismus." (S. 254.)

Das ist also das Schicksal, wozu sechszig Menschen, Bischöfe oder Erzbischöfe, fünfunddreißigtausend Pfarrer verurtheilt haben. Welche Folgen ergeben sich aus diesen Gewaltübergriffen für die Religion? Braucht man noch zu fragen, wenn man sieht, wie das Priesterthum dem Priester hassenswürdig und der Priester dem Laien verächtlich gemacht wird? Dieß macht übrigens, nach allem Augenschein zu schließen, den Bischöfen nicht den mindesten Kummer. Aber die Bischöfe selbst? Dieser so schwerfällige und so harte Despotismus, was bringt er dem Episkopat ein? „Er macht seine Würde zum Gegenstand des Hasses. Ja, diese Würde flößt sogar Furcht und Abscheu ein." (S. 239.) — „Die Würde hat aufgehört, väterlich, und der Gehorsam, kindlich zu sein. Der unglückliche Amtsverweser kann seine Vorgesetzten nur fürchten, er vermag sie nicht zu lieben. Er ist ein Sklave, der unter dem Eindruck der Furcht knechtisch arbeitet, er ist nicht mehr ein Sohn, der aus Liebe gehorcht. Die nothwendigen Folgen einer solchen Stellung sind Angst, Muthlosigkeit, Mißtrauen, Kälte und leider vielleicht auch Haß." (S. 207.)

Das Angeführte genügt, um einen Begriff von dem Werkzeuge zu geben, das der kaiserliche Despotismus sich zu seinem Frommen zugerichtet hat, und das dermalen den Jesuiten in die Hände gegeben ist. Die Jesuiten haben nach Napoleon das Episkopat an sich gerissen; sie sind somit nunmehr die Beherrscher der ganzen Geistlichkeit. Im Namen der Geistlichkeit sprechen sie so laut und so anmaßend; und glaubet ihr jetzt, daß es ein Priester wagen werde, die Stimme zu erheben, um sie in Betreff des Mandats, das sie sich beilegen, Lüge zu strafen, oder ihnen in der Unterrichtsfrage zu widersprechen?

Vor wenigen Jahren brachte der Anblick eines so tiefen Elends einige Männer auf den Gedanken eines industriellen Unternehmens. Sie wandten sich an die niedrige Geistlichkeit und sagten zu ihr: „Es ist monströs, wie es hier zugeht, und so kann es nicht fortdauern. Man erdrückt euch willkürlich, weil ihr die einzigen im Staate seid, die kein Organ in der periodischen Presse haben; euere Interessen sind die einzigen, die nicht vertreten und nicht vertheidigt werden. Nun gut, gebt uns Geld, und wir gründen ein Journal, das euch ergeben sein soll, ein religiöses Journal, das den Zweck hat, die niedere Geistlichkeit zu unterstützen, ihre Rechte und ihre Leiden ans helle Tageslicht zu stellen, mit einem Wort, sie aus ihrer Erniedrigung hervorzuziehen.“ Die niedere Geistlichkeit reichte die Hände zu allem, was man von ihr verlangte: der arme Landpfarrer gab das Letzte, was er hatte. Das Journal erschien; die Bischöfe ermangelten nicht, sich darauf zu abonniren, sie legen darin ihre frommen, vertraulichen Mittheilungen, so wie ihre heiligen Zornesergießungen nieder, und in diesem umgewandelten Blatte, im Univers hat Jedermann die Worte lesen können: **Die niedere Geistlichkeit beklagt sich keineswegs über den Despotismus der hohen Geistlichkeit.**

Allerdings beklagt sie sich keineswegs, aber um den Grund muß man die Herren Allignol fragen: — „Die Unglücklichen selbst wagen es nicht, sich zu beklagen; schweigend leeren sie den Kelch der Bitterkeit, der ihnen gereicht ist, bis zur Hefe. Sie sind so tief gestellt, daß sie fürchten, ihre Klagen möchten nicht gehört werden, sie möchten kein Echo finden und nur dazu dienen, ihre bereits so peinliche Stellung noch zu erschweren.“ (S. 249.) — Das ist der Grund, warum sie sich keineswegs beklagen. Man wußte es wohl. Man stößt hier immer auf dieselbe Offenheit und dieselbe Ehrlichkeit.

Wie sind inzwischen diese zwei Tugenden in der Person der Herren Allignol belohnt worden? Es würde zu weit führen, darüber ins Detail einzugehen und ein summarischer Bericht mag genügen. Die Verfasser hatten, ehe sie ihr Werk dem Drucke übergaben, die ausgezeichnetsten Prälaten um ihre Ansicht darüber gefragt; man sagt, es existire ein Manuscript mit Randbemerkungen von Herrn Affres Hand. Der päbstliche Internuntius, Monsignore Garibaldi, hatte sich geweigert, das Werk dem heiligen Vater vorzulegen, mit dem Bemerken, dieß sei unnöthig, indem es sich darin nur um die Disziplin und nicht um den Glauben handle. Aber Herr Boyer, Direktor von Saint-Sulpice, ergriff seine furchtbare Feder und schrieb eine Kritik, worin er unter einer Menge Beschimpfungen gegen die Herren Allignol ex cathedra verkündet, ihr Buch ermangle aller Bedeutung, und der wahre Ausdruck desselben sei Null*). Sein Grund ist der, daß die Herren Allignol

*) „Saint-Sulpice konnte es den Verfassern nicht verzeihen, daß sie gesagt haben, die geistlichen Studien seien nicht wie sie sein sollten; es sei von dringender Nothwendigkeit,

nicht alle Kirchen des Landes besucht, nicht mit allen Prälaten, nicht mit allen Landdekanen, allen Erzpriestern, sich darüber berathen haben; mit einem Wort, nach Herrn Boyer mußte das Werk, um einige Geltung zu haben, von denselben Leuten verfaßt sein, gegen die es gerichtet ist. So raisonnirt man heutzutage in Saint-Sulpice.

Aber man beschränkt sich nicht aufs Raisonniren, man handelt auch. Herr Boyer hielt eine Predigt in Viviers. Hier wurde eine feierliche Scene aufgeführt. In Anwesenheit des Bischofs und sämmtlicher Priester der Diözese, die Herren Allignol mitinbegriffen, wurde die Lehre des Buchs über die Landgeistlichkeit in vorher abgemachten Reden als ihrer Form nach injuriös und beschimpfend, dem Inhalte nach irrthümlich und heterodox bezeichnet. Die Priester, die zugegen waren, nannten diesen Auftritt selbst das Possenspiel von Viviers.

Herr Augustin Allignol erbat sich einen Urlaub, um nach Rom zu reisen. Man bewilligte ihm denselben. Kaum waren vierzehn Tage verstrichen, als ein neuer Pfarrer ihn in seiner Pfarre Meyras ersetzte, und einige Zeit nachher that das Bisthum Herrn Charles Allignol, Pfarrer zu Fontbellon, der an einer hitzigen Krankheit darniederlag, zu wissen, er habe in kürzest möglicher Frist den Platz zu räumen, indem sein Nachfolger ernannt sei. Der Jammer war groß in dem armen Städtchen: der verjagte Pastor schlug das Ehrengeleit, welches ihm der Maire, die Gemeinderäthe und die Nationalgarde ertheilen wollten, aus, er bat sie sogar bei ihrer Freundschaft, dieß zu unterlassen, und reiste ab *).

Was hat inzwischen Rom entschieden? Rom hatte sich aus Rücksicht gegen die französischen Bischöfe nicht erklären wollen. Diese Erklärung war deutlich genug, und um aller Ungewißheit über seine Ansicht ein Ende zu machen, erlaubte der heilige Vater den ihrer Pfarre entsetzten Herren Allignol vermittelst eines Breves, in ihrem Hause die Messe zu lesen, und sie daselbst von Collegen lesen zu lassen, die zu ihnen auf Besuch kommen würden. Das ist gewiß unzweideutig genug! Zwei einfache Landpfarrer werden von ihrem Bischofe abgesetzt, verdächtigt, beinahe mit dem Interdikt belegt, und der höchste aller Priester bewilligt ihnen wie Fürsten die ausgezeichnete Vergünstigung einer Hauskapelle.

„Inzwischen erklärte die Verwaltung von Viviers öffentlich und ließ es auch unter dem Schutz der Anonymität durch das Journal von Privas bekannt machen, die Brüder Allignol seien in Rom verdammt worden, ihre Sache sei abgemacht und es bleibe nichts mehr übrig, als für ihre Rückkehr zum

---

sie umfassender zu machen und die Unterrichtsmethode abzuändern, um sie mit den Bedürfnissen des Jahrhunderts in Einklang zu bringen." (Biographie der jetzt lebenden Geistlichkeit, Bd. 5., S. 72.)

*) Biographie der jetzt lebenden Geistlichkeit, Bd. 5., S. 229.

Glauben zu beten"*). So war es diesem edlen Brüderpaar vorbehalten, durch sein eigenes Beispiel die traurigen Versicherungen seines Buches zu erhärten.

Aber ihre Aufgabe wäre nicht vollständig gelöst gewesen, wenn sie sich damit begnügt hätten, die unglückseligen Umstände der Geistlichkeit aufzudecken, ohne zugleich ein Mittel zur Abhülfe aufzusuchen. Dieses Mittel ist höchst einfach und unsere Leser haben es zum Voraus errathen: da das Uebel von der Unterdrückung der geistlichen Gerichte herstammt, so muß es aufhören, sobald diese Gerichte wieder hergestellt sind. Dann ist wieder Sicherheit vorhanden für den Landpfarrer; dann kann er sich, frei von den materiellen irdischen Sorgen, dem Studium der Schrift und der Kirchengeschichte widmen, kann seiner Gemeinde anhängen, die ihm anhängen wird, und ihr Bund wird seiner hohen Aufgabe entsprechen, wird eine wahre geistige Vermählung sein. Die Verbitterung der Gemüther wird ein Ende haben, und man wird beiderseits nicht mehr von solch anstößigen Konflikten zwischen dem Hirten und seiner Heerde hören; mit einem Wort, die Geistlichkeit wird wie neugeboren sein und sich auf der Höhe ihres Berufes zeigen. Hierauf kann man zum Voraus rechnen, denn bei einigem, wenn auch nur kurzem Nachdenken wird man sich staunend überzeugen, welchen Kern von Ehrlichkeit und Energie die Geistlichkeit sich hat bewahren müssen, um schweigend einem so grauenvollen Zwange zu widerstehen und sich noch nicht vollständig in die Arme der Jesuiten gestürzt zu haben.

Aber wie zur Wiederherstellung der geistlichen Gerichte gelangen? Die Herren Allignol, indem sie erklären, daß in Betracht der Dringlichkeit der Gefahr jeder Aufschub unheilvoll wäre, daß es einer raschen, wirksamen Abhülfe bedürfe, glauben, „unsere Bischöfe könnten die Anwendung dieser Abhülfe in Provinzialconcilien beginnen." Das heißt für dießmal die Großmuth allzuweit treiben, wenn man von den Bischöfen erwartet, daß sie ihre Uebergriffe von selbst einstellen und den Mißbrauch ihrer eigenen Gewalt aufheben werden. Das Episkopat wird seine Sklaven nicht freigeben; um sich hievon zu überzeugen, braucht man nur zu sehen, wie es dieselben behandelt. Die niedere Geistlichkeit kann ihre Hoffnung vernünftiger Weise nur auf die Großmuth der Nation setzen; die Nation muß sich dieser armen Priester erbarmen und darauf hinarbeiten, ihre Ketten zu zerbrechen. Wenn die Herren Allignol von Provinzialconcilien sprechen, so vergessen sie, daß in diesen von dem Concilium von Trient vorgeschriebenen Versammlungen der geringste Priester sich über seinen Bischof beschweren, ihn anklagen und Gerechtigkeit verlangen könnte. Unsere dermaligen Prälaten werden sich gewiß einer solchen Gefahr nicht aussetzen. So viel ist in der That sicher, daß, wenn die Geistlichkeit frei wäre, sie sich wie ein Mann erheben und ihre Stimme mit der der Herren Allignol vereinigen würde; aber

---

*) Biographie der jetzt lebenden Geistlichkeit, Bd. 5, S. 233.

zweifelhaft ist, ob unter so vielen, im tiefsten Innern gekränkten Gemüthern alle sich die Gemessenheit und Mäßigung bewahren würden, von welcher die Verfasser des gegenwärtigen Zustandes der Geistlichkeit sich niemals entfernen. Besser inspirirt waren die Herren Allignol, als sie ihre Blicke zu dem Petitionsrecht und zur periodischen Presse wendeten: „Wie!“ rufen sie, „die einstimmigen Klagen von mehr als vierzigtausend Priestern, die auch Bürger sind, sollten unsere Gesetzgeber voreingenommen oder gleichgültig finden; die öffentliche Meinung würde sie brandmarken!“

Nein, diese Gleichgültigkeit und diese Voreingenommenheit sind nicht zu fürchten. Selbst in dieser Zeit niederträchtiger Eigensucht gibt es noch Herzen, die fähig sind, für eine Idee der Menschlichkeit zu erwarmen. Die Frage ist in der That die: verliert man von dem Augenblicke an, wo man Priester wird, alle seine Rechte? Steht die niedere Geistlichkeit außerhalb der Gesellschaft, oder aber kann sie, wie sie an den von derselben auferlegten Lasten Theil nimmt, so auch ihren Schutz ansprechen? Die Antwort ist nicht zweifelhaft. Nun gut, es muß sich in Paris ein aus Laien bestehendes Comité zu Gunsten der Landpfarrer organisiren, ein Comité, an welches diese Landpfarrer ihre Beschwerden und Wünsche richten können, und das sich die Aufgabe stellt, dieselben in passender Weise bei der Kammer vorzubringen. Dieß ist das einzige Mittel, die Hindernisse zu umgehen, welche die hohe Geistlichkeit ihren Untergebenen unfehlbar in den Weg werfen würde, und den letztern den wahren Werth des Petitionsrechtes zu sichern, das die Charte allen Franzosen bewilligt; dieß ist das einzige Mittel, zu einem Ergebniß zu gelangen und nicht allzulange darauf warten zu müssen. Wenn man von Freiheit, von Gerechtigkeit spricht, so muß man sie für Jedermann wollen. Weder die Bischöfe noch die Jesuiten fassen sie so auf; aber bis jetzt ist die Nation noch der stärkere Theil und wird sie wohl zur Rückkehr in das gemeinsame Recht zu zwingen wissen. Ihr verlanget Freiheit! so gebet doch vor Allem euern Priestern die ihrige zurück. Ihr wollt die einzigen Herrn über das Schicksal jedes Einzelnen unter ihnen sein, und sie bei verschlossenen Thüren ohne Urtheil verdammen dürfen. Die Lehre, welche dieser Anmaßung widerspricht, bezeichnet ihr als eine neue und heterodoxe. So leset doch die Concilien, die kanonischen Schriftsteller, unter andern Fleury und den weisen Pater Thomassin; leset den Ausspruch eines lateinischen Kirchenvaters: **Bonus judex nihil ex arbitrio facit, sed secundum leges et jura pronunciat. (In psalm. 118.)** Aber ihr waret von dem gesunden Menschenverstand verurtheilt, bevor ihr es von dem heiligen Ambrosius wurdet. Werdet ihr von dieser doppelten Autorität appelliren?

Die Jesuiten schreien überlaut, daß sie Frankreich durch die Religion regeneriren, daß die Religion durch sie wieder aufblühen werde. Sie errichten Brüderschaften, für welche sie unter allen Altern, allen Geschlechtern, allen Professionen Rekruten anwerben. Sie haben welche für die vornehmen Leute, für die Studirenden des Rechts

und die Studirenden der Medizin; selbst Lakaien und Mägde theilen sie in Regimenter ein. Alle diese Leute bezahlen, wohlverstanden, jeder nach seinen Mitteln, denn da wird gewissenhaft gerechnet. Es gibt sogar eine Brüderschaft für Kinder, wo man wöchentlich einen Sou zahlt, um die kleinen Chinesen loszukaufen, die ihre Eltern den Schweinen zum Fressen vorwerfen. Die Jesuiten verfertigen Reliquien und verrichten Wunder; man verfaßt erbauliche Sammlungen derselben, die mit den skandalösen Schmähschriften Hand in Hand gehen; ohne die blumigen Predigten, bei welchen Vicomtessen Beiträge einsammeln, und die Konzerte in der Kirche zu rechnen. Kurz, um der Religion wieder auf die Beine zu helfen, gibt es nichts, dessen die Jesuiten nicht fähig wären, und müßten sie sogar bei Nacht an den Häusern von Lyon hinaufklettern, um gipsene Madonnen auf die Gesimse zu stellen. Saget ein Wort, liefert ihnen Gelder, und sie sind bereit, Missionen nach China, nach Indien, nach England zu unternehmen; aber sprecht nichts davon, daß sie die Landgeistlichkeit freilassen und ihr mit der Freiheit ihre alten Tugenden und ihren heilsamen Einfluß auf das Landvolk wiedergeben sollen; nein, dieses Mittel ist zu einfach, zu kurz, zu handgreiflich. — Die Söhne des ritterlichen Ignatius von Loyola bedürfen kühner, glänzender Mittel, großer Schwertstreiche. Aber ich fürchte, sie möchten bis ans Ende das Horoskop bewahrheiten, das ihnen im Jahre 1552 die theologische Fakultät stellte: „Diese Gesellschaft, die sich mit dem Namen Jesu schmückt, scheint, was den Glauben betrifft, gefährlich; nur geeignet, den Frieden der Kirche zu stören, die mönchische Religion umzustürzen und mehr geschaffen, um zu zerstören als um aufzubauen.“

Um mich kurz zusammenzufassen, die Jesuiten haben eine eigenthümliche Methode erfunden, um das Feld des Glaubens anzubauen, und sie wollen allda keine andern Arbeiter dulden, als sich selbst oder solche, die ihre Verfahrungsweise annehmen. Diejenigen, welche sich widersetzen, haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie von ihnen vertrieben oder geknechtet werden. Können sie dieselben weder knechten noch vertreiben, so gebrauchen sie wenigstens die Waffe der Beschimpfung gegen sie, und schlagen unaufhörlich damit los, in der Hoffnung, sie dadurch zur Unthätigkeit zu veranlassen. Ich z. B. bin vollkommen darauf gefaßt, daß sie mich als einen Gottlosen, als einen Atheisten behandeln werden, weil ich die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Art gelenkt habe, wie sie die Religion herabwürdigen, fälschen und bloßstellen, indem sie aus ihr eine Magd ihres Privatinteresses, ihrer ehrgeizigen Lüsternheit machen. Aber sie haben schon so viele ehrliche Leute verlästert und so viele Elende gepriesen, daß man sich aus ihren Beschimpfungen eben so wenig macht, als aus ihren Lobeserhebungen.

Zweiter Theil.

Angriffe gegen die Universität.

Erstes Kapitel.

Kurze Darstellung der Taktik.

§ 1.

Die Krone der Manöver, welche wir im ersten Theile bezeichnet haben, besteht in der Bemeisterung des öffentlichen Unterrichts. Das wird der letzte Schlag sein, den man unsern so theuer mit zwei Revolutionen erkauften Freiheiten versetzt. Wenn die Jesuiten einmal die Kinder haben, dann werden sie auch die Väter und die Mütter haben, d. h. sie werden alles haben: die Gegenwart und die Zukunft. Auch lautet ihr Feldgeschrei in diesem Kriegszuge, den sie gegen den Staat unternommen haben: Tod der Universität! Auf diese Art verschleiern sie unter dem Anschein einer Privatstreitigkeit die Größe und Verwegenheit eines allgemeinen Angriffs.

Die Universität zu Grunde richten — das heißt zuvörderst einem unermeßlichen Bedürfniß nach Rache Genüge thun. Wer hat sich seit ihrem Ursprunge den Jesuiten entgegengestellt und ist Schuld gewesen, daß ihnen der Name Gesellschaft Jesu untersagt wurde? Die Universität.*) Wer hat die Freiheiten der gallikanischen Kirche wider sie verfochten und gelehrt, d. h. das Institut des heiligen Ignatius verhindert, an sein Ziel zu gelangen? Die Universität. Die Universität hat im Angesichte Europas einen Prozeß gegen die Jesuiten geführt, und diesen Prozeß hat sie gewonnen, hat dabei ihre Gegner mit Schande bedeckt. Die Universität hat das Buch Santarels, und namentlich die Sätze, welche sich auf die

*) In der im Jahre 1560 zu Poissy gehaltenen Versammlung der gallikanischen Kirche.

weltliche Macht des Pabstes und die Abhängigkeit der Souveräne beziehen, verdammen lassen. Ohne die Universität wären die Jesuiten nicht gezwungen worden, irgend eine Verläugnung dieser ultramontanistischen Lehren zu unterzeichnen; ohne die Universität und das bedeutendste ihrer Collegien wären die Provinzialbriefe vielleicht noch nicht herausgegeben.*) Ohne die Universität, welche unaufhörlich alle ihre Schritte und ihr ganzes Dichten und Trachten beleuchtete, wären die Jesuiten vielleicht niemals aus Frankreich vertrieben worden. Wie viele Gründe zum Haß in der Vergangenheit!

Die Gegenwart und die Zukunft liefern ihrer in nicht minderer Anzahl. Die Universität ist die Zufluchtsstätte der Aufklärung. Nun ist die Wissenschaft, vom Baume des irdischen Paradieses an gerechnet, ein Werkzeug für die Opposition gewesen. Die Wissenschaft ist der Weg der Freiheit. Wie könnte also die Wissenschaft neben einem Institute bestehen, das auf dem Prinzip des leidenden, unbedingten, mechanischen Gehorsams beruht? Folglich muß man diese Feste der Wissenschaft mit Kanon und Kanone zerstören; man muß der Universität diese Fackel, welche sie in den Lüften schwingt und über Frankreich leuchten läßt, aus den Händen reißen. Will sie dieselbe aber nicht loslassen, so müssen sich alle zusammen über sie herstürzen, müssen sie stoßen und drängen, bis sie ausgleitet, und dann, wenn sie zu Boden liegt!.... Um zu diesem frommen Werke zu helfen, befeuchten der Abbé Desgarets und der Pfarrer Vedrine den Boden um sie her mit dem im Jahre 93 vergossenen Blute; dieses Blut, welches sie lächerlicher Weise mit dem Schnabel ihrer Gänsefeder aus der Geschichte schöpfen, ist, wenn man sie hört, von Niemand anders als von der Universität vergossen worden, und sie ziehen daraus den Schluß, daß man der Geistlichkeit (den Jesuiten) die Erziehung zurückgeben müsse: — „Ihr habt die Wahl," rufen sie, „zwischen den Jesuiten mit all dem Glück, das sie in dieser und in der andern Welt gewähren können, oder aber der Universität mit der permanenten Guillotine." So lautet ihre Beweisführung wörtlich: der Herr Bischof von Chartres ist über die Maßen vergnügt darüber.

Sie haben noch eine andere Kriegslist gebraucht, welche darin besteht, daß sie ihre eigene Einsicht und Ehrlichkeit zwischen die Fackel, aus welcher das Licht sprüht, und das Publikum, für welches dasselbe bestimmt ist, in die Mitte stellen. Die Strahlen werden, wie man sich leicht denken kann, dadurch garstig entstellt, und nun rufen sie: Da sehet ihr den Lichtschein, den die Universität euch sendet. Ist er nicht etwas Abscheuliches? — Allerdings, erwidert man ihnen, aber das kommt blos daher, weil er durch die geschwärzten Blätter eurer Erlasse seinen Weg nehmen mußte.

---

*) Herr Fortin, Rektor des Collegiums von Harcourt, ließ dieselben trotz der strengsten Verbote der Behörde heimlich im Innern des Collegiums drucken.

Selbst die Sonne erscheint unrein, wenn man sie durch ein rauchgeschwärztes Glas betrachtet.

Nachdem dieser Kunstgriff ungenügend erfunden worden, versuchen sie es mit einem zweiten, dann einem dritten, dann tausend andern, ohne gleichwohl ihr Auslegungs-, Verunglimpfungs- und Verläumdungssystem gegen Menschen und Bücher fahren zu lassen. Sie hegen und pflegen dasselbe ohne Unterlaß und für alle Fälle. Aber ist es nicht etwas sehr Merkwürdiges um das treue Festhalten dieser Mönche an dem Geiste ihrer Institution? Sie sind auch nicht eine Minute davon abgegangen! Geschaffen, um eine Lüge, d. h. die weltliche Oberherrlichkeit des Pabstes, zu verfechten, sind sie jederzeit Lügner gewesen; sie sind es noch jetzt wie vor dreihundert Jahren, und werden es gewiß immer sein: die Lüge ist der Kern ihres Wesens. Ihr habt im siebenzehnten Jahrhundert ihren General Vitelleschi zwei verfälschte Exemplare von Santarel nach Frankreich schicken gesehen, weil diese Herren sich der Hoffnung hingaben, das Werk werde nach diesen beurtheilt werden; gestern habt ihr in den Journalen lesen können, daß die Jesuiten von Lyon bei einem bedeutenden Güterkauf, welchen sie gemacht, der Fälschung überwiesen und zur gebührenden Geldstrafe verurtheilt worden sind; heute ist es der Brief eines protestantischen Pfarrers, der sie des niederträchtigsten und schmachvollsten aller Laster überführt. Sie hatten in einer Sebstverherrlichung in ihrem Univers eine Stelle Kalvins über die Jesuiten angezogen, die also lautet: „Was die Jesuiten betrifft, die sich als unsere größten Hindernisse erweisen, so muß man sie umbringen, oder wenn dieß zu schwer hält, sie verjagen, oder wenigstens mit Lügen und Verläumdungen zu Boden schlagen!“ Und sie nannten den Titel der Kalvin'schen Abhandlung, die Ausgabe, die Seite, die Zeile, worauf diese Worte sich befinden. Das war gewiß gewandt! Nur schade, daß diese Worte, diese Ausgabe, dieser Titel, diese Abhandlung, überhaupt alles das gar nicht existirt; es ist abermals ein Betrug der ehrwürdigen Väter*), und das Univers hat sich geweigert, eine Berichtigung aufzunehmen; und diese Leute, welche lügen, wie die unverschämtesten Lakaien, nennen sich Vertreter und Diener des Gottes der Wahrheit. Sie müssen furchtbar auf die Albernheit des Publikums rechnen! — Gehet hin, ihr Familienväter, eilet, ihnen eure Kinder anzuvertrauen, auf daß sie dieselben zu ihren Ebenbildern machen.

Sie verlangen dieß mit großem Geschrei und in eurem eigenen Namen; was sage ich, in eurem Namen? Sie treiben es noch besser: sie, die Apostel des leidenden, verstandeslosen und viehischen Gehorsams, die Missionäre für die Knechtung der Welt unter den Despotismus des Pabstes, sie verlangen euere Kinder im Namen der Freiheit! Das ist ein Kunststück, welches alles andere überbietet! Ja, die

*) Siehe den Constitutionnel vom 30. August 1843.

Jesuiten, die durch das Gesetz verbannt sind, nehmen ihren Stützpunkt in der Charte! Sie sprechen die Freiheit an. Welche Freiheit, wenn man fragen darf? Die Freiheit, uns unsere Freiheit zu rauben. Schönen Dank für diese große Freiheit!

Man mag sagen was man will, sie sind Leute, welche die Macht eines am rechten Platze angebrachten Wortes kennen. Sie haben zu sich gesagt: Reden wir die Sprache, die bei der großen Mehrzahl in Gunsten steht. Man hält uns unsere Namen entgegen. (Freilich ein schreiendes Unrecht!) Machen wir jetzt die Freiheit zum Wahlspruch, die uns die Masse gewinnen wird, und verfolgen wir unsere Gegner mit einem andern Worte, welches sie verhaßt macht. Dieses andere Wort mag nun passen oder nicht passen, das gilt gleichviel! Es kommt zum Aufruhr, ehe man dieß nur beachtet. Und nun wurden die beiden talismanischen Ausdrücke: Universitätsmonopol, Freiheit des Unterrichts erfunden. Allerdings muß in Beziehung auf den öffentlichen Unterricht etwas gethan werden, und es muß viel gethan werden, wenn etwas Gutes zu Stande kommen soll. Aber dieses Etwas wird euch keinen großen Nutzen bringen, denn das, was ihr unter dem Worte Unterrichtsfreiheit verstecket, ist das allerunduldsamste und härteste geistliche Monopol. So viel ist bewiesen, und ist für alle unbefangenen und verständigen Leute sonnenklar. Da es inzwischen auch Leute anderen Schlages gibt, und zwar in ziemlich guter Anzahl, so bedienet euch immerhin dieses Wortes, um ihnen einen blauen Dunst vorzumachen, bis der Tag kommt, wo solche Täuschungen nicht mehr möglich sind.

Aus Behutsamkeit und in einer ähnlichen Absicht gebraucht man den Namen Jesuiten so wenig als möglich und läßt statt dessen Namen verschiedener Orden: Benediktiner, Dominikaner, Glaubensväter u. dgl. in die Reihe treten. Dieß bietet mehrere Vortheile: der erste besteht darin, daß der bedeutende Anwachs einer übelberüchtigten Gesellschaft verdeckt, und somit den Besorgnissen vorgebeugt wird, welche dieser Anwachs unfehlbar erwecken müßte. Mancher, der die Jesuiten verabscheut, schließt die Glaubensväter zärtlich in die Arme. Es ist dieß somit eine nützliche Ablenkung des Argwohns, und dann geht jener religiöse Nimbus daraus hervor, den die Jesuiten so trefflich auszubeuten verstehen. In der That, wenn es dem Namen nach nur Jesuiten gäbe, so wären sie genöthigt, immer sich selbst als Gewährsmänner anzuführen. Statt dessen sagen sie: Sehet, wie durch unsere Anstrengungen der gute Same Früchte trägt; die Religion kommt wieder zum Ansehen: von allen Seiten erheben sich wiederum Mönche aller Farben. Aber sie sagen nicht, daß diese Mönche aller Farben blos durch ihr Gewand verschieden sind, und daß sie im Grunde alle derselben Inspiration folgen. Es ist dieß ganz derselbe Betrug, wie wenn Buchhändler auf die verschiedenen Exemplare einer einzigen Auflage zweite, dritte, und vierte Auflage setzen lassen. Einfältige Leute gehen davon aus und bewundern den Erfolg. Nehmen wir z. B. die Benediktiner von Solesmes. Wir wollen sie nach dem evange-

lischen Grundsatze beurtheilen: a fructibus eorum cognoscetis eos. Sie haben im Jahre 1837 einen ersten Band über „Anfänge der römischen Kirche“ herausgegeben, um sich, dachten sie, des Namens würdig zu zeigen, welchen sie angenommen. Und nun worin besteht die Gelehrsamkeit dieses Bandes? Sie haben vorsichtig die Noten der großen römischen Ausgabe des Bibliothekars Anastasius geplündert; sie bieten apokryphische und gebührendermaßen als solche anerkannte Stücke, aus denen aber die gedoppelte Macht des Pabstes, gleich unbeschränkt in weltlichen wie in geistlichen Angelegenheiten, hervorgehen würde, als authentische Urkunden; endlich kehrt auf jeder Seite die Verherrlichung des heiligen Gregor VII. wieder! Ueberdieß widmet Herr Gueranger, welcher sich den Titel eines Abbé von Solesmes beilegt, alle seine Nachtwachen und Anstrengungen dem Bestreben, die römische Liturgie bei uns einzuführen und an die Stelle des gallikanischen Breviers das römische zu setzen. Ich frage, ob es anderer Beweise bedarf, um diejenigen zu beurtheilen, die in Benediktinergewändern zu uns kommen, innerlich aber ausgemachte Jesuiten sind? Im Uebrigen laboriren sie seit 1837 an ihrem zweiten Bande. Ihre Geburtswehen sollten doch nicht so schmerzhaft sein, da jedenfalls nur ein unterschobenes Kind zum Vorschein kommen wird; oder sind sie vielleicht auch nicht einmal darüber einig, welcher Schriftsteller den Stoff zu ihrem zweiten Bande zu liefern habe?

Ich will gerne an die Wiederauferstehung der Mönchsorden und an die Aufrichtigkeit dieser neuen Mönche glauben, sobald ich die Gefühle wiedererwachen sehe, denen sie in früheren Zeiten ihr Dasein verdankten: die Demuth, die Zerknirschung, das heiße Verlangen nach Seelenheil, den Ekel vor der Welt, die Liebe zur Zurückgezogenheit, zur Stille und Verborgenheit. Aber wenn ich einen Menschen voll Eifer und Hast von Stadt zu Stadt gehen sehe, um die Einwohnerschaft durch das Gepränge einer theatralischen Beredtsamkeit und eines auffallenden Kostüms in Staunen zu setzen; wenn ich ihn listiger Weise in die Kapelle eines Collegiums schleichen, daselbst zum allgemeinen Aergerniß predigen, sofort Gerichtsdiener auf das Land schicken, Briefe an die Journale schreiben, mit einem Wort alle möglichen Gelegenheiten, sich mit schmetterndem Getöse auf die Scene zu bringen, herbeiziehen sehe, dann muß ich denken, daß die Religion hier nur ein Vorwand sei, und daß ihr geheiligter Name ganz einfach zum Deckmantel profaner Ränke dienen solle, deren Ungeschicktheit sich durch ihre Leidenschaftlichkeit noch deutlicher herausstellt. Ein solcher Mensch mag immerhin die Franziskaner- oder Dominikanerkutte tragen, sein Gewand wird mich blos an das bekannte, naive Sprichwort unserer Väter erinnern.

Ich habe von Leidenschaftlichkeit gesprochen, denn auch Leidenschaftlichkeit kommt ins Spiel, und zwar in hohem Grade; da ich bei den Jesuiten keine Spur von christlicher Liebe entdecke, so vermuthe ich sogar, daß an die Stelle dieser theologischen Tugend in ihrem Katechismus die Leidenschaftlichkeit getreten ist.

Wir wollen nunmehr Musterung halten über die bedeutendsten kirchlichen Schmähschriften, welche gegen die Universität geschleudert worden sind; man wird darin überall die Leidenschaftlichkeit auf den höchsten Grad getrieben, von christlicher Liebe aber nicht die leiseste Ahnung erblicken. Diese Musterung wird meines Erachtens ein historisches und ein moralisches Interesse darbieten: sie wird dem Leser den Gang der Debatte von ihrem Anfange an vor die Augen führen und ihn in den Stand setzen, aus der Form und Art der Angriffe sich ein Urtheil über den sittlichen Werth der Angreifer und ihre Absichten zu bilden.

§ 2.

Die erste Schmähschrift. (Mai 1840.)

Die Julirevolution zählte kaum zehn Jahre, als die Jesuiten ganz sachte und leise sich zu rühren anfingen. Leute mit scharfen Augen bemerkten sie wie einen schwarzen Punkt am Horizont; aber sie wagten nichts zu sagen, um nicht verlacht zu werden. Und in der That, wer hätte es auch glauben wollen!... Gleichwohl begann man bei längerem Hinblicken die Gegenstände genauer zu erkennen: den Chorrock, den Dreispitz, die fuchsschwänzelnde Haltung, die Hände voll von Agnus-Dei, von Skapulieren, von Medaillen, von Bildern des heiligen Herzens.... und sie wurden erkannt. Doch sagte man nichts zu ihnen. Man ließ sie ihren Weg machen, ließ sie herankommen, und geräuschlos sich vermehren; man begnügte sich, die Achseln zu zucken. Auf einmal wird aus der guten Stadt Nancy, allwo sie ihre Kantonirungsquartiere bezogen hatten, ein Feuerbrand in das Publikum geschleudert: ein anonymer Feuerbrand — die Anonymität ist bei Werken dieser Art der Gesellschaft Jesu immer theuer und werth gewesen — verfertigt, wie man nachmals erfahren hat, durch den geschäftigen Eifer des Herrn Abbé Garot, Religionslehrers im Collége royal.

Kein Mensch kennt den Herrn Abbé Garot; er ist nach wie vor in der Dunkelheit verblieben, und wie ungerecht ist das! Seine Broschüre hatte gleich aufs erste Mal alles gesagt; man hatte ihr blos noch Persönlichkeiten hinzufügen und Variationen zu ihren Verläumdungen machen können. Diese ursprüngliche Vollendung leitet auf die Spur der Konzertmeister. Sie verrathen sich eben durch ihre Gewandtheit. Der Abbé Garot scharmuzirt nicht leichtfertig: Leute, wie er, werden auch auf das zweite Mal noch nicht erkannt. Er hat den Muth gehabt, zuerst Feuer zu kommandiren, tulit alter honores. Der Kanonikus Desgarets, ein anderer anonymer Held, der erst als der Zweite auf die Bresche gestiegen ist, hat die ganze Ehre der Initiative an sich gerissen. Er hat diesen achtungswürdigen Abbé grausam ausgeplündert; er hat ihm den Kern seines Buches gestohlen; er hat ihm den Titel gestohlen, und durch ein seltsames Spiel des Zufalls scheint er

selbst seinen Namen nachgemacht zu haben! Christoph Columbus hat eine neue Welt entdeckt und Amerika verewigt das Gedächtniß des Vesputius. Es ist dieß immer das sic vos non vobis des lateinischen Dichters. Wie kam es, daß wenigstens diese Ungerechtigkeit nicht gutgemacht worden ist von dem Herrn von Chartres, dem ersten Journalisten unter den Bischöfen und dem ersten Bischof unter den Journalisten? Herr von Chartres, der mit Krummstab und Inful ausgerüstete Agamemnon dieser modernen Ilias, sollte unsers Dafürhaltens bessere Ordnung unter seinen Soldaten haben und darüber wachen, daß jedem sein gebührender Antheil an Ruhm zukäme.

Was er nicht gethan hat, wollen wir jetzt thun. Wir wollen dem Herrn Abbé Garot zurückstellen, was dem Herrn Abbé Garot gehört. Wir werden uns nicht zu Mitschuldigen derjenigen machen, welche die Nachwelt gerne irre leiten möchten. Aber um gebührend in die Lage der Dinge einzudringen, wollen wir uns stellen, als kennten wir den Verfasser der anonymen Schmähschrift nicht. Nehmen wir einen Augenblick diese Broschüre treuherzig nach ihrem Titel an, um so mehr, als der Titel die Offenbarung einer Thatsache enthält, der Thatsache nämlich, daß im Jahre 1840 eine Gesellschaft von Priestern sich gebildet hatte, zur Verbreitung der von dem Abbé Rohrbacher, ihrem Präsidenten, gegengezeichneten Ideen. Prüfen wir denn von diesem Gesichtspunkte aus „Das Universitätsmonopol, entschleiert für das liberale Frankreich und das katholische Frankreich, von einer Gesellschaft von Geistlichen unter dem Präsidium des Abbé Rohrbacher."

Da sind also verehrungswürdige Geistliche, die im Namen der Freiheit predigen. Sie wenden sich an das liberale Frankreich; über ein Kleines werden sie sagen: an das republikanische. Ach, wie gut diese Herren sind! Aber, meine geliebten Brüder, ihr wißt wohl, daß es nicht genügen wird: Herr! Herr! gerufen zu haben, um ins Paradies zu kommen. Non omnes qui clamant Domine! Domine! Eben so genügt es nicht, das geheiligte Wort Freiheit voranzustellen, damit wir euch blindlings unser Vertrauen, unsere Gunst und unsere Unterstützung zuwenden. Zeige mir eine weiße Pfote, oder ich werde nicht öffnen. Wir wollen jetzt mit oder ohne eure Erlaubniß die Farbe eurer Pfoten ein wenig untersuchen.

Ihr deklamirt viel gegen die Universität und ihr Monopol. Ich gebe euch die schlechten Anwendungen preis, die von dem Prinzip gemacht worden sind, oder in Zukunft noch gemacht werden. Aber euer Geschrei ist gewiß uneigennützig, es ist wohl reiner Eifer für das Beste, was euch beseelt? Ihr sucht nicht der Erbschaft wegen zu tödten? Gut, gut; wir werden sehen.

Ich begreife, daß die Geistlichkeit sich nach der Zeit zurücksehnt, wo sie die Register des Civiletats und den öffentlichen Unterricht in ihren Händen hatte: sie besaß damals mehr königliche Gewalt, als die Könige Frankreichs. Was die Register des Civiletats betrifft, so hat der Herr Abbé Combalot bereits angefangen, dieselben auf

der Kanzel zurückzufordern*). Hat die Geistlichkeit einmal den Civiletat und den öffentlichen Unterricht in ihrer Gewalt, so wird sie sehr schnell wieder in den ganzen Glanz ihrer entschwundenen Macht eingesetzt sein. Zu bemerken ist, daß sie ihren Einfluß immer mittelst der Frauen vergrößert und ausgeübt hat. Der Beichtstuhl ist ein großes Wirkungsmittel, aber die mütterliche Zärtlichkeit ist ein noch weit stärkerer Hebel. Durch die Söhne beherrscht man die Mütter; durch die Mütter und die Söhne unterjocht man die ungefügigsten Väter. Väter, Mütter und Kinder bilden zusammen die Gesellschaft, sie sind die Gegenwart und die Zukunft: denn diese Kinder werden morgen Männer, werden hinwiederum Väter sein, und ihre Söhne gehören zum Voraus den Schulen der Gesellschaft. Es ist dieß eine hereinbrechende Fluth, die immer steigend, sich immer mehr ausdehnend, Frankreich zu überschwemmen, zu verschlingen droht. Wir würden wieder Vasallen der Kirche werden; das zwölfte Jahrhundert würde auf das neunzehnte folgen.

Aber es steht ein Hinderniß im Wege, die Universität. Die Geistlichkeit hat alte und rechtmäßige Gründe, ihr zu grollen. Nun gut, erheben wir ein Geschrei gegen die Universität; beschuldigen wir ihre Professoren, daß sie Frankreich entkatholicisiren, denn sie sind antikatholisch, Eklektiker, Deisten, Rationalisten, Pantheisten, Spinonisten, Renegaten, Juden, Anhänger der schottischen Schule und Saint-Simonisten. — (Der Abbé hat die Freimaurer vergessen.) — Dieß wird sehr wahrscheinlich und schlau sein! Jede dieser Beziehungen führt natürlicher Weise zur Definition der in Frage gestellten Lehre, und in Beziehung auf diese Definition könnt ihr euch auf den Abbé G. verlassen. Beispiele:

„Der Pantheismus ist ein neues Heidenthum, reproduzirt aus den Systemen der Alten u. s. w. Man sieht, wie viel Abscheulichkeiten in diesen Einbildungen liegen.“ (S. 11.) Das geht Sie an, Herr Cousin, Sie, der Sie irgendwo den Pantheismus „ein kleines Gespenst zum Gebrauch der Sakristeien“ genannt haben.

Abermals Sie, Herr Cousin. „Der Eklektizismus ist dasjenige philosophische System, das alle andern, selbst die entgegengesetztesten, als wahr anerkennt u. s. w. Man sieht wohl, daß darunter abermals eine gute Dosis Pantheismus steckt.“ (S. 12.)

Jetzt kommt es an Sie, Herr Jouffroy. „Die schottische Philosophie (der Abbé nennt sie anderwärts die kleine Weisheit) ist jene erbärmliche Anatomie des Menschen, die alles auf ihn selbst zurückbezieht u. s. w.“

Jetzt an Dich, Spitzbube von Voltaire, Schurke von Jean-Jacques, Schuft von Bayle; euch Gaunerphilosophen und Geometern des achtzehnten Jahrhunderts

*) In Cherbourg, den 2. November 1843.

allen eine tüchtige Prügelsuppe: „Der Deismus ist die Religion nach Robespierre's Manier, d. h. diejenige Religion, welche die ohne Zügel, ohne eine andere Richtschnur als die des Gedankens, der Laune, des Interesses jedes Individuums sich selbst überlassene Vernunft geben kann. Sie würde gerne auf die Vorderseite unserer Tempel wieder die Worte schreiben lassen: Das französische Volk erkennt das höchste Wesen an. Die Deisten sind die Anhänger dieser albernen Religion.“ (S. 8.)

Bravo, Herr Abbé! Nur muthig darauf los! kanzeln Sie mir diese Universitätsprofessoren, die Ihre Freunde nicht sind, wacker herunter: „Ihr gehet über alle Glaubenssysteme, selbst die von einander abweichendsten und sich widerstreitendsten hin; ihr nehmet sie alle auf, vermenget sie alle in euerer Arche Noä. Ihr bringet sie in bleibenden Konflikt, in eine angemessene Gährung, um in den jungen Köpfen ein ungeheuerliches Amalgam von Wahrheit und Irrthum, von Bösem und Gutem zu erzeugen, jedoch in der Art, daß der Irrthum und das Böse den größern Theil der Elemente des Gebräues liefern.“ (S. 10.) — Das ist es, was der eben so durch christliche Liebe als durch Geist ausgezeichnete Abbé sehr artig religiös-chemische Operationen nennt.

Es liegt klar am Tage, daß alle diese Professoren öffentliche Giftmischer, und was noch schlimmer, mit gutem Vorbedacht Giftmischer sind. Im Uebrigen wissen Sie, mein werther Herr Abbé, daß weder die Verläumder noch die Heuchler ins Reich Gottes eingehen werden: das gilt Ihnen gleich? Nun mir auch!

Aber gestatten Sie eine Bemerkung: Da Sie für sich selbst die Freiheit ansprechen, sind Sie da nicht verpflichtet, den Andern auch ein wenig zu lassen? Rufen Sie dieselbe blos an, um Jedermann, der nicht Ihrer Meinung ist, Stillschweigen aufzulegen? Sie beklagen sich, daß man Ihnen gegenüber die Pflichten der Duldsamkeit verletze; aber Sie sollten sich selbst nicht unduldsamer erweisen, als andere Leute.

Seite 17 sagen Sie: „Wie kann man es ehrlicher Weise wagen, von Religionsfreiheit zu sprechen, wenn man die christlichen Eltern zwingt, bei verschiedenen Strafen und verschiedenen harten Entbehrungen (welche denn?) ihre Kinder unter einem System und von Menschen erziehen zu lassen, deren Bestrebungen und Lehren mit dem Fluch belegt werden müssen von der einzigen Behörde, welche die Christen anerkennen als eingesetzt von Gott, um ihrem Glauben einen sichern Halt zu geben nnd ihren religiösen Wandel zu leiten?“ Wenn man den in den lauen Wasserfluthen Ihres Styles ersäuften Gedanken losschält, so heißt dieß mit andern Worten: Wie kann man es wagen, von Religionsfreiheit zu sprechen, wenn man nicht Jedermann zwingt, römisch-katholisch zu sein? Durch Ihr ganzes Buch herrscht dieselbe überzeugungskräftige Art zu raisonniren. Sollten Sie vielleicht früher einmal Professor der Logik gewesen seyn?

Man erkennt die Farbe der Pfote bereits ziemlich deutlich; das Ohrenzipfelchen fängt an, hervorzutreten. Gehen wir noch ein wenig weiter voran, so werden wir bald ganze Ohren entdecken, und Prachtexemplare von Ohren.

Sie machen all diesen Lärm und Skandal im Namen einer Religion des Friedens und der Liebe. Aber wenn man Ihnen sagte, daß in den Kollegien Religionslehrer angestellt sind; daß die katholische Religion in denselben gelehrt wird! — „Ein Religionslehrer, abermals ein einziger! waffenlos, an Händen und Füßen gebunden! und zahlreiche Feinde von Kopf zu Fuß gewaffnet!... ein Religionslehrer ganz allein!...“ — Ei, wie viele wollen Sie denn? für jeden Zögling einen? Man gibt einem Dorf von sechshundert Seelen auch nicht mehr als einen einzigen Pfarrer. Aber wenn dieß wirklich die Stellung der Religionslehrer in den königlichen Kollegien ist, wenn sie wirklich waffenlos, an Händen und Füßen gebunden, folglich außer Stand sind, Gutes zu thun oder das Böse abzuwehren, ist denn also unter ihnen allen kein einziger ehrlicher Mann? Ein ehrlicher Mann würde fliehen: sein Gewissen würde ihm verbieten, Geld dafür anzunehmen, daß er durch seine Gegenwart die Ungebührlichkeiten verdecke, welche Sie bezeichnen; also sind die Religionslehrer, sind alle in den königlichen Kollegien angestellten Priester Mitschuldige an diesen Ungebührlichkeiten? Sie haben also selbst weder Religion, noch Gewissen, noch Ehre? Was sagen Sie dazu, Herr Abbé, Sie, der Religionslehrer in einem königlichen Kollegium der Universität?

Was Sie unter Freiheit des Unterrichts verstehen, ist die Freiheit, bei den katholischen Priestern und nur bei ihnen zu studiren. Unter den Monopolisten, die Ihren Unwillen rege machen, verstehen Sie alles, was nicht Geistlichkeit oder der Geistlichkeit ergeben ist. Ich lege Ihnen die Worte nicht in den Mund: „Unter Monopolisten verstehen wir alle Feinde der von der Priesterschaft vertretenen Kirche.“ (S. 36.)

Diese Herren wissen recht gut, daß man ein Freund der Kirche sein kann, ohne sich zu ihren Dienern hingezogen zu fühlen: Zeuge die Schule von Port-Royal; deßhalb haben sie sichs auch immer angelegen sein lassen, die Religion mit dem Priesterstand zu identifiziren. Die Freiheit des Unterrichts ist also, wenn man sie hört, das der Universität entzogene und der Geistlichkeit übertragene Monopol; nichts mehr und nichts weniger. Ist dieser Punkt im Reinen, so finde ich, daß der Abbé Recht hat, auf jeder Seite auszurufen: „Die Freiheit wird der Triumph des Katholizismus sein.“ Es handelt sich hier nicht mehr um das allgemeine Interesse, sondern um das Partikularinteresse; nicht um das Interesse der Gesellschaft, sondern um das einer Körperschaft; es handelt sich um eine politische Eifersucht und um den tonsurirten Ehrgeiz.

Ich habe nunmehr, Herr Abbé, die Größe Ihrer Uneigennützigkeit, Ihrer evangelischen Liebe, Ihres Muthes und Ihrer Ehrlichkeit dargethan. Es bleibt mir noch übrig, ein Urtheil über Ihre Beredtsamkeit möglich zu machen. Sie ist nicht das uninteressanteste Stück unter Ihrer Bagage. Steigen Sie auf die Kanzel, gewaltiger Redner; Sie werden diese gläubigen Eltern, auf welche Sie so viele Hoffnungen gründen, gewiß im Innersten erschüttern. Erwecken Sie ihnen Kummer, flößen Sie ihnen Besorgnisse ein, zuförderst um sich selbst und dann um ihre Kinder. Tragen Sie kein Bedenken, bedrohen Sie Ihre Zuhörer mit den ewigen Flammen, stacheln Sie sofort Ihre Eigenliebe; seien Sie pathetisch, periodisch und mystisch, und vergessen Sie nicht, Ihr schönstes Französisch zu reden.

„Gläubige Eltern, euer letztes Urtheil über die Erfüllung eurer heiligsten Verpflichtung gegen euere Kinder beruht vollständig auf der Verwerfung oder der Annahme des Universitätsmonopols, welches gemacht ist zu vergiften die göttliche Gabe des Glaubens und die praktische Liebe des christlichen Gesetzes, das wahre Seelenleben, welches Gott bei Strafe des ewigen Fluches euch beauftragt hat diesen euern andern Ich mitzutheilen, wie ihr ihnen das leibliche Leben mitgetheilt habt.“ (S. 3.)

„Nein, Väter und Mütter, nein, bei Gott, beim Leben, beim Tode! Wir schwören es im Angesichte des Himmels und der Erde, wir schwören es u. s. w... wir schwören es u. s. w.... wir schwören es u. s. w.... Euere Rechte können verkannt, mit Füßen getreten, gefesselt werden, niemals aber sollen sie verjährt, abgeschafft, zerstört werden, nach dem Gutdünken und Interesse der Tyrannen. Ihr traget sie geschrieben im Wesen eurer Vaterschaft. Um sie darin zu verwischen, müßte man euch tödten.“ (S. 35.)

„Sehet von allen Seiten das Schwert des Gesetzes schwebend über dem Haupte der Eltern wie der jungen Leute, und die Letzteren zwingend zur Anhörung der hochmüthigen Lehren dieser beeidigten Professoren. Bei Strafe des Obskurantismus und sozialen Helotismus müssen sie ihre Kinder dem unbarmherzigen Ausstrahlen des wissenschaftlichen Monopols aussetzen, welches von der Universität ausgeübt wird.“ (S. 9.)

Nun des Gallimathias genug; halten wir uns an das unbarmherzige Ausstrahlen des Monopols. Die Rhetorik des Meisters Petit-Jean ist Kinderarbeit gegen die des Herrn Abbé G.; auch ist es die letztere, die in den Collegien der Gesellschaften gelehrt wird. (Folgen nunmehr einige Stylproben aus der Freiburger Schule, die sich in der Uebersetzung nicht veranschaulichen lassen.)

Wären wir, was Gott verhüten wolle, gezwungen, ein Monopol des öffentlichen Unterrichts zu behaupten, und würde die unvermeidliche Alternative gestellt, dasselbe einer Körperschaft von Laien oder der Geistlichkeit anzuvertrauen, so würde

ich rufen: Behalten wir lieber die Universität sammt allen ihren Mißbräuchen, als daß wir das Land von Neuem der Geistlichkeit zum Lehen geben. Es würde mir nicht an gewichtigen Gründen fehlen, um diesen Rath zu unterstützen; ich will blos einen einzigen anführen, der auf dem Interesse der Aufklärung beruht; die Geistlichkeit wäre einer so bedeutenden Aufgabe nicht gewachsen. Seit fünfzig Jahren hat sie die hohen kirchlichen Studien auf eine klägliche Art fallen lassen; man kann sich denken, wie es mit den profanen Studien aussieht. Es wird Niemand bestreiten wollen, daß sie noch Männer besitzt, die sich durch Wissenschaft wie durch Tugenden auszeichnen, aber diese sind leicht zu zählen, und auffallend ist, daß eben sie nicht die Stimme erheben, um die Freiwilligen einer Partei zu unterstützen. Wollen die Priester, wie die andern Leute, sich mit dem öffentlichen Unterricht befassen, soweit sie würdig und dazu fähig sind, so ist dieß ganz gut; aber ihnen das Monopol anvertrauen, nein, nimmermehr. Nun bedarf aber die kirchlich-römische Partei des Monopols, sie muß es in offenem Kampfe entreißen, denn sie hat sich selbst gerichtet; ihr innerer Richter sagt ihr deutlich genug, daß sie sich durch Wissenschaft und Talent niemals aufnöthigen wird, und wenn sie dieß auch nicht offen gesteht, so spricht ihr Benehmen statt ihrer, und zwar klar und deutlich.

Ihr wollt euch des öffentlichen Unterrichtes bemächtigen? Wer hindert euch daran? Es ist dieß eine große Straße, die folglich Jedermann offen steht. Der Abbé G. behauptet, die Priester seien durch die Universitätsstatuten ausgeschlossen, aber wer wird blödsinnig genug sein, dieß zu glauben? Zeigen Sie doch einmal diese blos in Ihrer Einbildung vorhandenen Statuten. Nein, es stände ganz bei euch, euch auf diese Bahn zu werfen, die Mehrzahl zu bilden, die Höhen zu besetzen und euch als Souveräne daselbst aufzupflanzen; nur macht die Gesellschaft von ihrem Rechte Gebrauch und verlangt zuvor Bürgschaften, Proben. Ist etwa die Universität Richterin und Partei zugleich, und hat sie sich verbündet, euch zu verstoßen? So etwas müßt ihr nicht zu gescheiten Leuten sagen. Die Konkurse sind öffentlich und das Publikum würde sich nicht zu Mitschuldigen der Universität machen, dieses Publikum, das, wenn man euch hört, euch liebt, euch anruft und nichts wünscht, als euch.

Die Prüfungen, sage ich euch, die sind euere Achillesverse. Die Geistlichkeit will aus guten Gründen nichts von Prüfungen wissen, außer von solchen, in welchen sie selbst zu entscheiden hätte. Sie will sich ein Gericht gefallen lassen, aber nur unter der Bedingung: daß sie selbst die Richterin sei und niemals gerichtet werde. Ihr habt die Klugheit, kein Wörtchen von diesen Schranken zu sagen, die euch aufhalten, aber ihr entschädigt euch, indem ihr wüthend über diejenigen herfallet, welche sich nicht davon aufhalten lassen. Diese werden immer Monopolisten, Feinde der Religion, d. h. des Priesterstandes sein, wie ihr selbst dieses Wort zu übersetzen euch

die Mühe nehmt. Wenn man euch auf diese Frage wegen der Prüfungen treibt, so verschanzt ihr euch in euere Würde, welche sich nicht herablassen kann, auf solche Kämpfe einzugehen. O wie gerne ginget ihr darauf ein, wenn ihr des Sieges sicherer oder euerer Niederlage weniger gewiß wäret! Wie leicht ließe euch die Lüsternheit nach dem Ehrenpreise über diese kleinen Widerwärtigkeiten einer Konkursprüfung weggehen! Wie kommt es also, daß ihr euch nicht dabei einstellet? Wie anders, als daß die Geistlichkeit, die in frühern Zeiten durch ihr Wissen an der Spitze der Gesellschaft stand, heutzutage von ihr im Schlepptau hingezogen wird? Die Geistlichkeit will die seit 1789 vollbrachten Fortschritte nicht zugestehen: sie würde dadurch anerkennen, daß man dieselben ohne sie zu machen im Stande war; es würde sich daraus die Verpflichtung ergeben, sie zu studiren, sich auf den gleichen Boden zu stellen. Dieser Demüthigung wird sie sich niemals unterwerfen. Sie will dem Jahrhundert nicht entgegengehen, deßhalb muß das Jahrhundert selbst kommen und sich ihr auf Gnade und Ungnade ergeben. Unzugänglich für die rauhen Lehren der Vergangenheit verharrt sie auf ihrem närrischen Starrsinn, steift sich auf ihre alte Geschäftsübung, läßt in ihren kleinen Seminaren noch die in Saint-Acheul fabrizirte Geschichte Frankreichs studiren, worin unsere Siege aus den Zeiten der Republik und des Kaiserreichs geläugnet oder geringschätzig behandelt werden; worin man liest, daß ums Jahr 1804 der Herr Marquis von Buonaparte als Generallieutenant die Armeen Ludwigs XVIII. befehligte. Die übrigen Studien sind in demselben Verhältnisse. In der Philosophie blüht die scholastische Methode, wie in den Tagen des Scotus und des Sentenzenmeisters, daher auch die Stärke ihrer philosophischen Streithähne. Man kann Meister und Schüler, den einen nach dem andern beurtheilen. Ihre Rhetoriker lernen das schöne Latein aus den afrikanischen Kirchenvätern, aus Tertullian, aus Lactanz, und ihr Französisch aus dem Pater Loriquet; daher auch der schöne Styl des Herrn Abbé.

Ebenso verhält es sich in Beziehung auf die Wissenschaften. Zwischen ihnen und der Geistlichkeit besteht eine alte Antipathie, die bis auf die Geschichte mit Galilei oder noch weiter hinauf geht. Die Geistlichkeit betrachtet die Wissenschaften als die große Heerstraße der Ketzerei und des Unglaubens *). Die Geologen z. B. haben das Ansehen der Genesis gewaltig geschwächt. Mit welcher Derbheit zankt aber auch der Herr Abbé den Minister aus, der diese Gottlosen, diese Gegner Mosis auf der Universität duldet, was sage ich duldet? der dieselben in den ersten Reihen glänzen läßt! Die Geistlichkeit würde solche Skandale nicht dulden. In einer Zeit, wo das ganze Jahrhundert sich den Wissenschaften zuwendet — welche in diesem Fache berühmte Namen kann da die Geistlichkeit aufführen? Sie muß es bei der ver-

*) „Werdet ihr in allen euern angeblich wissenschaftlichen Ausführungen mit der Kirche übereinstimmen? Das ist unmöglich."

dächtigen Berühmtheit des Abbé Nollet *) bewenden lassen, wenn sie sich nicht anders mit dem Namen des Herrn Abbé Matalène schmücken will, des Verfassers des Anticopernicus, worin mathematisch nachgewiesen wird, daß die Sonne sich dreht und die Erde unbeweglich im Mittelpunkt des Weltalls liegt. Man hat dieses abgeschmackte, aber vollkommen orthodoxe Buch an allen Kirchenthüren angeschlagen und auf dem Lande unter dem Portal der Kirche, beim Weggehen aus der Messe, vertheilen oder verkaufen gesehen. Wird man den Namen des Herrn Trappisten Debreyne voranstellen, dessen durch eine gleich empörende Obscönität, Unwissenheit und Rohheit bemerkenswerthes Buch ein Beweis ist, daß die Geistlichkeit seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auch nicht einen einzigen Schritt in der Wissenschaft gethan hat?**) Herr Debreyne schreibt über die Kunst des Geburtshelfers; er will, daß man den Kaiserschnitt in allen Fällen anwende, wo ein Hinderniß nöthigen würde, das Kind zu zerstückeln, um es herauszubringen, und daß in Ermanglung von Chirurgen die Geistlichen kein Bedenken tragen sollen, den Baucheinschnitt an dem Leichnam vorzunehmen. Das System, das er anempfiehlt, geht darauf aus, immer die Mutter, welche getauft ist, zu opfern, um das Kind, das es nicht ist, zu retten, und sollte dieses Kind auch wasserköpfig, lebensunfähig, eine Mißgeburt, ein Embryo sein. Die Aerzte erkennen die Schwangerschaft nicht vor wenigstens dem dritten Monate; Herr Debreyne verlangt, daß man in allen Epochen der Schwangerschaft eine zwanzig oder auch nur sechszehn Tage nach der Empfängniß gestorbene Frau operiren solle, woraus folgt, daß man dieß allen Frauen und selbst einer guten Anzahl von Mädchen thun müsse, um nicht das Heil einer Seele bloßzustellen. Herr Debreyne spricht ferner von der Zerstückelung des Fötus, des Fötus, den man stückweise aus dem Mutterleib reißt, und die Zerstücklungsmethode ist doch schon seit fünfzig Jahren abgekommen. Sein unfehlbarer Führer, dessen Ansichten er blindlings folgt, ist die große heilige Embryologie des Cangiamila, Großinquisitors und Stiftsherrn zu Palermo im Jahr 1740. Dieser Cangiamila, ein ebenso barbarischer Anhänger des Kaiserschnittes, wie sein Schüler, schreibt gewisse mühsame Entbindungen Zaubersprüchen und der Bosheit des Teufels zu.

Dieß die medizinische Seite des Buches von Herrn Debreyne. Was die moralische Seite betrifft, so sind es Abhandlungen über die Selbstbefleckung, über Sodomie, über viehische Unzucht u. s. w. Inzwischen glaubt Herr Debreyne nicht an Incuben und Succuben; er trennt sich hierin von Herrn Bouvier, Bischof von Mans, dessen kleine Abhandlung übrigens zu einem dicken Buche umschrieben zu haben sein ganzes Verdienst ist.

---

*) Der Abbé Hauy war Professor an der Universität.

**) Versuch über die Moraltheologie, betrachtet in ihren Verhältnissen zur Theologie und Medizin (1843.)

Dieß die wissenschaftlichen Helden der Geistlichkeit. Auf der Gegenseite erblickt man die Delambre, die Cuvier, die Arago, Thenard, Biot, Gay=Lussac und noch zwanzig andere Männer, die den Universitätsunterricht schmücken, während sie Frankreich in ganz Europa Ruhm bereiten. Um diese furchtbare Namen, diese strahlenden Berühmtheiten aufzuwägen, dazu ist mehr erforderlich, als ein Chorrock und die Trümmer einiger der priesterlichen Allwissenheit günstigen Vorurtheile, Vorurtheile, die in früheren Zeiten ihre gute Begründung hatten, heutzutage aber als Ursache ohne Wirkung unmöglich und in den Schooß der Vendee und der Nieder=Bretagne verwiesen sind.

Wenn die Seminaristen aus Laune, aus Uebermuth, oder aus Fürsorge für die Zukunft die Würde eines Baccalaureus erlangen wollen, so erläßt ihnen die Universität die Gebühren für das Examen und das Diplom. Es ist dieß eine Prämie zur Aufmunterung für die jungen Leviten. Man muß gestehen, daß sie von dieser Vergünstigung mit einer Discretion Gebrauch machen, die ihrer Bescheidenheit die Krone aufsetzt. Aber da einer der Thorflügel des Seminars sich auf die Welt öffnet, so geschieht es zuweilen, daß einer dieser Herren das Krägchen ablegt und sich auf weltliche Bahnen wirft. In diesem Fall nun ist die Universität, die sich so wenig als möglich zum Besten halten lassen will, um einer allzuleichten Schmuggelei vorzubeugen, der Ansicht, daß die Aenderung des Berufs auch eine Aenderung des Diploms nach sich ziehe. Sie verlangt die Bezahlung eines Theils der gewöhnlichen Kosten und läßt das spezielle und unentgeldliche Diplom, welches vortrefflich ausreicht, um einen Kanonikus oder Pfarrer zu schmücken, nur unter dieser Bedingung für einen Advokaten oder Arzt gelten. Es muß durch ein regelmäßiges Diplom ersetzt und theilweise bezahlt werden. Aber theilweise ist noch zu viel für Leute, die nur unmäßige Privilegien lieben. Daher auch welches Geschrei, welche Klagen, welches Geseufze! Der Herr Abbé unter anderm bezeichnet diese speziellen Diplome als ein Gesetz des Hasses und der Ausnahme, als einen Beweis dieser gehässigen Parteilichkeit, deren Opfer die Geistlichkeit sei. Es scheint, der Glaube dispensirt von der Ehrlichkeit.

Die Laiencollegien vernichten hieße nur die halbe Arbeit thun; man muß beweisen, daß die geistlichen Kollegien sie allein zu ersetzen vermögen. Der Verfasser bemüht sich daher, das Priesterthum vor der Meinung des Landes zu rechtfertigen. Es ist dieß der zweite Punkt seiner Thesis Dieser letzte Theil ist womöglich noch schlechter als der erste. Der Herr Abbé ist in seinen Injurien erträglicher, als in seinen Lobpreisungen, und der plumpe aber kräftige Ton der ersten ist mir noch lieber, als die eckelhafte Geschmacklosigkeit der zweiten. Der Herr Abbé findet, daß es nicht genug Priester in Frankreich gibt; die Geistlichkeit allein soll ihre Zahl bestimmen können, weil sie allein die Bedürfnisse des Kultus kennt. Dieser Abbé, der sich auf dem Titel seines Buches an das freisinnige Frankreich

wendet, erhebt sich gegen „die stupiden Freiheitsschreier, die unaufhörlich die Worte Civilisation und Organisation im Munde führen.“ Er fragt in spöttischem und krittlichem Tone, ob die Geistlichkeit es sei, welche die Unfälle von Moskau, von Leipzig und von Dresden verursacht und Frankreich der Willkür der Alliirten preisgegeben habe: „Mit einem Wort, ist es die Geistlichkeit, welche uns die gestürzte Dynastie als Friedensbedingung aufgenöthigt hat?“ (S. 137.) Diese Frage, worin sich die schmählichste Niederträchtigkeit und Undankbarkeit beurkundet, ist ein letzter Charakterzug. Das allein fehlte euch noch, daß ihr die herrschende Regierung umwedeltet, indem ihr euch Ausfälle auf euere gestürzten Beschützer erlaubtet, auf euere Beschützer, die euretwegen gestürzt sind; denn wenn uns auch die Geistlichkeit nicht die Fürsten der ältern Linie aufgenöthigt hat (worüber sich inzwischen noch streiten ließe), so haben doch diese unglückseligen Fürsten uns die Geistlichkeit, so wie man sie von euch vertreten sieht, aufgenöthigt.

Man fragt sich, wie es kommt, daß die Geistlichkeit, da sie sich einmal an diese hohen Freiheits- und Unterrichtsfragen machen, und die Theilnahme, das Vertrauen des Landes erwerben will, nicht in ihrer eigenen Mitte einen weniger tölpelhaften, weniger unbedachtsamen, weniger lächerlichen Fürsprecher findet? einen Mann, der wenigstens seine Muttersprache zu reden versteht; der noch andere Mittel zu seiner Verfügung hat, als eine jammerwürdige Logik, eine Unzahl Injurien, den alten Gallimathias und das alberne, schwatzhafte Pathos von Dorfpredigten? — „Da sehen wir euch, ihr Menschen ohne allen Verstand, die ihr euch im Herzen und im Geiste von schuftigen und heuchlerischen Pharisäern beherrschen lasset, mit honigsüßen Wörtchen, dem Anschein nach voll Philanthropie, in Wirklichkeit aber voll Windbeutelei und falschem Eifer für die civilisirende Verbreitung der angeblich in euerem Besitze befindlichen Aufklärung; von wahren übertünchten Gräbern, die in ihrem Schooße nichts als die verworfenste Eigensucht und die Finsterniß des tiefsten Obskurantismus verbergen; sehen wir, o unsere Mitbürger!“... Diese sprunghafte Periode dient als Prolog zu einer Lobpreisung der Mönchsorden und hauptsächlich des Ordens der Jesuiten. Der Abbé erklärt fortwährend in seinem evangelischen, gemessenen Style, daß die Beschuldigungen wegen Jesuitismus und Ultramontanismus eine leere und blödsinnige Deklamation seien.

Heutzutage ist die Unverschämtheit dieser Abläugnungen, die Frechheit dieser Lügen, Gott sei Dank, sichtbar und handgreiflich. Die Gewißheit hat sich sogar festgestellt, ehe noch das Univers mit seinen Erklärungen und Herr von Montalembert mit seinen Broschüren ins Feld rückte. Als die Jesuiten merkten, daß man sie am Kragen nahm, haben sie zuvörderst so lang als nur immer thunlich ihre Identität abgeläugnet. Noch im Mai 1843 schrieb der Bischof von Chartres ins Univers,

die Jesuiten seien blos ein eitles Schreckbild, eine von der Universität ausgeheckte Kriegslist. Heute, da der Gang der Ereignisse das Univers und die Regierung zu bestimmten Geständnissen veranlaßt hat, hat die betreffende Stelle ein doppeltes Interesse:

„Und vor Allem hat man ein Loosungswort gegeben; und niemals ist ein Befehl mit konsequenterem Zusammenhalten, mit mehr Thätigkeit und Eifer vollzogen worden. Man hat beschlossen, ein seit dreizehn Jahren verschwundenes Gespenst wieder aufzuwecken, um dasselbe mit entsetzter Miene mitten unter die leichtgläubige Menge zu werfen. Wer ist dieses Gespenst? Es ist, wer sollte es glauben? eine kleine Anzahl Männer, die sich von der Welt zurückgezogen haben, und deren allmächtige Hand jetzt, wie man das Publikum glauben machen will, durch unsichtbare Mittel alles aufrühren soll. Und sehet, wie getreu, wie schnell man dem gegebenen Signal gehorcht. Es wird jetzt nur noch von den Jesuiten gesprochen. Ihr könnt fest darauf rechnen, daß man einige Zeit lang von nichts anderem sprechen wird. Jede nützliche und ernste Belehrung ist eingestellt, um die Universitätskurse mit diesem furchtbaren Namen zu erfüllen. Man spricht ihn nur mit Bewegungen des Abscheus und erheucheltem Zittern und Beben aus, worüber man sich, dafür bürge ich euch, nach Beendigung der Lektion und in seinen Privatzirkeln mit unendlichem Vergnügen lustig macht. Und in Wahrheit, welcher Spott! Welch ein Text zu Deklamationen, die aus Berechnung leidenschaftlich und auf Befehl tobsüchtig sind! Um alles mit einem Wort zu sagen, welch ein klägliches Possenspiel! Was sind die Jesuiten heute? Wo sind ihre Güter, wo ist ihr Vermögen?*) Haben sie denn nur ein einziges von den Mitteln in ihrer Gewalt, die nach der Natur der Dinge allein jemand in den Stand setzen können, auf die allgemeine Stimmung der Gemüther und auf den Gang der menschlichen Angelegenheiten einzuwirken?**) Doch ich bestehe nicht hierauf. Ich würde durch meine Einfältigkeit den Mitgliedern der Universität einen gar zu ergötzlichen Stoff zum Lachen geben. Sie könnten glauben, ich wüßte nicht, daß sie diese Sachen ebenso gut wissen, als ich, und wenn zufällig die Panegyriker des lehrenden Corps in dieser Beziehung einen Zweifel hegen sollten, so erklären wir hier offen und laut, daß diese Annahme blos eine lächerliche Fabel ist, eine plumpe Erfindung, die auch keinen Schatten von Wirklichkeit hat. Nichts ist klarer bewiesen, als diese Thatsache. Gleichviel, man glaubt mit Hülfe einer solch abgedroschenen Parodie zu seinem Ziele zu gelangen. Doch man täuscht sich."

Die christliche Liebe gebietet uns zu glauben, daß der hochwürdigste Herr auf-

---

*) In Lyon, in Aix, in Besançon, in Dole, in Paris, in Amiens u. s. w. u. s. w.
**) Sie haben den Beichtstuhl und die Kanzel, die Presse und das Geld.

richtig geschrieben hat, und selbst hinters Licht geführt war. Jetzt weiß der Herr Bischof, daß die Jesuiten in Frankreich siebenundvierzig Häuser haben, daß sie mehrere hundert Köpfe stark sind oder auch ein Bißchen mehr, wie das Univers in schalkhaftem Tone sagt. Er sollte sich doch ein wenig schämen, daß er sich so leichtfertig so weit vorwärts gewagt hat. Inzwischen ist er dadurch um Nichts umsichtiger geworden: er schreibt fortwährend und fortwährend auf dieselbe Art.

Diese Abschweifung hat uns den Herrn Abbé Garot in Vergessenheit gebracht. Was ist aus ihm geworden? Man wird vielleicht neugierig sein, es zu erfahren. Ach, er ist gezwungen worden, seine so bitterlich beweinte Freiheit anzunehmen: er hat seine Stelle als Religionslehrer im Collége zu Nancy verloren, ein neuer Beweis, daß die Universität gottlos, atheistisch, pantheistisch ist!... Mit einem Wort, ihm ist der Ruhm geworden, Märtyrer der guten Sache zu sein und überdieß wird gesagt, man habe ihn zum Professor der Kanzelberedtsamkeit in einem der Kollegien der Gesellschaft gemacht.

Zweites Kapitel.

Der Feldzug wird eröffnet. — Der Bischof von Belley. — Erlaß des Bischofs von Toulouse. — Erster Brief des Bischofs von Chartres. — Achtzehn Professoren vom Univers denunzirt. — Zweiter Brief des Bischofs von Chartres.

Das Jahr 1841 verstrich geräuschlos. Man wartete die Wirkung der Schmähschrift des Abbé G. ab; diese Wirkung war beinahe Null. Weder die Presse noch das Publikum beschäftigten sich damit; und gleichwohl enthielt diese Schmähschrift das Stärkste, was man gegen die Universität schleudern konnte. Andere hätten sich entmuthigen lassen; die Jesuiten studirten dieses Ergebniß, um ein entgegengesetztes vorzubereiten. Ihre Betrachtungen belehrten sie fürs Erste, daß der Angriff, um nachhaltig zu sein, mehr von Oben ausgehen müsse, und zweitens, daß man sich sehr weit in Beschimpfungen gegen die Universität hineinwagen könne; sie würde, sei es nun aus Furcht oder aus Verachtung, nicht antworten, und niemand scheine geneigt, sie zu vertheidigen, am allerwenigsten ihre Oberhäupter.

Auf diese doppelte Grundlage organisirte man in aller Stille die Operationen des Feldzugs, der im Monat März mit vielem Glanz, unter der Leitung mehrerer treu ergebener Prälaten eröffnet wurde.

Der Bischof von Belley, der zu dem Lyoner Sprengel gehört, und Suffragan des Herrn von Bonald ist, veröffentlichte einen Erlaß gegen die Staatskollegien,

die er Schulen der Pestilenz nannte. Der Ausdruck schien dem Minister des öffentlichen Unterrichts etwas hart; man versichert, er habe sich darüber beklagen wollen; der Kultminister, Herr Martin, erlaubte es nicht, und die Universität war gezwungen, diesen Schimpf christlich zu verschlucken.

Die Generale hatten im Kriegsrathe den größtmöglichen Gebrauch von Persönlichkeiten beschlossen. Dieß verräth einen richtigen Blick: in unserer Zeit der Eigensucht interessirt man sich nicht mehr für abstrakte Gegenstände; es gibt keinen Corpsgeist mehr, außer bei den Jesuiten, und eben darin liegt das Geheimniß ihrer Kraft; dagegen ist die Persönlichkeit alles. Die Persönlichkeit weckt diejenigen wieder auf, die der Name und die bloße Idee des Staatswohles einschläfert; sie lassen friedlich die Institutionen über den Haufen werfen; aber es berühre einer ihre Güter oder ihre Person nur mit der Fingerspitze, so werden sie lautes Geschrei erheben.

Demgemäß gab der hochwürdigste Herr von Astros, Bischof von Toulouse, das Signal, und sprach von der Höhe seines bischöflichen Thrones herab feierlich den Fluch aus über den philosophischen Unterricht des Herrn Gatien-Arnould. Der angegriffene Professor vertheidigte sich; der Skandal war groß; eben das wollte man; der Kampf war eingeleitet.

Der Bischof von Chartres, ärgerlich, daß sein Amtsbruder ihm zuvorgekommen, schwingt sich nun gleichfalls auf den Turnierplatz. Er schreibt seinen ersten Brief, worin er den großen Grundsatz aufstellt: „Die Universität taugt nur dazu, die Verwirrung der Ideen zu vermehren; sie bereitet Frankreich vielleicht noch entsetzlicheres Unglück, als dasjenige, wovon es vor einem halben Jahrhundert heimgesucht worden ist, und dessen Gegenstoß sich beinahe für die ganze Welt fühlbar gemacht hat.“ Der Prälat wendet sich mit einer heftigen Prosopopee an Frankreich; er wünscht ihm Glück zu seinen Eisenbahnen und fährt dann mit einer plötzlichen unerwarteten Schwenkung fort: „Aber inmitten dieser schönen Arbeit haltet einen Augenblick ein und blicket hinter euch. Wer folgt euch? Wer drängt sich auf euern Fußstapfen? Wer bietet sich euerm Blicke dar? Ha! eine Generation, die einer schrankenlosen Gottlosigkeit, einem brennenden Durst nach Unabhängigkeit anheimgefallen ist, eine Generation ohne Gott, ohne Zügel, die euer Andenken beschimpfen, euere Gesetze zerreißen, euere Werke über den Haufen werfen wird..... Wir freuen uns des Glaubens, daß dieser Strom von Uebeln ohne Zweifel noch abgelenkt werden kann. Man erwache also, man schlafe nicht friedlich auf einem Boden, welchen die zündbaren Stoffe, die in seinem Innersten kochen, zerwühlen und in einen Abgrund verwandeln können; möge ein Strahl von Oben uns erleuchten, möge Gott Frankreich retten!“

Auf diese Art begann der Herr Bischof von Chartres die traurige Sturmglocke zu läuten, deren Schwengel sein unermüdlicher Arm keine Minute mehr ruhen ließ. Er kündigt an, er werde Heerschau halten über die Lehren oder vielmehr über die Professoren der Universität, und um seine Bravour zu zeigen, bemächtigt er sich sogleich des Herrn Cousin, welchen er frischweg der Gottlosigkeit überweist. Der Beweis ruht auf einer Phrase über das fleischgewordene Wort. Unglücklicher Weise war die Phrase von Fenelon; aber was liegt daran? niemand wußte es. Die Hauptsache war, Herrn Cousin in den Geruch der Ketzerei zu bringen, und ihm nach die ganze Universität.

Der Laufgraben war eröffnet, das geheiligte Bataillon des Univers stürzte sich hinein. Achtzehn Professoren wurden mit Nennung ihres Namens denunzirt in einem Briefe an Herrn Villemain*), nämlich die Herren Cousin, Jouffroy, Charma, Gatien-Arnould, Nisard, Ferrari, Labitte, Bouillier, Jules Simon, Michelet, Lerminier, Joguet, Quinet, Ph. Charles, Michel Chevalier, J. J. Ampère, Laroque und Damiron. Wenn es jemals ein Werk der Unehrlichkeit gegeben hat, so ist es dieses jammervoll giftige Aktenstück. Es werden darin absichtlich wesentlich verschiedene Dinge vermengt; das Buch des Schriftstellers mit der Vorlesung des Professors; die Professoren des Collége de France mit denen der Sarbonne**), und die Fakultätsprofessoren, die sich an das Publikum wenden, mit den Professoren, die zu Kindern sprechen. Denn es ist wohl zu bemerken, daß unter diesen achtzehn Namen kein einziger sich findet, der einem Professor vom Collége angehört. Und was für Vorwürfe! Herr Ferrari hat in vier Lektionen nicht ein einziges Mal ein christliches Glaubensbekenntniß abgelegt; seine ganze Ausführung über die Politik des Plato und des Aristoteles ist in einem Tone der Extase geschrieben; Herr Nisard hat sich über die schlechte Haltung der Seminaristen lustig gemacht und das pompöseste Loblied auf J. J. Rousseau gesungen; und zwar wo, wenn man fragen darf? In Reiseeindrücken! Herr Quinet ist der Verfasser des Ahasverus; Herr Labitte hat eine Thesis über die Demokratie bei den Predigern der Ligue aufgestellt. Er hat keine Verherrlichung von Boucher, von Lincestre, von Porthaise, von all diesen Feuerbränden im Chorrocke unternommen; in Ermangelung des Herrn Labitte hat soeben das Univers in sechs ungeheuern Artikeln diesen tugendhaften Muth gehabt.

---

*) 31. März 1842.

**) Das Collége de France steht durchaus außer aller Beziehung zu der Universität und ihrer Gerichtsbarkeit. Es beherrscht und verwaltet sich selbst.

Dieser Brief, der mit der Unterschrift: Die Redaktoren des Univers prangt, ist in einem ganz andern Tone abgefaßt, als dasselbe Journal bald darauf angeschlagen hat, um ihn nicht wieder aufzugeben. Hier affektirt die Sprache eine Mäßigung und eine Würde, wie sie sich für ein Aktenstück von hoher diplomatischer Bedeutsamkeit ziemen. Es ist eine ehrerbietige Aufforderung an die Minister des Unterrichts, mit Strenge gegen die Universität zu verfahren, und um ihn dazu aufzumuthigen, ihn, den man in der Folge ohne alle Schonung im Ausdruck mit Beschimpfungen und Beweisen der Verachtung überhäuft hat, stellt man sich, als sei man seiner vortrefflichen Gesinnungen versichert; man versucht es, ihn bei seiner schwachen Seite zu fassen: man lobt ihn, man macht ihm Komplimente, man beklagt, man segnet ihn; es ist ein vollendetes Meisterstück von Speichelleckerei.

„Wir wissen, Herr Minister, daß Ihre ganze Sorgfalt auf diese beklagenswerthen Mißbräuche gerichtet ist; Sie seufzen über diese Aergernisse; Sie bemühen sich, dieselben im Zaume zu halten, sie zu erdrücken und ihnen vorzubeugen; Ehre und Dank sei Ihren väterlichen Absichten! Aber, Herr Minister, Ihre lange Erfahrung hat Sie gelehrt, daß die lobenswerthesten, festesten, beharrlichsten Ansichten gerade an der Verfassung der Universität jederzeit scheitern werden."

Es ist also recht eigentlich das Prinzip der Universität, was man angreift. Wenn sie gottlos, atheistisch, unmoralisch ist, so ist dieß blos eine Folge ihrer Verfassung. Nichtsdestoweniger verlangt man nicht ihren Tod; man will blos das Recht der Konkurrenz, die Freiheit des Unterrichts, dieß ist der sakramentale Ausdruck:

„Weder der Staat noch die Universität brauchen ob dieser Freiheit zu erschrecken, denn sie wird aufrichtig nur von den Bürgern verlangt, die seit zwölf Jahren die glänzendsten Bürgschaften für ihre Unterwerfung gegen die Regierung, für ihre Ehrerbietung gegen die Gesetze gegeben, die der Sache der Ordnung das äußere Opfer ihrer Meinungen, ihrer Vorrechte gebracht haben."

Welch eine bescheidene Sprache! Aber warten wir das Ende ab; das Ende ist gekommen, wenigstens das Ende ihrer Verstellung. Das äußere Opfer hat aufgehört; die Sache der Ordnung berührt sie nicht mehr, sie, die unlängst noch so friedsamen, so unterwürfigen Bürger; ihre gebieterische Gewaltthätigkeit entwickelt sich heut zu Tage frei, und bedroht mit offenem Visir den Staat und die Universität. Die weiße Fahne in einer Hand, mit der andern auf Heinrich V. weisend, und den Namen Nassau im Munde, verlangt der Jesuitismus, der Staat solle sich unterwerfen. Die katholische Kirche, sagen sie durch das Organ des Herrn von Montalembert, ist Niemandens Bundesgenosse: **sie ist Königin oder**

ist es nicht. Da sie die Lehre der Ligue beibehalten haben, so ist es nicht zu verwundern, daß sie auch ihre Sprache wieder vorbringen: sie nennen sich also die Katholiken, und alles, was sich nicht auf ihre Seite stellt, verstoßen sie ipso facto als schismatisch und ketzerisch: so viel in Beziehung auf den Staat. Was aber die Freiheit des Unterrichts betrifft, wer kann denn noch an dieses leere Wort und die Versicherungen, womit man es umgibt, glauben? Ist es nicht deutlich genug sichtbar, was unter diesem Worte steckt? Es ist das an die Jesuiten übertragene Monopol, und dieses würde hart sein! Von der Konkurrenz, die man im Munde führt, weiß man wohl, daß sie unmöglich ist, und gleich am nächsten Tage nach ihrer Verkündigung ins Nichts zurückfallen würde. Das Episkopat muß sich sogar Ehren halber so erklären; wie könnte man sonst annehmen, daß es sichs gefallen ließe, den Atheismus und die Immoralität Lehrstuhl um Lehrstuhl errichten und mitten in Frankreich ihre Grundsätze verkündigen zu sehen? Die Geistlichkeit, welche durch das entsetzliche Seelenblutbad *), das auf der Universität angerichtet wird, zur Verzweiflung und Empörung getrieben zu sein glaubt, diese selbe Geistlichkeit sollte fröhlich und wohlgemuth einen Theil dieser Seelen der Konkurrenz preisgeben? Nein, nein; sie stellt sich blos deßwegen, als gebe sie dieselben Preis, weil sie weiß, daß die Konkurrenz ein eitler Wahn wäre. Und dennoch wagt sie es, im Namen dieser angehäuften Lügen die Verurtheilung und den Tod der Universität zu verlangen, eines Instituts, welches Frankreich so viele ausgezeichnete und glorreiche Dienste geleistet hat und noch leisten kann! Und dieß geschieht dreizehn Jahre nach der Revolution von 1830; begreifet es und lasset es euch gesagt sein, ihr, die ihr Revolutionen machet!

Während das Publikum voll Verwunderung über diese Unverschämtheit sich fragte, auf wen oder auf was sie sich wohl stützen könne, erscheint der Bischof von Chartres abermals mit einem neuen Briefe bewaffnet, worin Gehässigkeit und Lächerlichkeit einander den Rang streitig machen. Es handelt sich um eine Vorrede von Jouffroy, den er aus eigener Machtvollkommenheit als Repräsentanten der Universität aufstellt; denn, man muß dieß bei dem ganzen Kampfe wohl merken, die Angreifer haben nie etwas anderes zu thun gewußt, als vom Einzelnen auf das Allgemeine zu schließen, und dadurch dieselbe Ungerechtigkeit begangen, wie wenn man der ganzen Geistlichkeit die abscheulichen Verbrechen zur Last legen wollte, deren einzelne Priester vor den Gerichten überführt worden sind. Der Herr Bischof von Chartres macht sich zum Ausleger von Phrasen, die er sicherlich nicht ver-

*) Dieser Ausdruck stammt von dem hochwürdigsten Herrn von Chartres und steht in seinem Brief an das Univers vom Oktober 1843 zu lesen. Der hochwürdigste Herr glaubt indeß nicht an Seelen mit Fleisch und Blut; er ist kein Materialist, sondern blos leidenschaftlich, dieses aber in hohem Grade.

steht (denn seine Ehrlichkeit will ich nicht in Zweifel stellen), und er ruft: „Ha, was sehen wir also hier? den schrecklichen Materialismus, die furchtbarste Geisel der Nationen, welche auszieht mit Privilegien und ganz strahlend von der Glorie einer so ermuthigenden und so schmeichelhaften Nachsicht von derjenigen Seite her, von welcher sie die tödtlichsten Wunden hätte empfangen sollen." Sofort ruft der hochwürdigste Herr mit großem Geschrei die Saintsimonisten, die Fourieristen und die Kommunisten herbei und fordert sie auf, heranzukommen und sich des Triumphes zu erfreuen, welchen die Universität ihnen bereite! Seine erhitzte Einbildungskraft läßt ihn die schwärzesten Folgen dieses angeblichen Universitätsunterrichts erblicken:

„Hier eine Scene, die sich zuweilen um uns herum ergeben kann. Wenn einer fragt: Kann ich mit gutem Gewissen das Besitzthum eines andern stehlen, Erbschaften plündern, die mir in dieser Welt den angenehmsten Genuß verschaffen werden, ohne daß ich dabei irgend eine menschliche Macht zu fürchten brauche? so wende er sich nur an den Professor der Universität; dieser wird zu ihm sagen: Ich will euch keine vergeblichen Skrupeln machen, denn das ist eine unnöthige Frage. — Kann ich mich den schändlichsten Wollüsten ergeben, die ich in voller Sicherheit genießen werde? — Dieselbe Antwort. — Kann ich die Gesellschaft über den Haufen werfen, um mich auf ihren Trümmern zu erheben? Es wird viel Blut fließen; aber alles bürgt mir für den Erfolg... — Unnöthige Frage. — Kann ich endlich mit Abwerfung aller Familienliebe, mit Uebertäubung des lauten Schreiens der Natur einen alten Vater erwürgen, dessen Leben dem Glück des meinigen im Wege steht? Ist es mir erlaubt, ihn als eine nutzlose und verbrauchte Maschine zu betrachten, die man, ohne eine Schuld auf sich zu laden, zertrümmern kann? — Ei, habt Ihrs denn nicht gehört? Dieß ist eine unnöthige Frage."

Man wird den wahren Namen dieser und anderer ähnlicher Stellen verschweigen aus Achtung für das hohe Alter des Verfassers mehr noch, als für das Amt, das er bekleidet, denn der Bischofstitel gibt kein Recht zu verläumden. Aber da gerade die römische Partei diesen Titel mißbraucht, um den Worten des Herrn von Chartres Gewicht zu geben, so schreiben wir noch einige Zeilen aus seinem unglaublichen Briefe ab. Sie werden ohne weitern Kommentar vollends darthun, wie unendlich klug es wäre, sich auf die Ehrlichkeit eines dermaßen von Leidenschaft verblendeten Führers zu verlassen.

Nachdem er seine Beredtsamkeit an Cromwell, an Sulla, an Octavian und Marius erprobt, nach einer langen Tirade auf die Regierungen Nero's, Caligula's, auf die Märtyrer, alles mit Beziehung auf die Universität, kommt er auf die Tiger, die Schlangen und die Schäfer zu sprechen:

„Ein Tiger erwürgt eine Heerde und ihre Hirten, sein Blutdurst läßt sich nicht löschen; eine ungeheure Schlange umstrickt einen in den Wäldern Afrika's verirrten Wanderer und läßt ihn eines langsamen, entsetzlichen Todes sterben. Einer dieser Historiker oder Dichter, die ich bezeichnet habe, wird, statt schon bei dem Gedanken an die grausame Wuth dieser Thiere zu beben, ganz kaltblütig blos sagen: Warum sie verabscheuen? Das eine ist muthvoll, wenigstens dem Schwachen gegenüber; das andere ist schlau und geschmeidig; sie haben die Fehler, die sich mit ihren guten Eigenschaften zu vermählen pflegen. Dieß ist der feinste und zugleich gehässigste Zug, womit man die von Blut und Verbrechen triefenden Gestalten der Herrscher, der Würger von 93, hat abwischen wollen."

Auf den ersten Blick errathet ihr nicht, welche Beziehung diese ganze Rhetorik auf die Universität hat; dieß kommt daher, weil ihr nicht wisset, daß die Universität in ihren Klassen die Apologie von 93 und seinen Würgern auf sich genommen, oder wie der Prälat sich ausdrückt, ihre bluttriefenden Gestalten mit feinen und gehässigen Zügen hat abwischen lassen. 93 und der Konvent ist die Idee, die den Herrn von Chartres quält; er lebt in beständigem Schreck vor dem Schreck, und um dieser unseligen Epoche zu entfliehen, will er sich nicht vorwärts schwingen, sondern will im Gegentheil zurückweichen und sich hinter dem alten System und den alten Methoden in Sicherheit stellen: daher dieses Geschrei, diese Allarmrufe, diese unheimlichen Weissagungen: — „Die Universität lehrt gotteslästerliche Systeme*). — Die Universität ist bestimmt, ihren unheilvollen Namen auf die rauchenden Trümmer Frankreichs zu schreiben**). — Die Universität treibt zur Nachahmung „der Würger von 93." ***) — Wißt ihr nun auch, was 93 war? — „Ich habe es gesehen, dieses Jahr 93", ruft Herr von Chartres. Er hat es so gut gesehen, daß er es noch immer zu sehen glaubt. Er malt uns die ganze Epoche und den Konvent vor. Ein einziger Pinselstrich kann einen Begriff von dem Maler und dem Gemälde geben: „Alles floh. Die Tugend, das Verdienst, die Talente verbargen sich starr vor Entsetzen. Bei den Wahlversammlungen stellte sich nur der Abschaum der Gesellschaft ein. Vor der Thüre fragte man in der plumpen und cynischen Sprache jener Zeit: Welches Verbrechen habt ihr begangen, womit ihr das Schaffot verdientet? Derjenige, der durch die meisten Abscheulichkeiten und Niederträchtigkeiten geschwärzt war, wurde unter dem lautesten Jubel eingeführt und mit der größten Gunst empfangen." †) Und man er-

---

*) Briefe des Herrn Clausel von Montals.
**) Derselbe. Siehe die Gazette de France vom 1. April.
***) Univers vom 13. März.
†) Zweiter Brief, Univers vom 16. März.

nannte ihn zum Präsidenten. Das war der Konvent. Herr von Chartres hat die Offenherzigkeit, zu gestehen, daß er dieß nicht gesehen habe, weil er sich damals mit den vor Entsetzen starren Talenten verborgen gehalten; aber, sagt er mit gottvoller Naivetät in einer Parenthese: „Ich habe es aus zuverläßigen Quellen erfahren."

Man fragt, ob es gerecht sei, die Universität für die Veröffentlichung der Geheimnisse von Paris verantwortlich zu machen und mit der Circe zu vergleichen. Dennoch thut dieß Herr von Chartres mit seiner gewöhnlichen Beredtsamkeit:

„Was könnte ich nicht von diesem System der öffentlichen Unzüchtigkeit sagen, das die Schändlichkeiten, die verfeinerten Laster, die Abscheulichkeiten aller alten und neuen Plätze der Prostitution überbietet? Es ist dieß augenscheinlich abermals eine Frucht materialistischer Lehren, welche eine Korporation, die mitten unter uns im Namen des Staates dem Unterrichte vorsteht, mit ihrem Ansehen schützt in den Augen derer, welche sie verfechten. Indem ich mich durchdrungen von Schmerz hier im Allgemeinen an die Professoren und die Schriftsteller dieses Jahrhunderts wende, welche sich bemühen, die Irrthümer zu verbreiten, mit denen ich mich soeben beschäftigt habe, sei es mir wenigstens erlaubt, auszurufen: Ihr Sophisten ohne Scham und ohne Funken von Gemüth, was wollt ihr denn aus der französischen Jugend machen? Ja, diese jungen Seelen, welche der Himmel mit so glücklichen Neigungen begabt hat, sprecht, was gedenket ihr aus ihnen zu machen? Wollt ihr denn, wie jene schändliche und verabscheuungswürdige Person in den alten Fabeln, sie ihrer Natur entkleiden, sie in unsaubere Thiere und in wilde Bestien verwandeln?"

Herr von Chartres, der die Geschichte ebensogut inne hat, wie die Mythologie, und beide ebensogut wie sein Brevier, entlehnt von Cyneas die Worte des Fabrizius, und nachdem er „die Worte unserer Lehrer des Atheismus, die weit weniger gehässig sind als die der Epikuräer", vernommen, ruft er mit einem Schrei des Entsetzens: O Herkules, schicke solche Lehrer den grausamsten Feinden Roms! In der That ist die Universität nicht das, was den Freunden Roms noththut, und ich begreife, daß sie sich ihrer zu entledigen wünschen; aber sind es etwa die Freunde Roms, auf deren Zufriedenstellung Frankreich auszugehen hat? Das ist die Sache. Im Uebrigen stimme ich in den Wunsch des Herrn von Chartres ein. Von allem, was dieser Prälat geschrieben hat, scheint mir die Apostrophe an Herkules das Verständigste.

Man kennt jetzt den Herrn von Chartres, seine Ansichten, seinen Styl und den Geist, der ihn belebt. Es ist immer das Gleiche und die zwei Briefe, die wir so eben analysirt haben, werden mich der Nothwendigkeit überheben, die weitere Folge

seiner wort= und bändereichen Korrespondenz zu prüfen, denn jede Woche, oder wenigstens jede zweite Woche steht eine neue Umwandlung seines ersten Briefes ans Tageslicht kommen. Epistel folgt auf Epistel; das Publikum aber liest sie entweder nicht mehr, oder wenn es zufällig die Augen darauf wirft, so läßt es seine Kritik in einem kurzen Achselzucken bestehen.

Drittes Kapitel.

Zwei Schmähschriften des Abbé Desgarets von Lyon.

(Mai 1843.)

§ 1.

Der Abbé Desgarets, Kanonikus von Lyon, hatte sich anfänglich dem Grundsatz der Gesellschaft gemäß in Anonymität gehüllt und von sicherm Versteck aus sein Injurirungs=, Verläumdungs= und Ehrabschneidungsgeschäft getrieben. Der Glanz seines Ruhmes hat ihn verrathen.

Das Universitätsmonopol lügt, um keine Zeit zu verlieren, gleich in der Vorrede. In dieser Vorrede erzählt der Kanonikus, gegen Ende Mai oder Anfang Juni sei ein Freund von ihm durch Lyon gekommen und habe ihm ein sehr bedeutendes Manuscript zurückgelassen, dessen gänzlich unbekannter Verfasser hundert Meilen von Lyon wohne u. s. w. u. s. w. Später hat sich der Abbé Desgarets als Verfasser des Werks erklärt und als solcher die Weihrauchdüfte des Bischofs von Chartres eingesogen. Dieß ist übrigens die unschuldigste Lüge in der Sammlung.

Der Plan des Buches ist sehr einfach; es ist der des Abbé Garot, reproducirt in den Briefen des Herrn von Chartres und in der Denunziation des Univers. Man hat das Werk nur noch durch Citate und schändlich beleidigende Persönlichkeiten vergrößert. Die ehrenwerthesten Namen der Literatur, mögen sie nun am öffentlichen Unterricht Theil haben oder nicht, werden in den Koth gezogen. Die Redaktoren der Revue des Deux=Mondes, „einer verabscheuungswürdigen Sammlung, welche man für die Höhlen des Lasters geschrieben glauben sollte", die Professoren des Collége de France, das nichts mit der Universität gemein hat und gänzlich außerhalb der Universitätsgerichtsbarkeit steht, die Herren Libri, Quinet, Michelet, Sainte=Beuve, Ampère, Chasles, Labitte, Rousseau, Voltaire, welcher der erste Großmeister der Universität war, werden über die Bank gelegt, angespuckt, heruntergekanzelt in einem Styl, der possenreißerisch wird, wo er nicht

durch Schändlichkeit empörend ist. Man mag aus einigen Müsterchen beurtheilen, was ein wüthender Priester ist.

— „Die Universität will, daß alle ihre Schüler die erste Idylle Theokrits erklären und lernen, um darin das Treiben der Böcke mit den Ziegen zu betrachten (der Abbé Desgarets ist es, der diese Stelle unterstreicht,) und gleich dem Hirten, von welchem die Rede ist, diese Brüder des Herren Michelet, dieser tadellosen Kinder Gottes um ihr Glück zu beneiden." (S. 441.) *)

Welche Ideen, welche Bilder, welch ein Styl! Und diese schauerliche Sprache, aus welchem Munde kommt sie? aus dem eines besoffenen Aretino? nein; aus dem eines Menschen, der vielleicht, nachdem er diese Unfläthigkeiten niedergeschrieben, ausgegangen ist, um die Messe zu lesen und die Worte der Weihe zu verkündigen; aus dem Munde eines Priesters Jesu Christi!

Wir bitten Herrn Michelet nicht um Verzeihung, daß wir diese schändlichen Zeilen mittheilen, und ebensowenig wegen derjenigen, die wir fernerhin anführen werden und worein sein Name gemischt ist: dieser Name kann durch den Unrath der Jesuiten nicht beschmutzt werden; ebenso vergeblich sprechen sie das Wort Freiheit aus; es wird ihnen nicht gelingen, den Glanz zu mindern, worin dieses heilige Wort strahlt. Herr Michelet und Herr Quinet stehen zu hoch in der Achtung aller gutdenkenden Menschen, um das Mindeste fürchten zu müssen; sie sind die Märtyrer, welche für eine Sache leiden, die nicht ermangeln kann, den Sieg davon zu tragen; und in Beziehung auf Talent, wie in Beziehung auf Muth, durfte Niemand vor ihnen auserkohren werden.

Die Böcke und Ziegen des Theokrit scheinen im Gehirne der Herrn Kanonikus von Lyon ihr Wesen zu treiben, denn er kommt S. 402 noch einmal auf sie zurück. An einer andern Stelle führt er einen ärztlichen Bericht mit der ganzen Ungeschminktheit seiner wissenschaftlich obscönen Ausdrücke an und spricht seinem Arzte die Versicherung nach, daß die Schandwerke des Marquis von Sade reine Eklogen seien gegen das, was in den Collegien der Universität vorkomme. (S. 527.)

Und dennoch ist gewiß, daß weder der Pfarrer Mingrat, noch der Abbé Contrafatto, noch der Pfarrer Delacollonge, noch der Seminarist Eliçabide, welche Frauen und Kinder schändeten, erwürgten, verstümmelten, weder der Abbé Frilay, der noch Schlimmeres that, noch Lacenaire, der ruhmreiche Zögling des Seminars zu Argentière, noch der Abbé Roubignac, dieser heilige Vikar von Valence, der sein Beichtkind verführte, und als er auf dem Punkte war, seine viehische Leidenschaft zu befriedigen, ihr auf den ganzen nackten Leib geweihte Medaillen und

---

*) Es ist ohne Zweifel überflüssig, zu bemerken, daß die Universität nur wohlgesichtete Ausgaben anwendet.

glühende Kruzifixe aufdrückte; es ist gewiß, sage ich, daß weder diese Bursche, noch hundert andere, die ich der Kürze wegen nicht anführe, von der Universität herkamen. Ihr werdet mir sagen: Was würden sie erst gethan haben, wenn sie wirklich von ihr hergekommen wären? Auf dieses Argument läßt sich nichts antworten.

Denn man betrachte einmal mit den Augen des evangelisch liebenden Kanonikus die unmittelbaren und handgreiflichen Folgen des Universitätsunterrichts. Ich bitte nur gut zu zählen: „Selbstmord, Vatermord, Menschenmord, Kindermord, Duell, Schändung, Raub, Verführung, Blutschande, Ehebruch, die raffinirtesten Unzuchtssünden, Diebstähle, Plünderung, Verschleuderung, Erpressung, ungerechte Auflagen und Gesetze, falsche Zeugnisse, Meineide und Verläumdungen, Verletzung alles dessen, was man Gesetz nennt, Aufstände, Tyranneien, Revolutionen, Tod u. s. w. u. s. w....." (S. 478.) Nach dieser Aufzählung muß man gestehen, daß die Erfindung der et cætera als ein großes Glück zu betrachten ist! — „Und" fährt der Herr Kanonikus Desgarets fort, „nach den Grundsätzen der Universität ist es ebensowenig ein Laster, eine Ungerechtigkeit, etwas Böses, alle diese Dinge zu thun, als man es dem Feuer verübeln könnte, daß es brennt, dem Wasser, daß es ertrinken macht, dem Löwen, daß er brüllt...., den Böcken und Ziegen des Theokrit, daß sie ihren Brüdern im Collége de France und der Normalschule, sowie deren zahllosen Jungen zu Mustern und Vorbildern dienen!"

O Stimme des Heiligthums, o wahrhaft evangelischer Styl, o Feuer der christlichen Liebe! wer vermöchte euch zu widerstehen, wer vermöchte bei diesem augenscheinlich vom Himmel eingegebenen Tönen unbekehrt zu bleiben? Wen hält der Kanonikus Desgarets für seinen Bruder in der Beredtsamkeit? Massillon, Fenelon, den heiligen Johannes Chrysostomus, oder gar denjenigen, welcher gesagt hat: Seid sanft und von Herzen demüthig? Es steht zu fürchten, daß der Herr Abbé Desgarets seinen Nächsten nicht ganz liebt, wie sich selbst.

Und da der Weise nichts behauptet, ohne den Beweis zu führen, so verwendet der Kanonikus Desgarets die sechshundert Seiten seines Bandes zur Erhärtung dieser Versicherung; und wie erhärtet er sie? Durch Auszüge aus Werken von Universitätsmitgliedern. Z. B. er wird den Ahasverus nehmen, ein Buch voll Phantasie und Poesie, das herauskam, als der Verfasser noch lange nicht daran dachte, Professor am Collége de France zu werden. Er prüft Ahasverus vom Gesichtspunkte der Theologie, seiner Theologie aus, und findet ihn ketzerisch; er stellt den Satz auf, Ahasverus sei der Katechismus der königlichen Collegien, und daraus zieht er die Folgerung, die ganze Universität sei ketzerisch. Dieß ist bewundernswürdig! Doch man höre ihn selbst: „Und hundertfünfundvierzig Seiten in diesem Geschmack! Seiten, worin die Albernheit der Gottlosigkeit den

Rang streitig macht, werden im Namen des Pantheismus mit Jubel aufgenommen und in unsere Schulen geworfen!... Und der unreine Gottes-lästerer, der Narr, welchen man ins Irrenhaus sperren sollte, ist mit dem Diplom eines Doktors der Philosophie geschmückt, und sein Name findet sich in der Geschichte der Universität!..." (S. 382.) Sehr schön das und sehr beredt! Aber diese Blüthen der Rhetorik könnten den Herrn Kanonikus Desgarets leicht zuerst vor das Zuchtpolizeigericht und später in die Hölle führen: **qui dixerit fratri suo raca, reus erit concilio; qui dixerit fatue, reus erit gehennæ ignis.** Diese Rhetorik ist ein wenig theuer.

Der Pantheismus ist das Gespenst, das im Gehirn des Abbé Desgarets, sowie des Herrn von Chartres spukt, und Herr Quinet erscheint ihm als der erste Apostel dieses Baals, dieses Universitätsmolochs. Der Pantheismus und der Atheismus sind die Windmühlen des Kanonikus von Lyon; er bekämpft sie ohne Unterlaß, kommt ohne Unterlaß auf sie zurück, vor allem aber definirt er den Pantheismus, denn man muß doch wohl wissen, wie das Ungeheuer gestaltet ist: „Das Weltall besteht aus Materie und aus Geist, aus Wasser und aus Stein, aus Fröschen und aus Philosophen, aus Herrn Edgar Quinet und aus dem Wurm, der ihm als Element gedient hat.... Wenn also unser Gott, der Gott der Universität, alle diese Wesen aus seinem Schooße zieht, so müssen sie sich von aller Ewigkeit her in seinem Schooße befinden, im Bauche dieses Gottes-Allgott, ins Unendliche vermehrt, quäckend, philosophirend, pipend, patschend, poetisirend, prosaisirend, schnatternd. — Diese Art von Gargantua, die ihr euern Gott nennet, muß dieselben also zu seiner Kurzweil aus seinem Schooße ziehen und wiederhineinsetzen, ausspeien und wieder verschlingen." (S. 357.)

Und wenn das Journal des Debats seinen ersten Artikel einer würdigen und gemäßigten (nur allzu gemäßigten) Bekämpfung dieser Plattheiten widmet, so druckt das Univers: „Wir werden morgen auf die Eckel erregenden Aeußerungen des Universitätsblattes antworten." In Betreff eckelhafter Aeußerungen würde es schwer halten, etwas Besseres zu finden, als das Buch der Kongregation, und gleichwohl wird diese schmähliche Rhapsodie als der Inbegriff aller Logik, alles Wissens, mit einem Worte aller Mittel der Partei gegeben. Eben das ist zugleich das Beruhigende und Tröstende bei der Sache.

Noch ein Beispiel von der geistreichen Art und Weise, wie der Abbé Desgarets den Pantheismus bekämpft: „Also diese Statue, welche ein Künstler soeben aus dem Groben gehauen, dieser Brei, den die Amme des Herrn Michelet soeben angerichtet, dieses Toupet, womit Ihr Haarkünstler soeben Ihre Stirne geschmückt hat, (denn man sagt, Herr Cousin, daß Sie die Perücken fürchten und wir, wir lieben die

Wolken nicht und wollen vor allem begriffen werden, und die abgeschmackte Gottlosigkeit Ihrer Lehre mit der Hand greifen lassen), diese drei Schöpfungen sind also, wie Sie sagen, von den Schöpfern aus sich selbst gezogen worden? Aus sich selbst: die Sache ist doch klar? Aus sich selbst hat der Bildhauer diesen Marmorblock gezogen; aus sich selbst haben die Amme Ihres Collegen und Ihr Haarkünstler, erstere ihren Brei, letzterer sein falsches Toupet gezogen?" (S. 353.)

Auf diese Art ahmen die Stiftsherren von Lyon die elegante Scherzhaftigkeit Marots nach. Im Uebrigen versichert der Abbé Desgarets, der sich nichts versagt, mit einem lustigen Wortspiel, „die Anbeter des Gottes Pantheos seien Pantins (Gliedermännchen) *)", und vergleicht deßhalb sich, den Kanonikus Desgarets, den alten Dragoneroffizier, mit der Andromache, die inmitten ihrer Thränen lächelt.

Aber die Auszüge, die mit Gänsefüßen bezeichneten Citate? Ja, hier triumphirt der Abbé Desgarets! Hier werdet ihr den unwiderlegbaren Beweis für den Pantheismus, den Atheismus und selbst die Heuchelei der Universität finden.

Herr Cousin läßt drucken: — „Ich habe viele Collegien gelesen und viel zu viele Bücher geschrieben. Man nenne mir ein einziges zweifelhaftes oder unüberlegtes Wort, und ich nehme es zurück, ich bekenne mich nicht dazu... Aber geschieht es vielleicht, daß die Philosophie, die ich lehre, ohne es zu wollen und ohne mein Wissen, den christlichen Glauben erschüttert? Dieß wäre auf der einen Seite gefährlicher, auf der andern aber weniger strafbar."

Man sehe, wie diese Stelle unter den Händen der ehrwürdigen Väter sich umgestaltet und verkürzt:

— „Geschieht es vielleicht, daß die Philosophie, welche ich lehre, den christlichen Glauben erschüttert? Dieß ist weniger strafbar, denn man kann nicht immer orthodox sein, wenn man auch will." Und sie haben die Frechheit, die Seite des Buches anzuführen.

Herr Cousin: — „Ich glaube weder aus Leichtsinn, noch aus Unwissenheit geirrt zu haben. Wenn ich indeß wirklich geirrt habe, und es aus Leichtsinn geschehen ist, so bereue ich es. — Ist es aus Unwissenheit geschehen, so bin ich weniger strafbar, aber ich habe viel Böses stiften können."

Dieselbe Stelle in der Fassung der Jesuiten: — „Wenn ich die christliche Religion angegriffen habe, so ist das Verbrechen nicht groß."

Was für Uebersetzer diese Jesuiten sind! Hier oder nirgends gilt das bekannte italienische Sprüchwort.

---

*) Der Abbé Combalot sagt auf der Kanzel, die Romane des Herrn Sue schwitzen Immoralität (que les romans de Mr. Sue suent l'immoralité). Als Jesus zu Petrus sagte: Du bist der Fels u. s. w., so war dieß wenigstens ein Kompliment.

Je nun, was soll man von diesem Verfahren sagen? jedenfalls ist es bestimmt und ritterlich. Vor einigen Monaten glaubte man, in diesem Fache viel geleistet zu haben, wenn man ein Wort an die Stelle eines andern gesetzt hatte, z. B. Klugheit für Unerfahrenheit. Dieß war die Kindheit der Kunst. In kurzer Zeit hat diese Kunst bedeutende Fortschritte gemacht; aber es ist auch ein Jesuit, es ist der Abbé Desgarets! Herr Cousin hat, würde Herr Guizot hier sagen, einen Roland für einen Oliver gefunden.

Nicht genug, daß sie die Texte ihrer Gegner verfälschen, sie führen auch Gewährsmänner und Zeugnisse an, die blos in ihrer Einbildung vorhanden und ausdrücklich für das Bedürfniß ihrer Sache fabrizirt sind. Wenn man ihnen glauben wollte, so hat der National gesagt: — „Die Erziehung, welche die Universität gibt, ist gottlos, unsittlich, unzusammenhängend.“ Man nehme den Artikel, auf welchen angespielt ist (wohlweislich hat man sich gehütet, das Datum anzuzeigen: er ist übrigens vom 30. September 1842), und man wird nicht ein Wörtchen von dieser Phrase finden. Es ist wahr, daß sie der Union catholique nacherzählt wird, und da die Union catholique verstorben ist, so kann man keine Einsprache mehr erheben und den andern nicht der Lüge überführen. Eine sehr sinnreiche Kampfesweise. Aber wenn man den Artikel des National anführen wollte, so hätte man von ihm folgende Zeilen entlehnen können, nachdem die Nothwendigkeit dargethan war, auf die Universität zurückzukommen:

„Die Anhänger der Freiheit der Erziehung wissen es so gut wie wir. Auch beleidigt man sie nicht, wenn man sagt, daß ihre liberalen Grundsätze weit weniger Haß gegen die Universität verbergen als ein großes Verlangen, dieselbe der Geistlichkeit in die Hände zu liefern.

„Den Unterricht in ihre Hände geben, hieße in der That einer fremden Macht die oberste Leitung der Geistes- und Gemüthsrichtung unserer Kinder überlassen, die, wenn sie alle ihre Inspirationen nur aus Rom empfingen, bald aufhören würden, Franzosen zu sein, indem sie dann die nationalen Grundsätze unserer Religion in sich ersticken ließen.

„Auf der Universität, deren Angestellte ihr Mandat von der französischen Behörde erhalten, können solche Fehler wenigstens noch abgeschafft werden. Wenn aber der Unterricht seine Quelle in Rom hätte, wenn die lehrende Hierarchie auswärts eine Regierung hätte, dann wäre nicht mehr zu helfen.“

Da ihr euch auf die Autorität des National berufet, so unterwerfet euch auch, wenn sie euch verurtheilt.

Man beschuldigt Herrn Villemain, er sei weder Christ noch Jude. Dieß geht aus Texten hervor, die man um die Hälfte abschneidet und worin man den solcher-

gestalt verstümmelten Autor gerade das Gegentheil von dem sagen läßt, was er sagt. Daraus, daß er den Lucrez gelobt hat, beweist man ihm, daß er Atheist und Materialist ist, und die Zeilen, deren man sich hiezu bedient, sind nicht einmal von Herrn Villemain, sondern von Herrn von Fontanes. Wollte man alle Züge dieser Art aufführen, man käme nicht zu Ende. Aber auf diese kurze Auseinandersetzung hin scheint es schwer, den Glaubensvätern die Prädikate Lügner und Fälscher zu verweigern.

Der Abbé Desgarets führt eine Phrase von Voltaire an, die sich im 40. Kapitel des Jahrhunderts Ludwigs XIV. finden soll; und weder diese Phrase, noch dieses Kapitel sind im Jahrhundert Ludwigs XIV. vorhanden, das überhaupt nur 39 Kapitel hat; — er zitirt eine Phrase von Herrn Libri, eine übelklingende, gottlose, abscheuliche Phrase; und Herr Libri erklärt, daß man ihm diese Phrase in keiner seiner Schriften nachweisen könne, und alle diese Ueberführungen sind unbeantwortet geblieben.

Von allem Vorausgeschickten bleibt so viel bewiesen, daß Herr Edgar Quinet ein gottloser Bursche und ein unreiner Gotteslästerer ist; daß Herr Michelet in seinen Vorlesungen Unsittlichkeit mit der Gottlosigkeit verbindet; daß Herr Cousin mit der frechen Plumpheit eines Kutschers die platte Heuchelei eines Lakaien vereinigt; Herr von Bonnechose ist eine Art wüthender Narr; Herr Laroque, Rektor von Cahors, wird dem Lacenaire gleichgestellt; dieser ist ein Schandbube, jener ein Dummkopf*). Wie kann man nach allem dem zweifeln, daß die königlichen Kollegien wirklich ein Pfuhl aller Laster, daß die Professoren sammt und sonders Verführer, Gotteslästerer, Religionsschänder und Atheisten sind; daß die Universität die Tage zurückführen will, „wo die Vernunft unter dem Sinnbilde einer liederlichen Dirne angebetet wurde; wo das Haupt eines Königs, des tugendhaftesten der Menschen, blutend auf das Pflaster rollte, und wo Robespierre und seine **naiven Metzger**, wie unsere Schulen sagen, die Carrier, die Couthon beim Scheine der Feuersbrünste sich im Blute badeten?“ (S. 471.) Das liegt klar am Tage, und nicht minder klar ist, daß die Universität „blos dazu beibehalten wird, um Opfer zu bereiten, und den Henkern für Lieferanten zu sorgen.“ (S. 490.)

Aber die Jesuiten? Ja richtig, sprechen wir von den Jesuiten. Ihr Panegyrikus füllt nicht weniger als fünfzehn Seiten. Man lobt sie und man beklagt sie: — „Wie ließe sich alles das wieder sagen oder auch nur denken, was die Professoren der Universität tagtäglich gegen diese armen Schüler des Igna-

---

*) Das Univers vom 20. Mai nennt dieß Geschmacksfehler und literarische Mißgriffe einer unerfahrenen Feder.

tius von Loyola erfinden!“ Die armen Leute, ja, sie sind in der That sehr beklagenswürdig! Sie, die aus Frankreich verjagt sein sollten, befinden sich allda mitten unter uns, lehrend, predigend, schriftstellernd, injurirend, verunglimpfend, verläumdend, frei und ungestraft jeden einzelnen und alle zusammen bedrohend. Es ist herzzerreißend! Ach ja, Pater Desgarets, Sie haben ganz recht, wenn Sie diese Leute mit dem Kopfe des Symmachus und der Frau des Antonius vergleichen. Es wird sich niemand finden, welchem die Richtigkeit dieser Zusammenstellung nicht augenblicklich einleuchtete, so daß er sich alsbald zu Ihren Schlußfolgerungen bekennen wird. Da sind sie ja in großen Buchstaben, deren Sie sich bei recht scharfen Schlägen zu bedienen pflegen: **„Diejenigen also, welche die Jesuiten angreifen, diejenigen, welche dieselben mit so viel Haß verfolgt und sie vernichtet haben; diejenigen, welche sie verstoßen und noch immer hindern, ihren Zweck zu erreichen, vertheidigen und begünstigen den Protestantismus und die Gottlosigkeit.“** (S. 75.)

Solcher Art ist diese Bibel des Kanonikus Desgarets. Der hochwürdigste Herr Erzbischof von Paris ist gezwungen worden, dieß zuzugeben. Herr Desgarets hat Citate gebraucht, deren materielle Richtigkeit nicht immer für die Richtigkeit ihres Sinnes bürgt. Er hat einen sehr beleidigenden Ton angenommen, was eine nicht sehr christliche Art ist, das Christenthum zu vertheidigen“*).

Aber der hochwürdigste Bischof von Chartres tritt gegen seinen Metropolitan in die Schranken. Er erklärt seinerseits, daß „das Buch des Abbé Desgarets ein wahrhaft klassisches Werk sei.“ „Die Familienväter, sagt er, können diese ungeheuere und sehr gut ausgewählte Sammlung, worin getreue Citate mit einsichtsvollen Betrachtungen begleitet sind, nicht genug lesen und zu Rathe ziehen.“ Dieses Lob ist nicht ohne Bedeutung für die Würdigung der polemischen Schriften des Herrn von Chartres selbst.

Wäre der Kanonikus Desgarets, dieser katholische Pater Duchesne, der einzige seiner Bande, so könnte man ihn, nach Molières Ausdruck, ein wenig zu großmäulig finden und sich begnügen, seine Wuth zu verachten; aber man darf sichs nicht verhehlen, daß er die ganze Kongregation hinter sich hat, und daß dieses andächtige Geheule, nachdem es ungestraft in den Kirchen ertönt, sich auch auf den Straßen, den öffentlichen Plätzen, in den für die öffentlichen Vorlesungen bestimmten Sälen vernehmbar zu machen sucht. Das Benehmen der Regierung ist unbegreiflich. Der Bischof von Belley nennt in einem Erlaß die Staatskollegien Schulen der Pestilenz, und der Staat duldet es und schweigt. Der

---

*) Bemerkungen über die bei Gelegenheit der Unterrichtsfreiheit erhobene Streitfrage. (S. 26.)

Minister des öffentlichen Unterrichts wollte (sagt man) seine Pflicht thun und den Staatsrath in Anspruch nehmen; aber Herr Martin (du Nord), ein erklärter Beschützer des Jesuitismus, hat Herrn Villemain veranlaßt, davon abzustehen. Herr Villemain hätte sich Genugthuung erwirken oder sein Portefeuille niederlegen sollen; aber wir leben in einer Zeit, wo man Aufopferungen dieser Art nicht kennt. Er hat im Namen der Universität die Beschimpfung angenommen und im Namen der Universität nimmt er die Schmähschrift des Kanonikus Desgarets an. Die Justiz ihrerseits schläft und läßt geruhig eine ganze friedliebende und wohldenkende Korporation auf die gehässigste Weise verunglimpfen, anspucken und verläumden; eine Korporation, die ihren Beruf nur unter der Bedingung erfüllen kann, daß man sie mit Vertrauen und Achtung umgibt.

Die Geistlichkeit ist, um den ihrigen zu erfüllen, in eben so schlimme und noch härtere Verhältnisse gestellt; die ächte Geistlichkeit, die Geistlichkeit, die ihre Pflicht kennt, aber noch obendrein geknechtet ist und sich unter dem Stab der Bischöfe krümmen muß, seufzt stille und kann die Stimme nicht erheben, um ihre Ansicht über die Frage zu sagen. Der heilige Bischofsbund gestattet das Wort nur zum Angriff und zur Beschimpfung. Der Priester, dem in frühern Zeiten aufgegeben war, den Mund nur zu einem Segensspruche zu öffnen, kann ihn heutigen Tages nur zum Fluche öffnen. Die Janitscharen des Pabstes, übermüthige, schmähsüchtige, trotzige, herausfordernde Menschen haben allein das Recht, sich vernehmen zu lassen, und Gott weiß wozu sie es gebrauchen! Um in ihren Journalen und Schmähschriften hundert oder hundertfünfzig der ehrenwerthesten Namen nicht blos der Universität, sondern auch der ganzen Literatur anzuschwärzen. Im achtzehnten Jahrhundert ließ der Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont, den Emil durch Henkershand am Fuß der großen Treppe verbrennen; wahrlich, wenn je ein Buch dieses Schicksal verdiente, so ist es das der Jesuiten, welche der Kanonikus Desgarets über die Taufe zu halten den traurigen Muth gehabt hat. Seid inzwischen ruhig; man wird das Buch nicht verbrennen, man wird weder die Jesuiten noch ihren Kanonikus beunruhigen. Herr Martin (du Nord) wacht für sie; sie wissen das, und sind näher daran, auf's Neue zu beginnen, als zu widerrufen oder Buße zu thun.

Man denke sich indeß die Rollen umgekehrt; man denke sich eine Minute lang, ein Professor habe, um Repressalien zu gebrauchen, gegen die Geistlichkeit geschrieben, was Mitglieder der Geistlichkeit gegen die Universität schreiben; dieser Professor nenne den Bischof von Belley, den von Lyon oder den von Chartres, Brüder der Böcke des Theokrit, das Seminar zu Saint-Sulpice ein Atheistennest, sämmtliche Priester Nacheiferer des Marquis von Sade. Oder auch, wir wollen die Geistlichkeit ganz aus dem Spiel lassen. Es erlaube sich einer solche Schändlichkeiten gegen die Armee und die Kriegsschulen, gegen die polytechnische Schule, gegen Saint-

Cyr. Welche Entrüstung würde da entstehen, welches Geschrei würde man erheben! Wie würde es da auf einmal mit Requisitorien regnen! Man hätte nicht Strafen genug, um den Frevler zu Boden zu schlagen. Nun aber sind es die Jesuiten, die verläumden; die Verläumdeten sind Professoren; das genügt: Niemand kümmert sich darum, niemand achtet darauf.

§ 2.

Zweite Schmähschrift des Abbé Desgarets.

Das Buch des Paters Desgarets erregte, trotz der Lobpreisungen des Bischofs von Chartres, allenthalben Ekel und Unwillen. Der Minister des öffentlichen Unterrichts, der vielleicht in seiner Vertheidigung der Korporation, welche er zu vertreten die Ehre hatte, wohl etwas kräftiger hätte auftreten dürfen, ließ von der Tribüne herab das Wort Verläumder ertönen. Der Abbé Desgarets schrieb an das Univers. Um die Unflätigkeiten seines garstigen Buches zu rechtfertigen, führt er an, er habe es immer geliebt, das Kind beim rechten Namen zu nennen; er ertheilt sich große Lobsprüche und tröstet sich über die allgemeine Verachtung, die seiner Schmähschrift geworden, mit der großen Anzahl mündlicher Beifallserklärungen, die ihm tagtäglich zukommen, und „mit einer Masse von Briefen, worin man ihm für den Dienst dankt, welchen er der Religion und den Familien geleistet hat.“ Schließlich spricht er die Hoffnung aus, sein Buch werde „dem Universitätsmonopol, das er so gut entschleiert, den Todesstoß versetzen.“ (Univers vom 25. Mai 1843.)

Man muß glauben, daß diese Apologie sein Gewissen nicht vollständig beruhigte, denn wenige Monate nachher trat er mit einer zweiten Schmähschrift hervor, die den Titel führt: **Die Universität von sich selbst gerichtet,** Antwort an ihre Vertheidiger. Und dießmal unterzeichnete er.

Er geht von dem lichtvollen Grundsatze aus, daß Jedermann, mit Ausnahme des Abbé Desgarets und der Seinigen, Jesum Christum und die katholische Religion hasse. Alle Journale, die übel von dem Buche des Abbé Desgarets geredet haben, namentlich das Siècle, der Constitutionnel, die Revue independante, und hauptsächlich der National haben vom Ministerium Geld erhalten, um das furchtbare Werk zu verschreien. Dieß wird zwar nicht geradezu herausgesagt, weil der Abbé Desgarets ein sehr höflicher Mann ist und ausgesuchte Formen hat; inzwischen ist die Anschuldigung, trotz ihres Gasflores, deutlich genug: „Sie haben von dem die Charte und das gemeinsame Recht vernichtenden Monopol den Befehl und vielleicht noch etwas mehr erhalten und angenommen.“ Deßwegen nun rufen alle Journale im Chor: — „Alle Grundsätze sollen untergehen, wenn sie der Religion Jesu Christi günstig sind! Lieber sollen alle Freiheiten untergehen, als daß wir sie als das Recht aller und hauptsächlich der Katholiken aner-

kennen!“ Diese Offenbarungen sind ein wenig unerwartet, aber sie beschränken sich nicht hierauf. Niemand hatte bemerkt, daß die Gegner der Jesuiten die Bedingungen des Gesellschaftsvertrages abgeschworen, „und zwar einzig und allein, weil die Katholiken und die Priester Theil daran haben würden.“ Leset aufmerksam den National, das Siècle, den Constitutionnel, den Courrier français, (aber leset sie mit der Brille des Paters Desgarets,) und ihr werdet mit Entrüstung sehen, daß „sie sich zu Kämpen der Willkür hergeben, das gemeinsame Recht und die Freiheit mit Füßen treten, und sich bemühen, mitten in Frankreich die Fahne der englischen Tories, der Wellington, der Peel, der Graham, die Standarte des nordischen Autokraten, oder die Flagge des alten Königs Wilhelm aufzupflanzen; sie wagen es sogar, ganz laut zu rufen: Hierher, ihr Russen! hierher, ihr Holländer! hierher, ihr Sachsen und ihr Aristokraten der Knute!“ u. s. w. (S. 56.) Es gibt in der That Leute, welche lehren, die Souveräne seien durch kein bürgerliches Gesetz gebunden; man müsse auf den Ruf eines verbannten Fürstenkindes sein Vaterland verrathen; man müsse auf den ersten Befehl dieses Prinzen ausreißen, sich empören, im Kampfe niedermetzeln oder sonst morden, expugnare aut privatim occidere, müsse die fremden Heertruppen als Freunde und die Invasion als Wohlthat betrachten; dieß alles steht gedruckt und bewiesen in den philosophischen Institutionen zum Gebrauch der kirchlichen Seminare und Erziehungshäuser, von dem hochwürdigsten Herrn Bouvier, Bischof von Mans. Die Leute, die in wenig Jahren sechs Auflagen von dieser Philosophie verbraucht haben, sind die wahrhaft frommen Menschen, die Freunde der Freiheit, die guten Patrioten, mit einem Wort, es sind die Jesuiten, und wir, wir sind „die Vertheidiger der Willkür, gottlose Menschen und Freiheitsmörder.“

Dieß sind so augenscheinliche Wahrheiten, daß der Verfasser des Monopols „von Bischöfen, von Deputirten und von Pairs von Frankreich beglückwünscht worden ist.“ Da er sich auf dieses allgemeine Zeugniß stützen kann, warum antwortet er denn noch denen, die ihn angegriffen haben? „Aus Achtung für seine Freunde.“

Er hat daher die gegen den Verfasser des furchtbaren Werkes gerichteten Vorwürfe unter sieben Hauptpunkten zusammengefaßt und verhandelt dieselben in sieben Kapiteln, deren jedem eine Anklageformel voransteht. Die Debatte eröffnet sich mit dem Problem: Sind wir bis zum Wahnsinn abgeschmackt? Hier kann man mit Condorcet sagen: eine Frage gutstellen, heißt sie lösen. In der That, wenn man diesen Ausspruch liest, so springt die Lösung selbst dem Blödsichtigsten ins Auge. Der Abbé Desgarets ermangelt nicht, ihr nachzujagen. Er untersucht mit vielem Ernst: erstens ob er abgeschmackt ist; zweitens, ob er bis zum Wahnsinn abgeschmackt ist. Und auf beide Punkte antwortet er: Nein.

Hätte man den ungestümen Kanonikus so treuherzig glauben sollen?

Er ist es gleich einem Kinde. Es scheint, daß ihn Jemand einen alten Soldaten genannt und ihm ein weites Chorhemd geliehen hat. Das nimmt er mit Recht übel: — „Man hat uns gesagt, daß das weite Chorhemd des Kanonikus bei uns schlecht die Säbeltasche des alten Soldaten verberge, was um so sinnreicher ist, als ich den Dienst schon vor dreißig Jahren verlassen habe und, da ich sehr klein und von gewöhnlicher Taille bin, keinen sehr weiten Chorrock brauchen kann." (S. 18.)

Recht artige Einzelnheiten und sehr nützlich für die Freiheit des Unterrichts!

Man hat ihm vorgeworfen, in seiner ersten Flugschrift die Anonymität bewahrt zu haben. Er antwortet mit der Definition von Flugschrift, die er „ein Gewebe von Beschimpfungen und Verläumdungen" nennt. — Nun „machen alle die Beschimpfungen und Verläumdungen, die man uns vorwirft, nicht zwanzig Seiten des furchtbaren Werkes aus." — Folglich ist es keine Flugschrift. Diese naive Logik scheint in gerader Linie aus Mans zu kommen.

Was die Bezeichnung Jesuit betrifft, so ist die Anwendung derselben auf den Abbé Desgarets „eine Zurückführung der Nation auf das Jahr 93, auf die Carmagnole und das Verdächtigengesetz." (S. 21.)

Man hat ihm vorgeworfen, daß er die Universität mit Citaten angreife, die er den Lehrkursen der Fakultät entnommen. — Antwort: „Wenn man die antikatholische Feindseligkeit der Lehrkurse der Fakultäten darthut, wird damit nicht auch die Gottlosigkeit und die antikatholische und atheistische Richtung des Sekundärunterrichts dargethan?" (S. 39.) Fortwährend die Logik aus Mans. Im Uebrigen hätte der Abbé Desgarets aus den Heften und Handbüchern der Universität hundertundfünfzig Seiten, nicht mehr und nicht weniger, ausziehen können, voll von Thatsachen, welche für die Unsittlichkeit der Kollegien zeugen. Er hätte ihnen das Zeugniß der jungen Männer beifügen können, die durch diese Anstalten gegangen sind. Sie sind ein Prahlhans, Herr Abbé; wenn Sie das gekonnt hätten, so hätten Sie es gethan. Geben Sie sich nur nicht die Miene, als wollten Sie den Großmüthigen spielen. Wir bieten Ihnen einen Tausch an, mit der festen Ueberzeugung, daß die Universität unser Wort nicht widerrufen wird: Besuchen Sie die Kollegien derselben, prüfen Sie ihre Bücher und examiniren Sie ihre Schüler, unter der Bedingung, daß wir dasselbe in Ihren Seminaren thun dürfen: alles soll bei offenen Thüren und am hellen Mittag vorgehen. Wagen Sie das anzunehmen. Warum bestehet ihr denn so hartnäckig darauf, die Inspektoren der Universität nicht in eure geistlichen Festungen dringen zu lassen? Warum wollt ihr an einem ungesetzlichen, mit der Zeit eingeschlichenen Mißbrauche festhalten, denselben in ein Vorrecht verwandeln und euch keiner Kontrolle unterwerfen, außer der eurer Bischöfe? Ihr sprecht so viel von Gesetzen, die zu machen seien? Beobachtet doch zuvörderst

das vorhandene Gesetz, das diese Aufsicht vorschreibt. Nach den wenigen Einblicken zu schließen, die trotz eurer Bemühungen dem Publikum gestattet worden sind, ist es von dringender Wichtigkeit, Licht in allen Bedeutungen des Wortes zu euch zu bringen. Ich frage, warum ihr keine Kontrolle wollet? Der Grund ist klar; ihr wollt sie um so weniger, je unentbehrlicher sie für die Sicherheit des Staates und für das allgemeine Beste wäre.

Man hat ihm verfälschte Citate zum Vorwurf gemacht. — „Wenn wir gefälscht hatten, so gab es zwei Mittel, dieß zu beweisen: Erstens eine Jury von katholischen Bischöfen und Doktoren, die beauftragt wurde, nach Anhörung beider Parteien über die Citate zu entscheiden; zweitens konnte man alle Citate im Namen und unter den Befehlen der Universität zu einem feierlichen Werke zusammenfassen.“ (S. 58.) Nun das wird gar zu lustig! Ein feierliches Werk, um die offenkundigen Verläumdungen des Kanonikus Desgarets aufzuzeigen! Warum nicht lieber ein Concilium zusammenrufen? Mein werther Abbé, ich will Ihnen etwas sagen, das zwar nicht ganz höflich klingt, aber Sie haben ja mit so vieler Eitelkeit die Offenheit gerühmt, womit Sie alles bei seinem rechten Namen nennen, und dann bleibt es unter uns: es verlohnt sich Ihretwegen der Mühe nicht. Wir wollen in aller Stille schnell darüber weggehen.

Doch nein, er ist hartnäckig: „So machten es die Jesuiten in der Geschichte der berüchtigten Lügenbriefe des Monsieur Montalto*).“ Die Universität braucht sich nicht nach den Jesuiten zu modeln, und wozu wäre dieß auch im gegebenen Falle gut? Die Hauptsache ist nicht, daß man antwortet, sondern daß man Recht hat. Die Jesuiten erlagen trotz ihrer Antwort unter den Streichen des Monsieur Montalto; die Universität wird, trotz ihres Schweigens, nicht zusammenstürzen unter den Anstrengungen des Monsieur Desgarets. Warum? Der gesunde Menschenverstand triumphirt immer; darin liegt die Gewißheit Ihrer Niederlage.

Habt Ihr nicht, sagt er ferner, zu eurer Vertheidigung „ein beliebtes Hülfsmittel in Zweifrankenbüchlein, die ihre 75 Centimes werth sind?“ Herr Abbé, wenn die Vertheidigung der Herren Quinet und Michelet zwei Franken kostet, so kostet Ihre Schmähschrift drei. Hören Sie, lassen Sie uns nicht von gieriger Gewinnsucht sprechen; lesen Sie das päpstliche Breve noch einmal, worin Ihr Bewunderer und Mitarbeiter, der Herr Bischof von Chalons, mit Exkommunikation bedroht wird, weil er sich des Verbrechens schuldig gemacht, für Dispensationen, welche das Concilium von Trient nach dem Muster des im Lateran abgehaltenen als unentgeldlich erklärt hat, eine Bezahlung zu verlangen. Die Gnadengaben des heiligen Geistes verkaufen, Sie

---

*) So nennt der Pater Desgarets, nach dem Beispiele des Herrn von Maistre, die Provinzialbriefe.

wissen, wie man das nennt: Simonie. Die Herren Michelet und Quinet sind weder Bischöfe, noch haben sie eine Simonssünde auf dem Gewissen.

Injurien und Plumpheiten bilden den Gegenstand der sechsten Anklage. Der Abbé Desgarets beginnt hier mit einem furchtbaren Ausfall gegen den „Monsieur Arouet." Er behauptet, Voltaire habe seine Gegner als Lumpenkerls, als Schulfüchse, als Droßbuben behandelt. Man wußte das und es war wirklich nicht Voltaires schönste Seite. Wenn der Abbé Desgarets ein Voltaire sein wird, so wird man ihm solche Ueberwallungen übler Laune hingehen lassen; so lange er aber blos der Abbé Desgarets ist, muß man ihn ersuchen, orthographisch schreiben zu lernen.

Er zählt auf, wie oft Pascal die Worte Verläumdung, schändliche Entscheidungen, Uebergriffe gebraucht hat. Er erzählt in einer Note, daß ein Mitglied der Universität über das Universitätsmonopol geäußert habe: abermals ein Buch von diesen Jesuitenschurken." Statt sich mit solchen Albernheiten aufzuhalten, würde der Abbé Desgarets besser thun, das Problem vom Roulett zu lösen.

In die Mitte des Kapitels stellt er eine Abhandlung über die christliche Liebe und über den Zorn. Er zählt alle Personen auf, die im alten und neuen Testament in Zorn gerathen sind: den heiligen Petrus, den heiligen Johannes, den heiligen Paulus; er vergleicht sich mit Phineas, mit Matathias, mit den Makkabäern, mit Jesus Christus selbst, wie er die Wechsler aus den Tempel treibt. Man staunt über die Aehnlichkeit, die zwischen dem Abbé Desgarets, dem ehemaligen Dragoner, und Jesus Christus stattfindet. Sofort kommt er auf Voltaire zurück, den er den ersten Großmeister der Universität nennt, und überhäuft ihn mit Injurien, indem er zu seiner Rechtfertigung eine Menge Stellen aus ihm entlehnt. Das aber sagt der boshafte Kanonikus nicht, daß beinahe alle diese Stellen der Korrespondenz Voltaires entnommen sind, welche die Bestimmung hatte, geheim zu bleiben. Ich glaube, wenn wir die des Abbé Desgarets hätten, so würde man auch recht hübsche Sachen darin finden. Dieses Vergnügen bleibt der Nachwelt vorbehalten.

Der Abbé Desgarets mißbraucht seine Ueberlegenheit gegen Voltaire. Voltaire, sagt er, nennt den Telemach „eine an den Flammen der Alten angezündete Kerze, ein trauriges Geständniß der eigenen Unmacht." Voltaire hat diese abscheuliche Plattheit nie gesagt; er hat, vielleicht mit weniger Geschmack als gewöhnlich, blos gesagt, Fenelon habe seine Lampe an der Fackel Homers angezündet. Selbst so gefaßt durfte diese Figur dem Kanonikus Desgarets kein Aergerniß geben; ihm, der die Professoren, sowohl des Collége de France, als auch der Normalschule und der Universität im Allgemeinen, mit den Böcken des Theokrit vergleicht, steht das Recht nicht zu, in diesem Grade den Zartfühlenden zu machen. Im Uebrigen rechtfertigt er diese theologische Anständigkeit auf eine artige Weise: „Diese Professoren," sagt er, „lehren den Pantheismus; daraus folgt mit Nothwendigkeit, daß die Thiere

aller Art, folglich auch die Böcke, ihre Brüder sind." (S. 151.) In den Schriften des Monsieur Arouet findet sich nichts Aehnliches.

Er läßt gegen den Monsieur Arouet, welcher sonst gewöhnlich Voltaire genannt wird, einen furchtbaren Bundesgenossen ins Feld rücken. Es ist dieß keine geringere Person, als Herr Lerminier! Herr Lerminier, der offenbar unter die Heiligen und die Doktoren des Jesuitismus gezählt wird, hat von Voltaire's Polemik gesagt: „Sie ist das Charivari des Verstandes;" und vom Jahrhundert Ludwigs XIV.: „Der Dämon des Spottes hat sich in diesem Werke gegen die heiligen Gegenstände entfesselt." So sind denn die Kinder des Ignatius tüchtig verschanzt. Sie haben den Herrn Lerminier für sich und den Herrn von Peyronnet*), ohne den Herrn von Talleyrand zu rechnen, dessen Zeugniß oft zu ihren Gunsten angerufen wird.

Der Ueberwinder Voltaire's, (ich will sagen der Abbé Desgarets,) vergleicht seinen Styl mit dem seines Nebenbuhlers, und erkennt sich selbst den Preis der Bescheidenheit zu: — „Das ist weit schlimmer, als diese armseligen Substantiva, die der Geistlichkeit zu Gebote stehen, und keinen andern Zweck haben, als die Sittenreinheit und den Ruhm Frankreichs." (S. 131.) Wenn die Geistlichkeit Substantiva zu ihrem Privatgebrauch hat, so haben diese Substantiva sicherlich nicht die Reinheit oder den Ruhm der französischen Sprache zum Zweck.

Ich fühle nicht den Muth in mir, das letzte Kapitel des Werkchens zu zergliedern. Dasselbe hat etwas Ungeheuerliches und man wird darüber nicht staunen, wenn man erfährt, daß es außer dem Bannstrahl gegen die Herren Michelet und Quinet die Apologie der Jesuiten enthält. Die Annehmlichkeiten dieses Kapitels stehen allem dem, was man bis jetzt gesehen hat, in Nichts nach: — „Herr Michelet ist aus Abbeville und man sagt, die Picarden haben warme Köpfe, so warm, daß es häufig nichts weniger als richtig darin aussieht." — „Der Monsieur Quinet hat den Muth... der Monsieur Quinet hat die Frechheit..." — Zu den Frechheiten des Monsieur Quinet gehört, daß er in einer Stelle, die er aus dem heiligen Ignaz anführt, postremum ohne Accent geschrieben hat.

Kommt sofort eine Liste der berühmten Männer des Ordens. Man sieht darin Gresset figuriren, der in seinem vierundzwanzigsten Jahre die Jesuiten verlassen und die derbe Satyre aus der Abtei gegen die Mönche geschrieben hat, und den Pater

---

*) Herr von Peyronnet, der beinahe die Gräuel des Bürgerkrieges über ganz Frankreich gebracht hätte, der seinen Kopf eingesetzt und die Partie verloren, dem aber das Volk seinen Einsatz zurückgestellt und sogar die Freiheit wieder geschenkt hat, Herr von Peyronnet, der sich des Hochverraths schuldig gemacht, wagt es, in den öffentlichen Fragen seine Stimme zu erheben. Er wagt es, einen anmaßenden Ton anzunehmen, und in der Quotidienne zu unterzeichnen, daß die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich der glänzendste Triumph der Abgeschmacktheit sein würde.

Boscowich, welcher das Teleſcop und die Leier gleich meiſterhaft handhabte;" dagegen hat Verfaſſer in ſeiner Beſcheidenheit vergeſſen, die Patres Garnet und Oldcorn, die in der Pulververſchwörung gehängt wurden, ſowie einige andere nicht minder berühmte Männer, welche am Galgen verendet, aufzuführen.

Die Sache der Jeſuiten iſt, nach Pater Desgarets, „groß, ſchön, konſtitutionnell und geſetzlich." (S. 183.) Er hat es nicht gewagt, das Beiwort volksthümlich hinzuzuſetzen. Das Buch über die Jeſuiten iſt „ein ſinnloſer Trödel von Beſchimpfungen und Verläumdungen." Demnach müſſen die Jeſuiten ſehr verabſcheut ſein, denn es ſind in drei Monaten zehntauſend Exemplare davon verkauft worden.

Nachdem wir die erlauchten Opfer des Paters Desgarets nach beſten Kräften vertheidigt, ſei es uns erlaubt, einem der Unbekannteſten unter ihnen mit etlichen Zeilen zu Hülfe zu kommen. Dieſer Mann, Sire, bin ich ſelbſt. Der Abbé Desgarets nimmt häufig einen Herrn F. G. vom National aufs Korn, und wirft ihm unaufhörlich vor, (offenbar weiß er nichts Schlimmeres zu ſagen,) daß er die Muſik zu einer kleinen Oper komponirt habe. „Die Voltaire'ſche Komödie, weniger glücklich, als die Opern Sedaine's, hat nicht einmal einen Herrn Lefèbre oder Genin gefunden, der ſie wieder zuſammenkittete." Da ſieht man einmal einen Prieſter, der in Theaterſachen vollſtändig auf dem Laufenden iſt, und höchſt erbauliche Zeilen aus der Feder eines Geiſtlichen! Er ſpricht viel von dem Muſikantenprofeſſor oder Profeſſormuſikanten. Seit wann iſt es einem Profeſſor verboten, Muſik zu treiben? Jeder hat ſeine Art, ſich von ernſten Arbeiten zu erholen: der eine komponirt zu dieſem Behufe Muſik, der andere Schmähſchriften. Nun ſind wir mit Boileau der Anſicht, daß es beſſer iſt, ſich mit Spielen, als mit Schmähen zu beſchäftigen, und wäre es auch mit Flötenſpielen. David ſpielte die Harfe vor Saul; man erfährt nirgends, daß er Schmähſchriften verfaßt habe, um ihn aus ſeinem Sitze zu verdrängen. Sprechen die Jeſuiten auch das Monopol der Muſik an? Läßt ſich der Pater Desgarets durch eine Aufwallung der Eiferſucht für die Leier des Paters Boscowich gegen Herrn F. G. hinreißen? Liebt er nur die Töne des Paters Boscowich? Es iſt dieß unſtreitig ein ſchönes Inſtrument, aber man ſoll nicht unduldſam ſein und andere Leute ausſchließen wollen. Z. B. wenn man morgen dem Herrn F. G. die Nachricht brächte, der Kanonikus Desgarets ſpiele die Poſaune, oder das Klapphörnchen, oder irgend ein anderes Inſtrument, das ſeiner kriegeriſchen Laune zuſagt, ſo ſind wir überzeugt, daß Herr F. G. nicht einmal eine einfache, geſchweige denn eine tadelnde Bemerkung darüber machen würde. Um was handelt es ſich im Ganzen? Um die Freiheit des Unterrichts. Man wagt zu verſichern, daß weder das Piano, noch die Oper des Herrn G., weder die Poſaune des Abbé Desgarets, noch die Leier des Paters Boscowich die Frage um etwas fördern werden.

— „Schließlich beschwören wir die Katholiken und alle wohldenkenden Menschen, gemeinschaftlich und überall kräftige Petitionen zu unterzeichnen, um die Freiheit des Unterrichts zu unterstützen; nicht irgend eine unbestimmte Freiheit, sondern eine solche, wie sie in Belgien besteht, unverträglich mit den Diplomen, den Fähigkeitsattestaten, den Sittenzeugnissen des Universitätsmonopols."

Die Jesuiten haben bei uns mehr Einfluß, als nothwendig ist, um zur Unterzeichnung von Petitionen zu veranlassen. Dieser feurigen Bitte des Paters Desgarets, dieser ganzen Intrigue, welche die Freiheit des Unterrichts sich zum Vorwand nimmt, genügt es das Kreisschreiben entgegen zu stellen, welches der verehrungswürdige Kardinalbischof von Arras in der allerneuesten Zeit an die Pfarrer seiner Diözese gerichtet hat. Wenn man sich Latour d'Auvergne nennt, so kann man nicht vergessen, daß man Franzose ist, man kann sich nicht herbeilassen, ein Schweigen nachzuahmen, welches das Vaterland verräth. Der einzige unter der ganzen Geistlichkeit Frankreichs, wagt es der edle Herr von Latour d'Auvergne zu Gunsten der Ordnung und der Wahrheit die Stimme zu erheben; aber diese Stimme, welche spricht, wiegt alle diejenigen auf, welche schweigen:

„Arras, 14. Januar 1844.

„Ich habe vernommen, Herr Pfarrer, daß man der Geistlichkeit meiner Diöcese eine Petition in Betreff der Freiheit des Unterrichts zum Unterzeichnen vorlegt. Ich kenne die Bestimmung dieser Petition; sie soll den Kammern vorgelegt werden.

„Ich beschwöre Sie, Herr Pfarrer, keine Kollektivpetition zu unterzeichnen. Der Geistlichkeit können Maßregeln, welche nicht von der wahren Weisheit eingegeben werden, und die bei verständiger Prüfung tadelnswerth erscheinen könnten, nicht fremd genug bleiben.

„Im Uebrigen versichere ich Sie, Herr Pfarrer, daß ich für meine Diöcese über die Interessen wache, die man auf diese Art unterstützen will; ich betreibe diesen Gegenstand, welchen ich als sehr bedeutungsvoll und sogar als hochwichtig betrachte, ernstlich bei der Regierung.

„Ich hege die Zuversicht, daß Sie, im Vertrauen auf die Sorgfalt Ihres Bischofs, sich wegen der Vertheidigung einer Sache, die ihm nicht weniger am Herzen liegt, als Ihnen, vollständig auf ihn verlassen werden.

„Empfangen Sie u. s. w.

„† Ch., Kardinal von Latour d'Auvergne,
Bischof von Arras."

Herr von Bonald ist von der Juliusregierung zum Erzbischof und Kardinal gemacht worden; Herr von Latour d'Auvergne wurde von Napoleon ernannt.

Viertes Kapitel.

Die Schmähschrift des Herrn Abbé Vedrine, Pfarrers von Lupersac.

§ 1.

Als Alles laut aufschrie über die unglaublichen Gemeinheiten des Kanonikus von Lyon, antwortete das Univers in boshaftem Tone: „Ah! ah! ihr verlangt einen schönen Styl, meine Herren! Nur Geduld! man arbeitet eben daran, euch zufrieden zu stellen. Es ist etwas noch Stärkeres im Werk, als das Universitätsmonopol.“ Die Zeit ist gekommen und wir haben die kraftvolle Broschüre des Herrn Pfarrers Vedrine. Potz tausend, das ist kein gemeiner Schriftsteller, der nach der Kaserne schmeckt, wie der alte Dragoner, welcher allzueilig das Chorhemd angezogen und seine Uniform abzulegen vergessen hat, so daß man sie unter dem Pelzmantel hervorschimmern sieht. Der Abbé Vedrine ist ein Mann von feiner Diktion, er weiß seine Phrasen zu drechseln und seine Perioden zu runden. Er ist der Cicero der Partei. Bei ihm sieht man überall das Ithos und das Pathos, und man braucht nur die Augen auf den Titel zu werfen, so erkennt man sogleich, mit wem man es zu thun hat: **Einfacher Blick auf die Schmerzen und Hoffnungen der Kirche, im Streit mit den Tyrannen der Gewissen und den Lastern des neunzehnten Jahrhunderts.** Das ist es, was Horaz ore rotundo sich ausdrücken nennt. Schon auf der Schwelle des Buches erscheint der Herr Pfarrer von Lupersac, mit seinem Chorrock angethan, als antike Melpomene. Die Tyrannen, die Kirche im Streit, die Schmerzen, die Hoffnungen, mehr braucht es nicht, um den Künstler zu enthüllen: **ex ungue Leonem.**

Nachdem wir dem Titel diesen wohlverdienten Zoll der Bewunderung dargebracht haben, laßt uns schnell zu dem ersten Kapitel übergehen.

Es beginnt mit folgender Phrase: „Als auf den Höhen des Golgatha Christus sein Opfer vollbracht und seine unaussprechliche Sendung vollendet hatte, vermachte er zwölf Schiffern das Geschäft, sein Werk fortzusetzen und zu den Füßen des Kreuzes auf der Schädelstätte Völker und Könige niederzuwerfen.“ Halten wir einen Augenblick inne. Die Phrase ist geschraubt, hochtrabend, rhetorisch geziert. Doch ist das ein so seltenes Verdienst? Nichts weniger! Ein einfacher Sakristan, der Sakristan von Argenteuil, beginnt seine Notiz über das heilige Gewand mit folgenden Ausdrücken: „Es war im Jahre 800, im Monat August. Das alte Paris war in Festesjubel; die Glocken erfüllten die Luft mit fröhlichen Schwingungen; eine große Feierlichkeit bereitete sich vor.“ Sofort beschreibt er den Zug: „voran die Fahne Christi und das Banner des Kriegers. Hier glänzten Hellebarden inmitten von Kerzen, Waffenrüstungen funkelten neben den weißen Gewändern des Mönchs und dem

reichen Leibrock der Priester." Gut gebrüllt, ihr Löwen! Ihr habt in Notre-Dame von Paris gelesen und äffet den Styl des Herrn Hugo nicht allzu unglücklich nach. Ihr reproduciret seine Bewegungen recht artig. Aber handelt es sich etwa darum? Sie, Herr Pfarrer Vedrine, Sie sprechen mir da von Niederwerfen; offenbar ist dieß Ihre starke Seite; aber wie können Sie es wagen, zu behaupten, niederwerfen heiße das Werk Jesu Christi fortsetzen; Jesus Christus, welcher befahl, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, welcher sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," habe seine Schüler beauftragt, die Völker und die Könige zu den Füßen seines Kreuzes niederzuwerfen?" Die Priester, mein Herr Pfarrer, und zwar, verstehen Sie mich recht wohl, die schlechten Priester, haben zuerst diesen Einfall gehabt, und es ist Gotteslästerung, ihn Jesus Christus zuzuschreiben. Und dann, woher haben Sie das, daß die Apostel alle Schiffer waren? Der heilige Matthäus war Gehülfe eines Zolleinnehmers und hatte sein Bureau neben dem See Tiberias. Der heilige Petrus, der heilige Jakobus der ältere, Johannes und Andreas waren keine Schiffer, sondern Fischer; der heilige Bartholomäus war Doktor der Rechte; was der heilige Thomas war, weiß man nicht: die auf die Tradition gegründete Gewohnheit, ihn mit einem Lineal und Winkelmaß abzubilden, läßt vermuthen, daß er Architekt oder Maurer war; der heilige Judas, von dem man sehr wenig weiß, war, so viel man glaubt, Ackersmann. Wenn Sie uns sagen wollen, was der heilige Jakobus der jüngere, der Vetter Jesu Christi, der heilige Philippus, Simon der Kananäer, der heilige Matthias und auch sein Vorgänger Judas Ischariot waren, so werden Sie uns großes Vergnügen machen, und auch der Kirche wird es ohne Zweifel nicht unlieb sein, es bei dieser Gelegenheit zu erfahren. — Sie waren Schiffer, schlechtweg! Dieß gibt einen guten Styleffekt: Jesus Christus hat zwölf Schiffern das Geschäft übertragen, die Völker und die Könige zu den Füßen seines Kreuzes niederzuwerfen! Sehr gut für einen jungen Schüler der Rhetorik; grundfalsch von einem so ehrwürdigen Pater! Es ist nicht erlaubt, einem Styleffekte zu lieb die Geschichte zu fälschen, und wäre es nur die heilige Geschichte. O, wenn es sich um die profane Geschichte, um Alexander oder um Cäsar handelte, dann würde der Herr Pfarrer bedenklicher sein, seine Eigenliebe würde ihm nicht erlauben, so leichtsinnig seine Gelehrsamkeit bloszustellen. Aber da es sich nur ums Evangelium handelt!...

Am Ende weiß der Herr Pfarrer die Sache selbst nicht besser, und es ist von seiner Seite nur ein Irrthum. Seit einiger Zeit haben sich diese fudellustigen Priester so eifrig mit unserer Sache beschäftigt, daß sie nicht Muße hatten, ihre eigene zu lernen. Es ist noch keine sechs Wochen her, daß der Bischof von Chartres in einem öffentlichen Schreiben, in einem Brief an das Univers, Kultus und Religion verwechselte. Er nannte die christliche Religion den von dem anbetungswür-

digen Sohne Gottes gegründeten Kultus. Bildet sich der hochwürdigste Herr vielleicht ein, Jesus Christus habe die Messe gelesen? Ohne Zweifel hat ihn der päbstliche Titel eines Stellvertreters Jesu Christi eingeführt. Gleichen Mißbrauch mit diesem Worte Kultus treibt der Sakristan von Argenteuil. Er spricht nur von dem Kultus des heiligen Gewandes. Der Freitag, sagt er uns, ist der dem Kultus des heiligen Gewandes speziell geweihte Tag. Nach dem Wörterbuch des Herrn von Chartres ist dieß die Religion des heiligen Gewandes. Es ist keine Kleinigkeit, eine Religion für eine falsche Reliquie zu gründen; für eine Wallfahrt mag es hingehen.

Ich habe mich bei dieser ersten Phrase absichtlich etwas länger verweilt, weil sie sogleich zeigt, mit welcher strengen Methode, welcher Gewissenhaftigkeit und welcher Gemessenheit des Ausdrucks der Abbé Bedrine verfährt. Er bleibt sich in dieser Beziehung im ganzen Buche fortwährend gleich: **Servetur ad imum.**

Die Beschimpfungen, womit der fromme und beredte Abbé Bedrine den Staat, die Universität, das ganze Menschengeschlecht übergießt, wörtlich mitzutheilen, würde zu nichts führen: es ist immer dasselbe und macht sich am Ende langweilig. Nur einige besonders artige und schwungvolle Redensarten verdienen erwähnt zu werden, wie z. B.: die Universität ist die Matrosenpresse des von der Kirche exkommunicirten Karbonarismus, das Algier des Monopols; die Konfessionsfreiheit ein gottloses Dogma; die Studirenden der Medicin Catilinas des Amphitheaters u. s. w. u. s. w. Im Ganzen aber ist nicht viel Erhebliches in seiner Schrift, nur ein einziger Punkt zeichnet den Abbé Bedrine vor seinen Vorgängern aus. Wenn er auch nicht das beste Französisch spricht, so spricht er doch frank und frei. Die Freiheit des Unterrichts, sagt er, verlangen wir **inzwischen**; aber wir wollen sie nicht! Warum? Weil das ausschließliche Vorrecht uns gehört. Und er beweist das. Steht nicht im Evangelium geschrieben, daß Jesus zu seinen Aposteln gesagt hat: **ite et docete omnes gentes?** Was besagt dieser Text? Die bisher bekannte Uebersetzung lautete: Gehet hin, verbreitet mein Evangelium über alle Welt. Der Abbé Bedrine übersetzt anders, und zwar so: „Gehet hin, meine zwölf Schiffsmänner, eröffnet Unterrichtsanstalten, und eröffnet sie allein. Gründet königliche Kollegien und Gemeindekollegien. Alle Lehrstühle gehöre euch: der evangelische Lehrstuhl, der Lehrstuhl der Mathematik, der Physik, der Rhetorik und Grammatik; der Lehrstuhl des Rechts, der Lehrstuhl der Medicin: **ite et docete**, seid Professoren. Die Verrichtungen des Kirchenamtes sind so geringfügig! sie nehmen dem Priester so wenig Zeit weg, daß er ihnen in seinen Mußestunden vorstehen und noch überdieß den Unterricht in den profanen Wissenschaften leiten kann. Deßhalb **ite et docete.** Gehet hin, und diejenigen, die euch widersprechen, die euch dieses Recht streitig machen wollen, diese scheltet mir fein gewiß **gottlose** Menschen!

Schlagt sie mit Beschimpfungen zu Boden, denn ich habe euch ja oft empfohlen, sanft und von Herzen demüthig zu sein. Wenn ihr sie nicht zur Kommunion bringen könnet, so könnet ihr sie immerhin exkommuniciren. Bemächtigt euch um jeden Preis des öffentlichen Unterrichts und der weltlichen Allmacht, denn ich habe es euch ja gesagt: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Außerdem scharret große Reichthümer zusammen und arbeitet dadurch zu euerm Seelenheil, denn es ist leichter, daß ein Kameel oder ein Schiffstau durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher durch die Himmelspforte. **Ite et docete.**"

So versteht es der Abbé Vedrine und stellt somit für die Bischöfe und Pfarrer wieder her, was die Revolution für die Könige zerstört hat. Wir werden Professoren kraft des göttlichen Rechtes haben, und jeder kleine Abbé wird sich Studienvorstand von Gottes Gnaden nennen.

Ich bedaure, daß der Abbé Vedrine einen andern Text des Evangeliums vergessen hat, welcher sich vortrefflich demjenigen anschließt, auf den er das geistliche Vorrecht in Betreff des öffentlichen Unterrichtes so unerschütterlich gründet; es ist dieß der Spruch des Erlösers: **Sinite parvulos venire ad me:** Lasset die Kleinen zu mir kommen. Freilich könnte er mit dieser Stelle nur die Primärschulen und die untern Klassen in den Kollegien ansprechen, während das ite et docete alles umfaßt. Doch ist auch dieser zweite Vers nicht zu verachten, und ich rathe dem Abbé Vedrine, die nächste Ausgabe seiner Thesis mit demselben zu verstärken. Er könnte ja noch die bekannte Vorschrift hinzufügen, welche die Angriffe auf fremdes Erbgut rechtfertigt: **Qui potest capere capiat.**

Es war bloßer Zeitverlust, wenn man darüber disputirte: Gibt es noch Jesuiten? Die Leute, welche die Freiheit des Unterrichts in Anspruch nehmen, wollen sie dieselbe auch wirklich? Wollen sie nicht vielmehr unter dieser Firma zu einem weit wesenhafteren, noch weit verderblicheren Monopol gelangen, als dasjenige ist, das sie in der Universität angreifen? Der Abbé Vedrine macht allen diesen Erörterungen ein Ende; er verschmäht Wortklaubereien, sowie kindische Verstellung, und antwortet kategorisch: „Ja, es gibt Jesuiten, wir sind Jesuiten; nein, wir wollen die Freiheit des Unterrichts nicht; wir könnten sie nur einstweilen annehmen und als eine Uebergangsperiode, deren Dauer zu verkürzen wir uns angelegen sein ließen; ja, was wir wollen, was uns ausschließlich und kraft des göttlichen Rechtes angehört, das ist dieses Monopol oder ausschließliche Vorrecht auf den Unterricht. Dieß unser Ultimatum; ich hoffe, es ist klar und deutlich. Gehen wir davon aus und nun vorwärts." — Danke, Herr Pfarrer. Nichts Angenehmeres, als wenn die Rechnungen in Ordnung sind: man kann sie dann mit der halben Mühe vollends ganz ins Reine bringen.

Der Abbé Vedrine kann ohne Beschämung erlauben, daß man seiner Autorität die des Kardinals von Richelieu entgegenstelle. In seinem politischen Testa-

ment, welches Voltaire ungeschickter Weise zu geringschätzig behandelt hat, beschäftigt sich der Kardinal mit der Frage des öffentlichen Unterrichts, der Universität und der Jesuiten. Richelieu steigt aus seinem Grabe, um Sie zu belehren. Hören Sie ihn an:

„Eine Gesellschaft, die sich mehr, als eine andere irgend je gethan hat, von den Gesetzen der Klugheit leiten läßt, und während sie sich Gott widmet, ohne sich die weltlichen Dinge zu versagen, in einer so vollständigen und folgerichtigen Einigkeit lebt, daß nur ein Geist den ganzen Bund zu beleben scheint; eine Gesellschaft, die durch ein Gelübde blinden Gehorsams einem lebenslänglichen Oberhaupte unterworfen ist, darf nach den Gesetzen einer guten Politik nicht viele Rechte in einem Staate erhalten, welchem eine mächtige Gemeinschaft furchtbar sein muß.

„Wenn es unläugbar ist, daß man sich vermöge eines natürlichen Hanges darin gefällt, diejenigen zu fördern, von denen man den ersten Unterricht empfangen hat, und daß die Eltern immer eine besondere Neigung für diejenigen hegen, welche bei ihren Kindern das besagte Geschäft versehen, so ist es auch wahr, daß man nicht die vollständige Erziehung der Jugend den Jesuiten anvertrauen kann, ohne Gefahr zu laufen, ihnen eine für die Staaten um so verdächtigere Macht zu geben, als alle Aemter und Würden, kraft deren man dieselben beherrscht, zuletzt von ihren Schülern besetzt sein würden, und diejenigen, die in früher Jugend einen Einfluß auf die Gemüther gewonnen haben, ihn zuweilen ihr ganzes Leben lang behaupten."

Ihr habt diese denkwürdigen Worte gehört, von denen man glauben könnte, sie seien erst gestern geschrieben worden, so trefflich passen sie für den gegenwärtigen Fall. Der Schlag ist um so empfindlicher, als Richelieu den Jesuiten günstig ist und sie schonen will. Sein System geht darauf aus, zwischen der Universität und den Jesuiten ein Gleichgewicht zu gründen. Aber um die Frage ganz richtig zu beurtheilen, ermangelte Richelieu bei all seinem umfassenden Genie eines Elements, welches die Gunst der Zeit uns verschafft hat. Wir haben eine zweihundertjährige Erfahrung vor ihm voraus; wir wissen, was die Jesuiten sind; wir wissen, daß die von dem Kardinal angezeigte Theilung unmöglich ist. Als das Univers heuchlerisch wiederholte: „Wir wollen durchaus nicht den Untergang der Universität! wir wollen blos freie Konkurrenz!" so wußte es recht gut, wie lange diese Konkurrenz bestehen könnte zwischen Leuten, die sich nicht mit Intriguen befassen, und Leuten, welche die Frauen, die Greise und die Sterbenden zu ihren Füßen sehen, die mit ihren tausend Mitteln, Vertrauen und Geld zu erschleichen, den Unterricht, ohne das Mindeste zu verlieren, um ein Bedeutendes wohlfeiler ertheilen könnten. Man versuche es einmal, den Meistern des Beichtstuhls an Einfluß gleichkommen zu wollen! Dieser letzte Erwägungsgrund war Richelieu nicht entgangen: „Wenn man," sagt er, „hinzufügt, daß die Verwaltung des Sakraments der Buße dieser Gesellschaft über alle Arten von

Leuten eine zweite Autorität verleiht, die von nicht geringerem Gewichte ist, als die erste; wenn man bedenkt, daß sie kraft dieser zwei Mittel in die geheimsten Bewegungen der Herzen und der Familien dringen, so wird es unmöglich sein, nicht auf den Schluß zu kommen, daß man ihnen das fragliche Geschäft nicht allein überlassen darf." (S. 145.)

Richelieu kam auf die Folgerung, daß man es ihnen nicht allein überlassen dürfe; mit denselben Vordersätzen sind wir nothgedrungener Weise bei dem Schlusse angelangt, daß man es ihnen gar nicht überlassen dürfe, weil sie dabei niemand neben sich dulden können. Und hätte uns auch die Erfahrung nicht dieß gelehrt, so rufen sie es ja selbst laut genug aus. Gott hat zu ihnen gesagt: ite et docete; folglich gehört aller Unterricht den Priestern; der Staat hat ungebührender Weise das Recht der Geistlichkeit an sich gerissen und es der Universität übertragen. — „Die Universität in ihrer religionsschänderischen Frechheit hat das Gebiet des öffentlichen Unterrichts an sich gerissen, und die Geistlichkeit, welcher es kraft des göttlichen Rechtes gehört, gewaltsam davon ausgeschlossen. (Einfacher Blick S. 91).

Wahrhaftig, man kann sich vom Staunen über diese Unklugheit nicht erholen, (um nichts von der Unverschämtheit zu sagen, welche uns im Jahre 1843 die Denkschrift des Herrn von Montlosier zur Erörterung in die Hände liefert). Die Jesuiten können nur durch zahlreiche Bundesgenossen zu ihrem Ziele gelangen. Wen gedenken sie zu gewinnen? Die Leute von aufrichtiger und aufgeklärter Frömmigkeit? Nein, gewiß nicht; deren gibt es zu wenig, und überdieß sind sie nicht thätig genug. Die Dummköpfe und die berechnenden Menschen? Ei welcher Dummkopf ist dumm genug, um bei diesem klaren Scheine nicht zu sehen, und sich noch länger narren zu lassen? Und die berechnenden Menschen, was werden diese von den Jesuiten halten, wenn sie finden, wie sie ihrem alten Rufe so ganz und gar keine Ehre machen, wenn sie sehen, was für plumpe Verstöße sie gegen die Elementargrundsätze der Intrigue begehen? Wer wird also zu ihnen kommen? Wem empfehlen sie sich also und womit?

Doch was thue ich? Ich habe mich allmählich hinreißen lassen, mit dem Herrn Abbé Vedrine im Ernste zu sprechen. Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, es war nicht so böse gemeint. Ihre bezaubernde Vorrede führt mich auf den rechten Weg zurück: das Buch zeigt den deklamirenden Priester; die Vorrede zeigt den Menschen, den treuherzigen Menschen, der uns ohne Umschweife das Geheimniß seines Werkes sagt. Eine in den Diöcesankonferenzen aufgestellte Frage ist der Text seiner kleinen Arbeit geworden, die ursprünglich nicht die Bestimmung hatte, das Tageslicht zu erblicken. — „Habe ich ein Buch machen wollen? Wahrhaftig, ich kann es nicht sagen... Unter allen Thorheiten, von denen das ganze Menschengeschlecht heutzutage heimgesucht ist, gehört der Kitzel zu schreiben nicht zu den am wenigsten verbreiteten. In

unserm glückseligen Jahrhundert der Aufklärung rennt der Geist mit seinen Besitzern davon. Jedermann scheint sich einer anständigen Dosis zu erfreuen: daher diese Menge Schriften, womit die Presse tagtäglich die Gesellschaft wie mit einem Sturmregen überschüttet.

Ein Jeder kann nach Plaisir
Vergeuden Tinte und Papier.

„So habe auch ich, gleich so vielen Andern, der Manie der Zeit geopfert.

„Ich werde mich ohne Leidwesen unter diese Verwegenen stellen, die alle Tage Albernheiten herausgeben, welche noch naß von der Presse weg

„Umkleiden sich zu Zimmt- und Pfeffer-Düten."

Welch eine angenehme Leichtigkeit! Welch ein Ton ausgesuchter Unbekümmertheit! Wer sollte den guten Geschmack dieser unbefangenen Art und Weise nicht bewundern? Ihr dachtet vielleicht, der Herr Abbé würde, indem er einen Blick auf die Schmerzen der Kirche, im Streit mit den Tyrannen der Gewissen und den Lastern des neunzehnten Jahrhunderts, wirft, bewegt sein? Ei, was fällt euch denn ein? Ihr meintet, er habe geschrieben, weil ihn Begeisterung, Gewissen und das Bedürfniß, nützliche Wahrheiten zu verkündigen, mächtig drängten? Nein, nein, nichts weniger als das! Der Herr Abbé macht Schmähschriften, wie die Herren Marquis Ludwigs XV. Angebinde am Chloris zusammenreimten, um, auf der Zehe sich herumschwingend, über ihre eigenen Verse Witze zu reißen. Wenn der Herr Pfarrer von Lupersac versichert, zu beweisen sucht, daß eine heilige Allianz aller Fürsten Europas gegen das Christenthum bestehe, wenn er die Religionsverfolgung des neunzehnten Jahrhunderts mit der aus den Zeiten Tibers, Neros und Julians, des Apostaten, vergleicht, so sind dieß bloße Späße, und er ist vollkommen bereit, das zuzugeben. Diese Voraussagungen einer bevorstehenden, durch dynastische Eheverbindungen herbeigeführten Bartholomäusnacht; diese grausamen Persönlichkeiten, diese Aufforderungen, der Tochter der Freimaurerei, der Universität, zu Leibe zu gehen; nichts als Späße! Diese Thränenströme, dieses klägliche Geschrei, dieses Schmerzensgebrüll, das der Abbé auf den rauchenden Trümmern des Heiligthums ausstößt, — sie sind Späße, sage ich euch, bloße Späße! Ihr sehet doch wohl ein, daß der Herr Pfarrer selbst kein Wort davon glaubt. Man hat ihm in einer Diöcesankonferenz diesen Stoff zu einer Abhandlung aufgegeben: er hat sie verfaßt; man hat die verschiedenen Arbeiten zusammengestellt, die seinige ist als die beste erfunden worden; man hat ihm das Versprechen entrissen, seinen Aufsatz zur größeren Ehre des heiligen Ignatius zu veröffentlichen: er veröffentlicht ihn; er opfert der Manie der Zeit. — „Ich habe eine Broschüre gemacht, sie mag nun gut oder schlecht ausgefallen sein!... So übergebe ich denn diese Seiten der

Beurtheilung des Lesers; im Uebrigen ist es etwas so Geringes!“ — Eine liebenswürdige Bescheidenheit! Liebenswürdig, ja; aber aufrichtig? Der Herr Pfarrer hat sich, das sieht man an seinem Style, mit den Schriften eines hochberühmten Literaten genährt: er kopirt von Herrn Hugo sogar seine Verachtung für die Kritik und die Meinung der Leser: — „Da ich kein sonderliches Gelüste trug, mich drucken zu lassen, so werde ich mich auch nicht sonderlich um die Kritik derjenigen kümmern, die es nicht verschmähen werden, mich zu lesen. —“ Man sieht hieraus, mit welcher tiefen Ueberzeugung der Herr Abbé schreibt. Er ist vollkommen gleichgültig gegen das Ergebniß seiner Broschüre. Mit denselben Gesinnungen hat Bossuet seine Polemik und seine Geschichte der Variationen geschrieben. Man kann sich nichts Galanteres denken. Der Herr Pfarrer ist ein Fechtmeister, eine Art kirchlicher Raufbold; wenn er verunglimpft und verläumdet, so geschieht es, um seiner Hand eine Bewegung zu verschaffen; einen größern Werth legt er nicht darauf. Er ist ein guter Komödiant, und nun steht er auf der Bühne: er gibt seiner Stimme Kraft, er verzerrt sein Gesicht; er ist abwechselnd zärtlich, wüthend, drohend, pathetisch:

Irritat, mulcet, falsis terroribus implet.

Gehet mit ihm in seine Loge zurück, ich will sagen, in seine Sakristei. Er wischt seine Schminke ab, nimmt, indem er seinen Stadtrock wieder anzieht, auch sein lachendes, leutseliges Gesicht wieder an und sagt zu euch: „Nicht wahr, ich habe gut gespielt? Nein, das müßt ihr doch gestehen, ich habe euch in der Illusion erhalten; ich habe euch erschüttert, habe euch Angst eingejagt! Lauter Larifari, meine Lieben; ein Stückchen, das zum Handwerk gehört! Es ist dieß eine Rolle, die man mir bei unserer letzten dramatischen Versammlung, wollte sagen, bei unserer letzten Diöcesankonferenz, angewiesen hat. Man hat sehen wollen, wie ich mich herausbeißen würde. Nicht ganz übel, dächte ich, he, he? Ich glaube, ich habe die Wette gewonnen!“

Im Uebrigen will der Abbé Vedrine nicht, daß man in seiner Schrift eine politische Farbe suche: „Seine Farbe ist die des Kreuzes.“ Welches ist die Farbe des Kreuzes? Dieß geht denn doch ein wenig ins Schwulstige, woran überhaupt die ganze Arbeit leidet; es ist Schade dafür, denn sie verspricht sonst etwas: man entdeckt darin nirgends eine Spur von der Nachahmung Jesu Christi, dagegen blickt allenthalben die Nachahmung des Herrn Viktor Hugo heraus. Es wimmelt von Beiwörtern mit der schönsten Farbenpracht, zugleich aber auch von andern Beiwörtern, deren Gebrauch weniger unschuldig, weniger christlich ist, und bei denen sich der Pfarrer von Lupersac, man muß das anerkennen, nicht auf das Beispiel des Verfassers der Notre-Dame von Paris berufen kann: „Guizot, der Protestant; Laroque, der Deist; Poirson, der schamlose Verläumder der Päbste; Mon-

talivet, der Mensch ohne Glauben; der infame Strauß." Die einen sind ein unsauberes Geschmeiß; die andern sind die Myrmidonen des Atheismus. Als hochbegabter Schriftsteller hat der Pater Vedrine eingesehen, daß die Farbe des Kreuzes vielleicht nicht genügen würde, um solche kleine Licenzen zu rechtfertigen. Er kommt allenfallsigen Einwendungen zuvor: „Wenn meine Worte zuweilen herb und bitter sind, so kommt dieß daher, weil das Uebel, welches sie bezeichnen, groß ist — (Bossuet hatte ein noch größeres zu bezeichnen, und er hat sich nie der Injurien bedient) — und weil ein Priester die Beschimpfungen, welche dem dreimalheiligen Gott, dessen Diener er ist, angethan werden, nicht auf die leichte Schulter nehmen kann, ohne jedoch den Personen gegenüber die evangelische Liebe Jesu Christi aus den Augen zu setzen.

Wirklich eine artige evangelische Liebe und eine höchst sinnreiche Unterscheidung! Der Abbé Vedrine erinnert häufig an die Kopfhänger des Rabelais. Warum deckte sich dieser in Auffindung von Texten so gewandte Abbé hier nicht mit dem Spruche: **Irascimini et nolite peccare?** Was den Umstand betrifft, daß er die Beschimpfungen Gottes rächen will, so hinterläßt Cleante hierüber einige Verse, welche unmittelbar an die Adresse des Pfarrers von Lupersac abgehen:

Warum nur greifet ihr in Gottes Rechte ein?
Den Schuldigen zu strafen, müßt ihr ihm Beistand leihn?
O laßt, ich bitt' euch, laßt doch ihm der Rache Streben,
Bedenkt, er schreibet vor, man soll dem Feind vergeben.
Thun wir nur immer das, was er zu thun uns heißt,
Und jede andre Sorge sei ferne unserm Geist.

Gewiß, dieser Pfarrer von Lupersac ist noch nicht der loyolistische Simson: vielleicht, daß sich der Abbé Carle besser zu diesem Posten eignet.

§ 2.

Ist die Freiheit des Unterrichts eine religiöse und sociale Nothwendigkeit?

Von J. P. Carle, Doktor der Theologie.

Ein Mann von sanfter Art wird hier bei euch erscheinen,
Von Herrn Tartüffe gesandt, um sich mit euch zu einen
In ganz erwünschter Sach'. Ihr müßt erst sehen dann,
Wer dieser Mann wohl sei, und was er wollen kann.

Molière.

Die Lorbeere des Abbé Desgarets und des Abbé Vedrine störten den Schlaf des Abbé Carle; deßhalb hat er die Hand an die Feder, oder die Feder in die Hand gelegt. Wir hoffen, daß dem Herrn Carle, seitdem er diesem großen Bedürfnisse Genüge gethan hat, das Glück wieder zu Theil geworden ist, schlafen zu können.

Es wäre gar zu hart, wenn man glauben müßte, er entbehre einer Wohlthat, zu welcher er allen seinen Lesern so freigebig verhilft.

Die Broschüre des Abbé Carle ist im Grunde blos ein Auszug aus der weitschweifigen Schmähschrift des Abbé Desgarets. Es ist ein Desgarets, worin man sorgfältig die Eigennamen ausgejätet hat, ein Desgarets, welchem seine hervorstehendsten Plumpheiten und Persönlichkeiten ausgeklaubt sind. Gleichwohl hat man einige von ihnen stehen lassen gegen die Herren Michelet, Quinet und, um alles zu sagen, gegen Ihren gehorsamsten Diener; aber sie sind anonym. Jedermann wird wissen, auf wen diese injuriösen und verunglimpfenden Stellen gemünzt sind, und die evangelische Liebe ist doch nicht offenkundig dadurch verletzt. Der Abbé Carle versteht sich auf die Feinheiten des Handwerks: es sind hiefür gute Gründe vorhanden, die wir alsbald sehen wollen.

Sein Werk enthält einundzwanzig Kapitel, eine Vorrede und einen Schluß. Das erste Kapitel handelt von der Freiheit im Allgemeinen; der Verfasser erklärt darin die Inquisition für ein „Mittel zur Freiheit." Dieß ist eine neue Idee. Wohlverstanden, es handelt sich von der religiösen Inquisition und nicht von der politischen Inquisition. Wir müssen das wohl unterscheiden. Der Abbé Carle hat ausdrücklich eine Note gemacht, um dieser Verwechslung vorzubeugen, die seinen Gedanken verderben würde, und das wäre Schade! — „Wenn ich die Inquisition vertheidige, so versteht es sich von selbst, daß ich nicht von den politischen Inquisitionen spreche, wie die unter Philipp II. war." Man sehe, fügt er hinzu, meine Geschichte Savonarolas. Nein, nein, ich will ihm lieber aufs Wort glauben, als dort nachsehen.

Mit diesem richtigen Begriff von der Freiheit verlangt er sogleich die Freiheit des Unterrichts, und sein Syllogismus lautet wie folgt: „Die Presse ist frei; aber ist die Presse nicht ein Lehrstuhl? Warum also dem einen Unterricht die Freiheit geben und sie dem andern verweigern?" (S. 6.) Der Abbé Carle würde große Augen machen, wenn man ihm die in der Schule empfindlichste Beleidigung anthäte, d. h. seinen Vordersatz läugnete und ihm seinen Beweis zurückschöbe: „Nun ist die Presse nicht frei, folglich ist kein Grund vorhanden, den andern Lehrstuhl frei zu geben." Doch das sind scholastische Possen. Gehen wir weiter.

Kapitel 2. Von der Universität. — Der Abbé Carle stellt darin den Satz auf und wiederholt ihn mehreremale im Verlaufe seines Werkchens, daß „der Zweck des Universitätsinstituts immer der gewesen sei, die Wissenschaft progressiren zu machen." Wir möchten den Abbé Carle in Bescheidenheit ermahnen, selbst in der Kenntniß seiner Muttersprache ein wenig zu progressiren. Im Uebrigen sind wir bereit, anzuerkennen, daß er in einem ungewöhnlichen Grade das Talent besitzt, zu sprechen, ohne etwas zu sagen. Wenn er gesprochen hat, so muß man sich besinnen,

was er eigentlich sagen will. Ganze Seiten sind nichts als ein verworrenes Gewäsche, und gerade dieses Kauderwelsch macht er immer zu Ausgangspunkten, zu Vordersätzen für seine Hauptschlüsse. Z. B.: „Man strebt immer mehr darauf hin, sich der äußeren Formen des menschlichen Symbols zu entledigen, welches immer den Korporationen als Element diente.“ (S. 19.) — „Bereits sehen wir die alten Universitäten Italiens, Spaniens, Deutschlands, Englands erschlaffen und erlöschen aus Mangel an dem antiken Geist und einer verhältnißmäßigen Mitte.“ Wäre der Abbé Carle an der Stelle der Sphynx gewesen, wie viele Tragödien wären da für die Nachwelt verloren gegangen! denn er hätte den Oedipus aufgefressen.

Weiterhin berichtet er uns, durch welche Gesetze die Universität gestiftet worden, und in demselben Athem erklärt er die Universität für ungesetzlich. Im folgenden Kapitel erklärt er sie für unterdrückungssüchtig.

Im Uebrigen ist die Universität nicht blos ungesetzlich und unterdrückungssüchtig, sondern auch irreligiös. Dieß zeigt sich am Falle Polens: Ganz natürlich wende ich meine Blicke nach dem Grabe eines großen katholischen Volkes, und da sehe ich einen freiheitsmörderischen Tyrannen, der, um der Nationalität Polens, welche wesentlich mit seinem Katholizismus verbunden ist, ein Ende zu machen, ihm seinen Unterricht genommen hat, um ihn in die Mitte seines Reichs der Gewaltthat zu verpflanzen.“ — „Die Universität sucht sich nicht zu entschuldigen wegen ihrer Ungesetzlichkeit und ihrer materiellen Unterdrückung, weil sie irreligiös ist!“ Wahrhaftig dieses Kauderwelsch könnte ein Brechmittel ersetzen. Doch der Styl will nichts sagen, man muß auf die Gedanken sehen. Es lese einer die folgende Stelle und sage mir dann, ob in irgend einer Sprache, in irgend einer Zeit etwas Alberneres und lächerlicher Leidenschaftliches geschrieben worden ist. Es handelt sich um den Religionslehrer des Collége, diesen Religionslehrer, dessen Herr von Bonald und Herr von Chalons sich bedienen wollen, um die Collegien mit dem Interdikt zu belegen:

„Aus Galanterie erlaubt man ihm Sonntags einige Augenblicke zu sprechen, aber unter der Bedingung, daß die Zöglinge mit dem Fuße stampfen, daß die Lehrer sich unruhig auf ihrem Sitze hin- und herbewegen, gähnen, sichtbarlich sich langweilen. Es gibt Universitätsinstitute, wo der ganze öffentliche Gottesdienst sich auf eine stille Messe am Sonntag beschränkt, mit der Erlaubniß für den Priester, alle Monate zehn Minuten zu predigen. Während dieser ganz kurzen Zeit lächeln die Professoren einander an und lesen recht absichtlich vor den Schülern die theologischen Werke Voltaire's, denke ich, oder George Sand's.“ (S. 48.)

Es scheint sehr schwer, den fanatischen Haß und, man verzeihe mir den Aus-

druck, die Dummheit weiter zu treiben. Welches sind denn diese Institute, wo man die Predigt des Religionslehrers nur unter der Bedingung gestattet, daß die Zöglinge während derselben mit den Füßen stampfen? Wo hat der Abbé Carle die Professoren während der Predigt die theologischen Werke Voltaire's oder die von George Sand lesen sehen, welche letztere gar keine theologische Werke geschrieben hat? Ei wie! Um die Universität zu belagern, sind die Jesuiten genöthigt, solche Waffen zu schmieden, und der Abbé Carle ist der Achilles der Gesellschaft!

Er erweist uns die Ehre, auch uns zu verläumden. Wir müssen uns für diese Beweise von Wohlwollen erkenntlich zeigen, und deßhalb hoffen wir, daß der Leser uns verzeihen wird, wenn wir ihn einen Augenblick mit uns selbst beschäftigen. Es ist dieß ein Fall der Nothwehr gegen Uebermacht.

Zuvörderst den Text des Abbé Carle:

— „Der Sinn ihres reinsten Liberalismus läßt sich in folgende wilde Worte eines Organs der sich demokratisch nennenden Presse zusammenfassen, weil er ein grausamer ist: Für die Katholiken, d. h. für die unermeßliche Mehrheit der Franzosen, die **Ausschließung.**" (S. 27)

Wenn man auch annehmen will, daß ein Mensch blödsinnig genug ist, das zu denken, was Herr Carle uns sagen läßt, so ist es doch schwer zu glauben, daß dieser Mensch die Albernheit soweit treiben kann, es zu schreiben; noch schwerer, daß sich ein Journal findet, welches im Stande ist zu drucken, man müsse die unermeßliche Mehrheit der Franzosen von Frankreich ausschließen. Dieß ist hirnverrückt; aber wie! der Herr Abbé Carle hat Gänsefüße gesetzt, folglich läßt sich nicht daran zweifeln, daß er buchstäblich zitirt. Wie kann man's überdieß wagen, einen so verehrungswürdigen Geistlichen der Lüge zu verdächtigen; einen Jesuiten! Ei, ei!

Man sehe indeß in den Text des National. In einem Artikel vom Monat Mai 1843 über die von dem Kanonikus Desgarets unterzeichnete und das Universitätsmonopol betitelte Schmähschrift der Jesuiten heißt es:

— „Diese Leute, die sich mit solchem Gelärme hervordrängen, sind immer noch verbannt durch ein Gesetz, das niemals widerrufen worden ist. Was verlangt ihr? die Freiheit? Man ist euch nichts schuldig, als die Hinaustreibung aus dem Lande: dieß ist alles, was ihr kraft des Gesetzes ansprechen könnet; denn die Jesuiten u. s. w."

Ueber den Sinn dieser Worte war es unmöglich sich zu täuschen; die Katholiken Frankreichs sind, meines Wissens, niemals von einem Verbannungsurtheile betroffen worden. Ueberdieß sind vor und nach dieser Stelle die Jesuiten ausdrücklich genannt. Wenn also der Abbé Carle Worte, die der National niemals geschrieben hat, dem National in den Mund legt und zitirt, so haben wir das Recht, zu ihm zu sagen und sagen es auch: Sie sind ein Betrüger, Herr Abbé.

Im Uebrigen befinden sich Ihresgleichen immer in dem verdrießlichen äußersten Falle, uns nur unter der Bedingung verunglimpfen zu können, daß Sie uns zuvor verläumden, und zwar in welch einem Ton und in welch einem Styl!

Jedermann hat in der Revue des Deux-Mondes zwei Briefe von Herrn Libri über die Jesuiten gelesen. Man höre, wie der fromme Abbé Carle sich darüber ausspricht: „Woher kommt denn dem Episkopat dieser Eselsfußtritt? Warum hat es dieses unflätbige und tölpelhafte Wort auf den alten Glanz fallen lassen." Später kommt dann der Abbé Carle abermals auf diese zwei Briefe, und erlaubt sich gegen die Bischöfe selbst eine Bemerkung, welche sie der Käuflichkeit zeiht: „Was hat sich denn bei ihrer Ernennung ereignet, daß sie ihre Bischofsstimmen nicht erhoben haben gegen diese hochmüthige Revue des Deux-Mondes, das Organ der Regierung, von welcher sie gemacht worden sind, worin ein eckelhafter Schriftsteller im Namen der öffentlichen Moral verlangte, die Universität solle beauftragt werden, sie in den Seminaren zu überwachen, wie wenn die Bischöfe hiezu unfähig gewesen wären?"

Und der Abbé Carle ruft in seiner Vorrede: „Ich hasse Niemand, und Gott ist mein Zeuge, daß ich mich gerne für das allgemeine Wohl opfern würde." Welche Gluth der evangelischen Liebe! O, Priester des Evangeliums, wenn Sie sich, ohne zu hassen, also ausdrücken, in welchen Worten würden Sie denn von denen sprechen, die Ihr Haß wirklich träfe?

Es ist von Interesse, die Ansicht des Herrn Carle über die Fähigkeit der Bischöfe in Betreff der Bewachung der Seminare zu vernehmen: „Man kann ohne Furcht, Lügen gestraft zu werden, versichern, daß der theologische Unterricht in Frankreich so viel als Null ist." (S. 177.) — „Die so gelehrte Theologie wird unnütz; sie ist sogar gefährlich." (S. 178.) — „Die schlecht gelehrte Theologie ist das wirksamste Mittel, um den Glauben zu zerstören und über den Haufen zu werfen." (S. 180.) Entweder begreifen die Bischöfe das Böse nicht, das sie thun lassen, und dann sind sie unfähig; oder aber sie begreifen es, und dann sind sie Mitschuldige, vielleicht in Folge dessen, was bei ihrer Ernennung vor sich gegangen ist. In allen Fällen sind es, nach der Versicherung des Abbé Carle selbst, die Bischöfe, die am wirksamsten auf den Umsturz des Glaubens hinarbeiten.

Aber kann man ernstlich einem armen Menschen böse sein wollen, der den Kopf verliert, der nicht weiß, wohin er geht, noch wohin er will, so daß er, nachdem er förmlich einen Satz aufgestellt hat, gleich auf der nächsten Seite mit einer geradezu entgegengesetzten Behauptung kommt? Ein Beispiel:

„Ich behaupte nicht, daß alle Mitglieder der Universität irreligiös, oder in Be-

ziehung auf die katholischen Dogmen gänzliche Ignoranten sind. Wenn dem so wäre, so würde sie bereits nicht mehr bestehen, denn u. s. w." (S. 34.)

— „Die Professoren der Wissenschaften (bei der Universität) erklären, sanktioniren die heidnischen Lehren... Bei allen waltet eine tiefe Unkenntniß der nothwendigsten Anfangsgründe der Religion vor, bei einigen ein wilder Haß!" (S. 49.)

An der ganzen Sache ist nichts Wildes, als der verunglimpfungssüchtige Fanatismus des Abbé Carle.

Es hatte Jemand ebenso richtig, als mit einem glücklich gewählten Ausdruck in der Kammer gesagt: Die Universität ist der lehrende Staat. Der Abbé Carle antwortet: „Es läuft wider die Vernunft, daß der Staat lehren kann." Um aufrichtig zu sein, Herr Abbé, hätten Sie sagen müssen: Es läuft wider meine, oder wider unsere Vernunft, daß der Staat lehren kann.

In dem Kapitel, daß die Universität die Jugend entsittliche, fragt der Abbé Carle, ob „diese unfläthigen Worte, diese beinahe sämmtlich weltlichen Lehrer, diese verderblichen Bücher, die überall in den Collegien zirkuliren, diese liederlichen Schauspiele, wohin die Universität ihre Zöglinge in Masse führt, die Reinheit der Jugend nicht trüben werden." Noch einmal, es sind dieß lauter Blumen, die im Garten der Einbildungskraft des Herrn Abbé Carle aufgeblüht sind. Ich will, sagt er, den Schleier nicht lüften, welcher die unsaubern Geheimnisse im Schooße der Universität bedeckt. Und wenn Jemand sichs beigehen ließe ihm zu antworten: Ich für meine Person will den Schleier nicht lüften, welcher die unsaubern Geheimnisse der Seminare bedeckt, was würde das beweisen? Würde es beweisen, daß es in der Universität oder in den Seminaren unsaubere Geheimnisse gebe? Mit nichten. Quod gratis asseritur, gratis negatur; auf eine willkürliche Behauptung gebührt sich ein willkürliches Nein. Die von dem Herrn Abbé so artig gebrauchte Wendung ist, was man im Collége eine Uebergehung oder auf lateinisch prælerilio, prætermissio nennt, eine rhetorische Blume. Schmücken Sie damit das Knopfloch Ihres Chorrockes, Herr Abbé.

Welcher Art ist der Universitätsunterricht? Der Abbé Carle stellt sich diese Frage, und er antwortet sich: Unfruchtbarer Art. — „Man frage die Universität, welche Originalgenies sie seit ihrem dreißigjährigen Unterricht hervorgebracht habe. Gehören etwa Chateaubriand, Lamennais, Beranger, Lamartine ihr an?" (S. 89.) Allerdings! Wenn die Universität den Verfasser des Gottes der guten Leute, der Missionäre, des lieben Gottes am Fenster, des Marquis von Carabas, den Sänger Lisettens, der Liebe und des guten Weines hervorgebracht hätte, ja, dann wäre die Sache ganz anders! Der Abbé Carle wäre entwaffnet;

er würde der Universität auf der Stelle verzeihen, es würde sie nicht mehr ungesetzlich, nicht mehr unterdrückungssüchtig, nicht mehr irreligiös finden. Hätte sie Frankreich und der Kirche nur auch Herrn von Lamennais gegeben! Denn man glaubt gar nicht, wie hoch der Abbé Carle den Herrn von Lamennais schätzt. Man sehe nur die Anmerkung auf Seite 179: „Ein Sulpicianer, der sich unter dem Schleier der Anonymität verbirgt, hat sich nicht entblödet, mich des Lamennaisianismus zu beschuldigen!“ Nun das muß einmal ein sehr unverschämter Sulpicianer und zugleich ein sehr konsequenter Logiker sein.

Wir sind erst am zwölften Kapitel, und auf einmal ändert der Abbé Carle sein Thema. Er geht auf die Kirche und die Geistlichkeit über, und beschäftigt sich in den neun folgenden Kapiteln mit nichts anderm mehr.

Ihr habt geglaubt, alles Uebel in Frankreich komme von der Universität? Der Abbé hat es euch zur Genüge dargethan; jetzt wird er euch das Gegentheil darthun: „Die Unterdrückung der Universität *) kommt von einer Knechtung her, welche höhern Orts ausgeübt wird; ich will von der Kirche sprechen.“ (S. 105.) — „Ich glaube es allen Ernstes: das größte Uebel keimt nicht in der Universität, als in seiner Ursache; die Wunde unsers Frankreichs ist diejenige, welche von dem Monopol der Seminare erzeugt wird **). (S. 181.) „Die Direktoren der Seminare haben im Allgemeinen weder Erfahrung, noch wissenschaftliche Bildung.“ (Ebend.) Man höre einmal diese Geständnisse, deren Einregistrirung ein wahrer Genuß ist: — „Diese Erziehungsweise, was hat sie hervorgebracht? Seit die Seminare bestehen, haben sie nicht einen einzigen Gelehrten, nicht einen einzigen Heiligen gebildet!“ (Der Abbé Carle ist es, der dieß unterstreicht.) (S. 182.) Wie es scheint, ist der kirchliche Unterricht nicht ergiebiger, als der Universitätsunterricht. Kommt sofort ein langer, derber Ausfall gegen Saint-Sulpice, dessen Geist alle andern Seminare inspirirt, und wo die Professoren kein Talent haben, keine der Bedingungen erfüllen, welche zu einem nützlichen und fruchtbringenden Unterrichte erforderlich sind. Deßhalb inspirirt die heilige Theologie, welche der Abbé Carle mit wahrer Liebe liebt, die Literatur nicht mehr, und löst nicht mehr die schwierigen Fragen des Socialismus. (S. 185.)

Wir werden dem Abbé Carle nicht in das neue Labyrinth folgen, worein er sich vertieft. Er behandelt die Geistlichkeit, wie wir es in den Artikeln, worin wir denselben Gegenstand berührten, niemals zu thun gewagt hätten. „Heutzutage sollte

---

*) Er will sagen, die Unterdrückung, welche von der Universität ausgeübt wird.

**) Man weiß nicht, was das Monopol der Seminare ist, wenn dieß nicht anders eine gegen Saint-Sulpice, oder gegen das Episkopat von Frankreich, die unumschränkten Gebieter der Seminare, gerichtete Klage sein soll.

man glauben, das Priesterthum sei im Werthe gänzlich gesunken, und man schlage es an den **Wenigstbietenden** los; — daher kommt es häufig, daß die Stellen vorzugsweise den Unterwürfigsten, ich sollte sagen den ärgsten Heuchlern, den ehrlosen Angebern übertragen werden." (S. 169.) Er erhebt sich gegen „den Materialismus der geistlichen Verwaltung, das sicherste Zeichen für den Untergang des religiösen Geistes in Frankreich." Dieß ist betrübend, aber man sieht wenigstens, daß die Universität weder allein, noch am meisten an dem vielfachen Unglück der Religion schuld ist.

Das Kapitel von den religiösen Orden ist dem Lobe der Jesuiten gewidmet. Man erfährt darin offiziell, was man aus dem Bisherigen deutlich genug hat ersehen können, daß der Abbé Carle ein Jesuit ist: „Wir Ultramontanisten", sagt er, „wir werden das Gutheißen der Regierung niemals für nothwendig halten, um die Bullen des Pabstes bei uns in Ausführung zu bringen." (S. 197.) Und er beginnt seine Vorrede mit dem Ausrufe: „Ich bin Franzose!..." Es ist gut, daß er uns das sagt, denn man hätte es nicht gemerkt. Er ist Franzose und Ultramontanist zugleich. Dieser Widerspruch gehört zu den geringsten unter den vielen, wovon es in der Broschüre des Abbé Carle wimmelt.

Er sagt ferner: „Die Moral der Jesuiten kann in der Praxis wahr sein, in der Spekulation würde sie gefährlich werden." (S. 198.) Somit sind alle Laster und Verbrechen, die aus dem Probabilismus hervorgehen, und andere in den Provinzialbriefen gegeißelten Grundsätze, Lüge, Diebstahl, Ehebruch, Mord u. s. w. in der Praxis entschuldbar; die Gefahr liegt blos in der Theorie, in der Spekulation.

Und auf einmal: — „Man muß folglich den Einfluß, welchen die Jesuiten auf den doppelten Unterricht der Theologie in Frankreich ausüben, als ein Unglück betrachten." Wer hätte diese Schlußfolgerung erwartet? Die Logik des Abbé Carle macht keine andere.

Er ist, wie man gesehen hat, sehr unzufrieden mit der Universität, noch unzufriedener mit der Geistlichkeit; unzufrieden mit den Collegien und mit den Seminaren; mit dem Staate, „welcher zur Uebertretung der Ruhe des heiligen Sonntags das Beispiel gibt!" mit den Professoren; den Bischöfen, den Journalen, den Jesuiten, mit allem und mit allen. Wohin er seine Blicke richtet, sieht er nichts als Unwissenheit, Irreligion, Unsittlichkeit, und um seine Gedanken zusammenzufassen, spricht er sich in dem Kapitel, welches den Titel Schluß führt und, Gott sei Dank! wirklich das letzte ist, also aus:

„Wir glauben mit einem der heiligsten Männer unserer Zeit gerne, daß die Welt niemals weniger schlecht gewesen, als heute, und daß die Kirche zu keiner Zeit so viele Tugenden gezählt hat." (S. 200.) — Ei, ei, Herr Abbé, zum

Teufel, was verlangen Sie denn noch weiter? Was wollen Sie reformiren? Kennen Sie den alten Refrain nicht: laßt mit dem Guten uns zufrieden sein? Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich einem großen Theologen, wie Sie sind, weltliche Lieder entgegenhalte, aber es geschieht deßwegen, weil dieses Lied mehr gesunden Verstand und Logik enthält, als Ihre ganze Broschüre. Wozu der bittere Ausfall gegen Saint-Sulpice, seinen verderblichen Einfluß und die gänzliche Nichtswürdigkeit seines Unterrichts, wenn Sie mit einem Lobe dieser Anstalten schließen wollten? Sie beklagen sich, die Kirche ohne Unterstützung in der Presse zu sehen, und bedrohen unmittelbar darauf mit der Entrüstung der Kirche diejenigen, die sichs beigehen lassen, sie zu vertheidigen, ohne dazu beauftragt zu sein: — „Hauptsächlich mißtraue man diesen Neukatholiken, jungen Mißgeburten der Literatur, die zu ihrem Zeitvertreib den Katholicismus vertheidigen, und die man fast immer den Lohn für ihre Arbeiten in einer guten Heirath suchen sieht." (S. 203.) Diese Bemerkung gilt Ihren Mitbrüdern, den Jesuiten. Mißtrauen wir ihnen und ihren jungen Mißgeburten; etwas anderes predige ich auch nicht. Hier sind wir endlich vollkommen einig.

Aus Furcht, uns von Neuem zu veruneinigen, will ich die Blicke nicht mehr auf Ihre einundzwanzig Kapitel werfen; nur von der Vorrede will ich noch ein einziges Wörtchen sagen, und zwar um Sie wegen eines Punktes zu beglückwünschen, und wegen eines andern Ihnen Genüge zu thun.

„Ich habe", sagen Sie ein wenig pompös, „ich habe die Unabhängigkeit meines Gedankens und meines Wortes erobert." Ich frage Sie nicht, wem Sie diese glänzende Eroberung streitig machen mußten: es genügt, daß Sie darüber entzückt sind. Dieß zeugt für Ihre Weisheit. Der Weise begnügt sich mit Wenigem.

„Warum sollte ich unter solchen Umständen, selbst ohne Talent, nicht auch sprechen." — Warum? Dafür könnte man Ihnen hundert vortreffliche Gründe angeben. Ich beschränke mich auf einen einzigen und entlehne ihn vom König Salomon, der, wie Sie wissen, ein großer Gelehrter war. Es ist der Grund, daß mit oder ohne Talent **silere utile est.** (Prov. 17, 26.) Hätten Sie in dieser nützlichen Wissenschaft ein wenig mehr progressirt, so hätten Sie Ihre Broschüre und mit demselben Schlag auch mein Kapitel ungemacht gelassen; es wäre dieß für die ganze Welt ein offenkundiger Vortheil gewesen.

Aber warum ich mich mit dem Abbé Carle beschäftigt habe? Weil der Abbé Carle zu den Kraftgenies und den besten Federn seiner Partei gehört.

Fünftes Kapitel.

Bis zur Schwäche getriebene Duldsamkeit der Regierung.

§ 1.

Solcher Plumpheit, solchen giftigen Verläumdungen gegenüber schwieg die Universität. Sie war geduldig, weil sie sich stark fühlte. Sie schwieg nach dem Beispiel ihres obersten Vorgesetzten, der allein vielleicht nicht das Recht gehabt hätte, zu schweigen. Der Herr Minister des öffentlichen Unterrichts ließ an die Bischöfe höfliche Kreisschreiben ergehen; das Univers sagte es selbst mit einem etwas spöttischen Tone. Man kennt die argwöhnische Empfindlichkeit und die hochmüthigen Ansprüche des Univers; und wenn es diese Kreisschreiben höflich findet, so ist fast zu vermuthen, daß sie noch etwas mehr waren. Woran mangelte es dem Herrn Minister, daß er nicht in einer Weise schrieb, die das Univers weniger und die Universität mehr befriedigt haben würde? An Gründen gewiß nicht, und ohne Zweifel auch nicht an gutem Willen; aber jenes Etwas, das man mit dem Namen Klugheit schmückt, ein vorherrschendes Gefühl der Aengstlichkeit verschloß ihm den Mund; auch rief ein Journal, als es auf der einen Seite so viele Beschimpfungen, auf der andern so viel Geduld erblickte, mit Recht: Die Heiligen sind in der Universität!

Inzwischen kannten die Heiligen der Jesuitenpartei, kühn gemacht durch eine Straflosigkeit, auf welche sie im Anfang des Streites niemals zu rechnen gewagt hätten, keine Schranken mehr. Denn sie blieben nicht blos ungestraft, sondern man arbeitete sogar, fern von den Blicken des Publikums, im Geheimen daran, sie zu beschwichtigen, zu gewinnen. Die Begierde nach gleichen Erfolgen, wie der Herr Bischof von Chartres gewonnen, hatte ein ganzes Dutzend Prälaten an ihre Schreibpulte getrieben. In Langres, in Chalons, in Perigueux, in Perpignan, in Lyon hatten sich die Bischöfe ans Geschäft gemacht, über die Freiheit des Unterrichts und die Gräuel der Universität zu schmieren. Jeder von ihnen sprach beständig im Namen der Familienväter und im Namen von dreißig Millionen Franzosen. Die dreißig Millionen Franzosen und die klagenden Familienväter waren an einem schönen Vormittag unter der Feder des Herrn von Chartres hervorgewachsen; auch trug er sie beständig auf der Spitze dieser Feder, um sie nie aus dem Auge zu verlieren. Aber was keiner jemals zeigte, weder der Herr von Chartres, noch die andern, ist das von den obenbesagten Familienvätern und dreißig Millionen unterzeichnete Mandat. In der That zeigte es der Minister des öffentlichen Unterrichts ebensowenig; aber er brachte ein Aequivalent zum Vorschein, indem er mit unan-

greifbaren Urkunden bewies, daß seit einem Jahre und trotz der schwarzen Verunglimpfungen der Geistlichkeit die Anzahl der Zöglinge in den Staatscollegien gegen die vorhergehenden Jahre um achthundert Köpfe zugenommen hatte. Die Wuth der Belagerer wuchs mit der Ruhe der Belagerten. Vergebens theilte man unter die Bischöfe erweichende Ehrenkreuze, lindernde Täfelchen, schmerzstillende Kreisschreiben von Herrn Martin, und sogar Geld aus, vergebens machte man ihnen alle Zugeständnisse, bewilligte ihnen alle möglichen Vergünstigungen *), unterhandelte mit Rom wegen Wiederherstellung der Großalmosenierswürde, Nichts wirkte; alle niederschlagenden Mittel schienen sich in Stimulanzen zu verwandeln. Die Geistlichkeit nahm alles an, verlangte noch mehr, und ließ nichts an ihren Forderungen nach. Kurz und gut, der einzige Vortheil, welchen die Regierung aus ihrer Diplomatie zog, bestand darin, daß sie von denjenigen, die sie zu entwaffnen geglaubt hatte, noch gehöhnt wurde.

Das offizielle Organ der Partei, das Univers, verdoppelte seine Anschuldigungen gegen die Universität mit der ausgelassenen Derbheit eines vorausgenossenen Triumphes: „Die Universität freut sich, wir wissen das recht gut, ganz und gar nicht über die Polemik, in welche wir sie verwickelt, und bei der sie ein so großes Gelärme aufgeschlagen hat. Man hat bei dieser Gelegenheit drei Dinge gesehen, die zu verbergen in ihrem Interesse lag: ihren Gedanken, ihre Gewalt, ihre Schwäche. Ihren Gedanken, welcher der katholischen Religion von Grund aus feindselig ist, feindselig bis zur unfläthigsten Verläumdung in dem Journal, das sich vorzugsweise zum Organ der Universität hergibt (den Debats), bis zum Wahnwitz feindselig in den Vorlesungen der Herren Michelet und Quinet, bis zur rohesten Leidenschaftlichkeit feindselig im National, bis zur Albernheit feindselig im Constitutionnel. Ihre Gewalt, welche ihr den Staat, die Presse, die Kammern knechtete; welche ihr erlaubt, die Religion anzugreifen, wo, wann, wie es ihr gefällt: heute auf dem Gebiet der Geschichte, morgen auf dem der Literatur, übermorgen auf dem der Staatswissenschaft; offen in den Fakultäten durch die Beredtsamkeit der vornehmen Herren Professoren; bei verschlossenen Thüren in den Collegien durch die Ungezogenheit der Vorsteher; brutal in den Dörfern durch die Unwissenheit der Schulmeister."

Herr Cousin, dessen Lehren unglücklicher Weise die Veranlassung zu all diesem

---

*) Eine große Anzahl Klöster, namentlich das der Kongregation des heiligen Herzens, genießt eine ungesetzliche Steuerfreiheit. (Siehe Journal de la liberté religieuse Bd. II. Nr. 7) Die Journale habens erzählt, unter welcher Bedingung Herr von Bonald, der sich jedesmal auf einer hirtenamtlichen Reise befand, so oft ein Prinz (seit 1830) durch Lyon kam, dieses Jahr sich herbeigelassen hat, sich auf dem Wege des Herzogs von Nemours einzufinden.

Getobe gewesen, glaubte Wunder was zu thun, indem er eine Menge Beweise von Christlichkeit und Unterwürfigkeit gab, und das Recht der freien Forschung aufopferte, ohne welches die Philosophie aufhört zu bestehen. Er ging sogar so weit, sich vor der Pairskammer dafür zu verbürgen, daß zur Stunde, wo er sprach, kein Professor auf irgend einem philosophischen Katheder ein Wort vernehmen lasse, das nicht orthodox katholisch wäre. Das Univers wußte auch diese Versicherung gegen die Universität zu kehren:

„Wir hatten sie der Gottlosigkeit angeklagt, sie hat sich gegen diesen Vorwurf vertheidigen wollen, aber durch ihr Gerede nur hundertmal unsere Behauptungen bekräftigt. Vergebens haben sich die Herren Cousin und Villemain mit Mißbrauchung der hohen Stellungen, welche sie einnehmen, für ihre Orthodoxie verbürgt und uns als Verläumder behandelt... Man hat deutlich genug gesehen, was von diesem Universitätsglauben zu halten ist, der sich im Namen des Staats durch die Stimme des Herrn Quinet für protestantisch, jüdisch, manichäisch, pantheistisch, für alles, nur nicht für katholisch, erklärt hat, während er sich durch das Organ des Herrn Michelet den Träumereien eines gewissen von der Quintessenz aller Ketzereien durchdrungenen Illuminismus hingab. Herr Cousin hat nach seinen Eiden in der Pairskammer, Herr Villemain nach seinen Versprechungen in der Deputirtenkammer geschwiegen; das Journal des Debats liegt in einer Art Erstarrung da, und verdaut das Kompendium, wovon mehr als ein Artikel ihm weit oben im Schlunde stecken geblieben ist; Herr Michelet ist so eben nach einem Fieberanfall im Gewölke seiner letzten Vorlesung verschwunden; Herr Quinet bereitet sich vor, eine neue Melodie zum Baßfagot zu singen; das Andenken des Herrn Libri beginnt sich in der Nacht der Zeiten zu verlieren. Wir könnten vielleicht, ohne uns zu viel einzubilden, sagen, daß man einen Waffenstillstand von uns verlangt und daß man uns nöthigen Falls den Frieden anbieten würde." (7. Juni 1843.)

Bisher hatte man sich mit Beschimpfungen begnügt; man hatte sie bis auf den höchsten Grad getrieben, es war unmöglich weiter zu gehen; jetzt fing man an, Drohungen hinzuzufügen. Die unglaubliche Schwäche der Regierung ermächtigte zu allem und war weit günstiger, als eine erklärte, aber kluge und umsichtige Sympathie gewesen wäre. Von diesem Augenblick an sprechen die Jesuiten als Herren, und als Herren, die entschlossen sind, die Geißel der Züchtigung zu schwingen:

„Wir werden weder Frieden, noch Waffenstillstand bewilligen; fürs erste haben wir mit einigen dieser Universitätsherren gewisse Rechnungen abzumachen.... fürs zweite besitzen wir im Hinterhalt eine gute Anzahl unveröffentlichter Texte, welche wir denjenigen entgegenhalten müssen, die sich nicht scheuen, uns als Verläumder zu behandeln, wenn wir, den Mund und die Hände voll von Wahrheiten, das Monopol wegen seiner Ungesetzlichkeit, seiner Tyrannei und seiner Gott-

losigkeit demüthigen. Zum dritten muß dieß, wir sind hiezu entschlossen, eine Streitsache, und zwar eine große Streitsache werden... Lieber den Kampf, als das Gefängniß! Wenn wir einmal besiegt sein werden, dann wird es uns anstehen, Geduld zu zeigen. Aber die Universität mag uns, von Wunden erschöpft, mitten auf dem Schlachtfelde knebeln, nicht aber in dem ehrlosen Schlafe Simsons, den Kopf auf dem Schooße dieser alten Hure, die jederzeit nur zu Gunsten ihrer Philister ihr Gewerbe treiben, lächeln und sich schminken wird." (7. Juni 1843.)

Wir sind zufrieden, fügte dasselbe Journal hinzu, mit dem Boden, den wir gewonnen haben. — Ich glaube das, sonst wäre auch gar nicht mit euch auszukommen! Sofort erklärt es, daß die Regierung keine andere Wahl mehr habe, als sich den Jesuiten zu unterwerfen oder sie zu vertreiben, und schließt dann mit den Worten: „Sie kann von heute an nachdenken über die zwei Mittel, welche man ihr vorschlägt, und wenn es ihr zu viel Mühe macht, herauszufinden, welches das gerechtere sein wird, so kann sie ja in Ueberlegung ziehen, welches das leichtere sein dürfte."

Ganz das Lafontaine'sche:

„Gern zieh' ich aus, wenn ihr mich könnt vertreiben,
Seht meine Jungen an, gewiß ihr laßt es bleiben!"

Es gibt vielleicht in der ganzen Geschichte kein einziges Beispiel von einer solch trotzigen und übermüthigen Herausforderung. Wir haben, um sie uns auf den Hals zu laden, die Julirevolution machen müssen. Auch ist sie ausdrücklich deßwegen gemacht worden.

Die Regierung antwortete abermals mit einer ehrerbietigen Vertheilung von Ehrenkreuzen. Sie waren in Wahrheit nicht verdient worden; denn wenn man auch zugeben will, daß Muth dazu gehört hätte, diesen Krieg anzufangen, so war doch zur Fortsetzung desselben, nachdem er einmal so weit gediehen war, und mit Bundesgenossen, wie die Herren Guizot und Martin, keiner mehr erforderlich. Ein einziger Zug kann beurtheilen lassen, ob das Kabinet Mitschuldiger der Jesuitenpartei genannt zu werden verdient: seit langer Zeit wurden die heftigsten Artikel des Univers notorisch auf dem Bureaux des Ministeriums des Innern abgefaßt.

Auch betrachtet das Univers seine Sache als gewonnen und die Universität als zu seinen Füßen niedergeworfen. Dieses Journal, das zwei Jahre hindurch behauptet hatte, es verlange bloß die freie Konkurrenz und nicht die Vernichtung der Universität, wirft heute alle Verstellung als fortan unnöthig ab, und ruft mit der Trunkenheit des Triumphes:

„Die Universität ist gottlos, und deßhalb betrachten wir mit

Freuden das Schauspiel, das sie uns in dieser Stunde darbietet. Wir haben es lange Zeit erwartet, wir haben es mit allen unsern Anstrengungen hervorgerufen, wir sind zufrieden." (14. Mai 1843.)

Und was ist die Antwort der Universität auf so viele Beschimpfungen, auf solch gehässige Herausforderungen? fortwährend dasselbe tiefe Stillschweigen. Die Wuth des Univers scheint sich dadurch zu vermehren; wenn man es liest, sollte man sagen, die Geistlichkeit habe mit erstaunlichen Widerstandskräften zu kämpfen und müsse sich von Seiten der Universität alle die Rohheiten gefallen lassen, welchen die Universität von Seiten der Jesuiten ausgesetzt ist. Das Univers erklärte sich auf einmal zufrieden; gegenwärtig befindet es sich nicht mehr in dieser Laune. Und doch haben seine Freunde blos neue Gunstbezeugungen erhalten; dieß gilt ihm gleichviel, es ist wüthend. Seine Drohungen nehmen einen lyrischen Charakter und Styl an:

„Die ersten Hirten werden die Angelegenheit der Kirche als Kirchenfürsten behandeln; sie werden die Ungerechtigkeit in ein solches Licht ziehen, daß unter den ehrlichen Leuten nur ein Schrei gegen die Unterdrücker des katholischen Gewissens ausbrechen wird. Welcher Art auch das gotteslästerliche Gebrülle sein mag, das auf diesen Donnerschlag antwortet, wir rufen mit der ganzen Kraft unsers Glaubens an Gott und an die gute Gesinnung Frankreichs den Tag herbei, an welchem es ertönen wird." (12. Januar 1844) *).

Wer hat gebrüllt, wer hat bis jetzt Gott gelästert? Das Univers wird wohl das Echo seiner eigenen Worte für die Stimme der Universität genommen haben. Im Schoße des Collége de France, nirgends anders, haben zwei Professoren die unerhörte Verwegenheit gehabt, sich gegen die anmaßenden Schützlinge des Herrn Martin zu vertheidigen. Zwei für die ganze Universität, zwei, nicht mehr.

Die Herren Michelet und Quinet übernahmen die Rolle, an welcher die Regierung zum Deserteur geworden.

---

*) In dieser selben Nummer findet sich ein donnernder, drei Spalten langer Artikel gegen den Maire von Sens, Herr Parent, der sich, um Mißbräuche, von denen man im ganzen Publikum sprach, zu untersuchen, die Thüren des Klosters zum guten Hirten von Amtswegen öffnen ließ. Der heilige Journalist ereifert sich gegen den unehrerbietigen Beamten bis zur Aeußerung: man hätte ihn zum Fenster hinauswerfen sollen. — „Zwei Tage nach dieser Untersuchung, die man gesetzlich dadurch hätte abkürzen können, daß man Herrn Parent zum Fenster hinausgeworfen hätte u. s. w." Man muß hoffen, daß der Rath nicht verloren geht und bei der nächsten Gelegenheit befolgt wird. Inzwischen setze man einmal den Fall, derselbe wäre von einem Oppositionsblatte ertheilt worden, hätte ihn dann wohl die Regierung ungeahndet hingehen lassen? Man merke sich noch das Wort gesetzlich; die Jesuiten berufen sich immer auf die Gesetzlichkeit.

Aber die Jesuiten waren nicht die Männer, zu dulden, daß man ihnen zu antworten, und anders als mit tiefer Ehrfurcht von ihnen zu sprechen wagte. Von der Brutalität in Worten wollten sie zur Brutalität in Handlungen übergehen. Sie begaben sich in Masse nach dem Collége de France, um durch materielle Gewalt das Recht der Erörterung zu ersticken, das jedermann gehört, zumal dem Historiker und dem Philosophen. Hier wo sie es nicht mehr mit einer kleinmüthigen Regierung, sondern mit einem rücksichtslos aufrichtigen Publikum zu thun hatten, fanden sie den Beweis für den tiefen Widerwillen, den sie einflößten, einen Widerwillen, der, er mag nun auf bloßem Instinkt, oder auf sorgsamer Ueberlegung beruhen, jedenfalls lebhaft und unüberwindlich ist. Was haben sie erlangt? Das Gehöhne der Zuhörerschaft, eine einstimmige Demonstration der Presse gegen sie, sowohl in Paris als in der Provinz; sie haben Worte, die bestimmt waren, in den Sälen des Collége de France zu ersterben, durch ganz Europa tönen gemacht; sie haben die Herren Michelet und Quinet genöthigt, ihre Vorlesungen drucken zu lassen, wovon mehrere Auflagen in einem Monat abgegangen sind; sie haben einen Buchhändler, Herrn Paulin, bestimmt, ihre Verfassungen wieder zu drucken, die sehr selten geworden sind, und nach denen jedermann sie wird beurtheilen wollen. Mit einem Wort, sie sind selbst schuld gewesen, daß das Licht der Sonne und der Blick des Publikums in das Geheimniß ihres Innern drang, und noch obendrein hat der Erzbischof von Paris nicht umhin gekonnt, öffentlich ihr Benehmen zu tadeln. Da sind sind sie nun weit vorangeschritten! — Wir haben die Angriffe umständlich genug auseinander gesetzt, daß es uns erlaubt sein wird, auch der Vertheidigung einige Seiten zu widmen.

§ 2.

Ueber die Jesuiten, von den Herren Michelet und Quinet. — Die Verfassungen des heiligen Ignatius von Loyola.

Das Buch der Herren Michelet und Quinet enthält zwölf Vorlesungen, sechs von jedem, nebst einer Einleitung, worin allgemeine Ansichten über die dermalige Lage ausgeführt werden. Herr Michelet gibt blos den wesentlichen Inhalt seiner glänzenden und schwungvollen Improvisationen; Herr Quinet, welcher, um bei der Erörterung eines zweifelhaften Textes der Chikane jeden Weg zu verschließen, die Vorsicht gebraucht hatte, zu schreiben, theilt seine Vorlesungen buchstäblich in extenso mit. Dieß ist um so schlimmer für die Jesuiten, aber um so besser für die Freunde einer auf Logik gestützten Beredtsamkeit. Das Talent der beiden berühmten Professoren steht hoch genug in der öffentlichen Meinung, um mich jeder Lobpreisung der Form zu überheben. Ich werde mich nur bei dem Inhalte verweilen.

Einer der Punkte, welche Herr Michelet im Jesuitismus klar hervortreten zu lassen sucht, ist jener moralische Maschinismus, welcher den persönlichen Willen zu vernichten, den Menschen zu einem Leichnam, zu einem Stab in der Hand eines Greises zu machen strebt. — „Ignatius von Loyola faßte die Religion als eine Kriegsmaschine, die Moral als eine Mechanik auf. Seine vielberufenen Exerzitien sind ein Handbuch religiöser Taktik, worin die mönchische Miliz zu gewissen Bewegungen abgerichtet wird. Er gibt darin materielle Verfahrungsweisen an, um jene Regungen des Herzens hervorzubringen, die man immer der freien Inspiration überlassen hatte: Hier betet man; da träumt man; dann weint man."

Ich schlage das Buch der Verfassungen auf, denen die Excerzitien beigefügt sind, und finde darin Seite 442 die Stelle, auf welche Herr Michelet anspielt. Folgendes ist also, laut dem heiligen Ignatius, das Mittel zur Heiligkeit zu wandeln. Es klingt ein wenig wunderlich:

„1. Auf ein Papier Linien von verschiedenen Größen zeichnen, die der Größe der Gedanken entsprechen.

„2. Sich in eine Kammer einschließen, deren Fenster halb geöffnet sind...;

„5. In Ausrufungen ausbrechen;

„6. In der Betrachtung der Hölle, welche Betrachtung zwei Vorspiele, fünf Punkte und eine Unterredung in sich begreift, sich den Ort der Scene vorstellen, in dem man sich mittelst der Einbildungskraft die Hölle in ihrer Breite, Länge und Tiefe veranschaulicht.

„Der erste Punkt besteht darin, daß man in der Einbildungskraft die ungeheuren Oefen der Hölle sieht und die Seelen, welche in feurige Körper, wie in Gefängnisse eingeschlossen sind;

„Der zweite, daß man in der Einbildungskraft das Geächze, das Geschrei, das Geheule und das Lästern gegen Christus und die Heiligen hört, was alles von diesem Orte herkommt;

„Der dritte, daß man den Rauch, den Schwefel, die verpesteten Ausdünstungen eines Pfuhles von Unrath und Fäulniß riecht;

„Der vierte, daß man sehr bittere Sachen kostet, wie Thränen, oder etwas Ranziges, oder auch den Wurm des Gewissens."

Wie man sieht, ist die Hölle Loyola's ebenso materiell, wie das Paradies Mahommeds. Auch hier ist an die Stelle der Frömmigkeit ein plumper Sensualismus gesetzt.

Nachdem die Dekoration angebracht ist, muß man auch den Komödianten spielen lassen. Man sehe, wie der heilige Ignatius die Rolle desjenigen niedergeschrieben hat, der beten will:

— „Dritte Art zu beten: Indem man auf eine gewisse Weise die Worte und die Zeiten der Stille abmißt.“ Dieses Mittel besteht darin, daß man zwischen jedem Hauch, jedem Athemzug einige Worte ausläßt. — „Man beobachte wohl die gleichen Zwischenzeiten zwischen dem Einathmen, dem Hinabschlucken, den Worten.“ — Dieß will, fügt Herr Quinet hinzu, so viel sagen, daß der Mensch, begeistert oder nicht, nur noch eine Maschine zum Seufzen und Schluchzen ist, die in einem bestimmten Augenblick und in der Ordnung, in welcher es, nach den gemachten Erfahrungen, am vortheilhaftesten ist, ächzen, weinen, schreien, hinabschlucken muß.

Stellen wir einen Augenblick diese jesuitische Komödie auf die Seite; wir werden bald auf die Betrachtungen zurückkommen, welche sie einflößt. Der Leser wird eine kurze Abschweifung zu Gunsten eines Mannes gestatten, bei dem es sich wohl der Mühe lohnt, und dem zu liebe man sich einen kleinen Umweg nicht gereuen lassen wird. Es handelt sich um den furchtbarsten Feind der Jesuiten, um denjenigen, der ihnen die härtesten Schläge versetzt hat, mit einem Wort, um Pascal. Wer hätte sichs je gedacht, daß man Pascal auf dem Wege der Jesuiten überraschen würde? daß Pascal und der heilige Ignatius sich zufälliger Weise auf derselben Straße begegnen würden? O altitudo! Halten wir ein, um dieses vielleicht nicht minder niederschlagende als auffallende Schauspiel zu betrachten.

In einem neuerdings veröffentlichten Buche *) theilt Herr Cousin ungedruckte Bruchstücke aus den Gedanken Pascals mit. Pascal weiß sich vor Jammer nicht zu helfen, er wird vom Zweifel gepeinigt, will zum Glauben gelangen und sucht ein Mittel dazu. Er hat es gefunden, er lehrt es auch, und dieses Mittel besteht ohne Zweifel darin, die Vernunft zu regeln, welche der Mensch vom Himmel empfangen hat, um ihn dahin zurückzuführen? Nein. Im Gegentheil soll er seine Vernunft, seine Einsicht opfern. Er soll ein mechanisches Mittel an ihre Stelle setzen!

— „Ihr wollt zum Glauben wandeln und Ihr wisset den Weg nicht. Ihr wollt vom Unglauben genesen, und Ihr fragt nach Mitteln dazu. Vernehmet sie von denjenigen, die gewesen sind, wie Ihr; befolget die Art, wie sie es begonnen haben. Sie haben gethan, als ob sie alles glaubten, sie haben Weihwasser genommen, haben sich Messen lesen lassen u. s. w.; ganz natürlich wird das Euch zum Glauben leiten und dumm machen. — Eben das ists, was ich fürchte. — Was denn? Was habt Ihr dabei zu verlieren?“

Welche Zusammenstellung! Doch man darf sich von diesem Vergleich nicht beirren lassen. Um was weichen also, nach euerer Ansicht, diese zwei Stellen von einander ab? Um den ganzen Zwischenraum, welcher die Leidenschaft von der Kalt-

*) Gedanken Pascals. Bericht an die französische Akademie.

blütigkeit, die Verzweiflung von der platten Ruhe trennt. Pascal, welchen der Anblick der Unmacht der menschlichen Vernunft aufs Aeußerste getrieben hat, tritt sie zornig und verachtungsvoll mit Füßen. Dieses doppelte Gefühl gibt sich in der Aeußerung kund: „Ihr fürchtet zu verdummen, und warum denn?“ Es ist dieß der Schrei des philosophischen Spottes; es ist, nur in einer andern Gedankenordnung, der tragische Ausruf des Orestes: „Nun gut, ich bin zufrieden!“ Im Augenblick, wo sie geopfert haben, was ihnen bisher das Liebste gewesen, sprechen der Genius und die Leidenschaft dieselbe Sprache: es ist derselbe Schmerz, der alle beide inspirirt. Wie hat Pascal leiden müssen, um auf diesen Punkt zu gelangen! Nachdem er erfolglos alle Kräfte der Vernunft aufgeboten, alle Wege versucht, um aus seinem irdischen Gefängnisse zu entkommen und sich zur unendlichen Wahrheit zu erheben, läßt Pascal entmuthigt die Flügel sinken, sein Herz ist gebrochen von Bitterkeit und er ruft die Verdummung an. Loyola verzehrt sich nicht in so vielen Schmerzen; er kommt all diesen Widerwärtigkeiten zuvor; er fängt ruhig da an, wo Pascal endigt: er wandelt gleich zu Anfang der Verdummung entgegen. Nach diesem Ziel führt er seine Schüler auf hübschen Wegchen, die er sorgfältig selbst ausgesteckt, rechts und links mit unendlich vielen köstlichen Ruheplätzchen geschmückt hat, mit artigen, wohlangeordneten Studien angenehmer, gebührend gesichteter Autoren; mit allem, was den Geist ergötzen, von hohen und ernsten Gedanken abbringen kann; überall das Phantom der Wissenschaft; nirgends Wirklichkeit; wichtige Alfanzereien; öffentliche Disputirübungen, Probleme, Räthsel, lateinische Verse, Lobreden *), lauter Fastenspeisen. Eine Philosophie, worin es versagt ist, sich mit Gott zu beschäftigen: **Quæsliones de Deo prætereantur!** Man erlaube nicht, sich mehr als zwei oder drei Tage bei der Idee des Seins zu verweilen! Was den Begriff Substanz betrifft, so muß man darüber ganz und gar nichts sagen. — Besonders vermeide man wohl, Prinzipien abzuhandeln. — Man beschäftige sich niemals weder mit der ersten Ursache, noch mit der Freiheit, noch mit der Ewigkeit Gottes. — Die Schüler sollen nichts sagen, nichts thun! **Nihil agant, nihil dicant.** (Ratio studiorum passim.) — Aber dieser philosophische Kursus währt drei Jahre! Wozu soll man denn diese anwenden? Sie sollen ohne Prüfung vorübergehen. **Transeant non examinando.** Und wenn einer zur Philosophie untauglich ist, (gütiger Gott, was müßte das für ein Geist sein, der die Höhe dieser Philosophie nicht zu erklimmen vermöchte!) kurz, wenn sich Leute finden, die wirklich so vernagelt und dumm sind, wozu werden dann diese taugen? Wozu wird man sie verwenden? Errathe dieß wer kann, doch ich wette,

---

*) **Publicæ theses et in rhetorica etiam problemata vel ænigmata dissolvenda proponantur. (Ratio studiorum.)**

es kommt niemand darauf; ich muß es also sagen: **zum Studium der Gewissensfälle** *).

Jetzt staune man noch über die Moraltheologie und die kasuistischen Bücher, aus welchen in der letzten Zeit, zum nicht gemeinen Aergerniß des Publikums, Auszüge veröffentlicht worden sind!

Diese Theorie der Lüge und des Betrugs findet auf alle Theile, welche das Gebiet der Wissenschaft bilden, ihre Anwendung. Ich weiß nicht, warum ich blos sage: der Wissenschaft, denn sie gilt für alles, sogar für den Ascetismus. — „Bedienen wir uns bei der Geißelung kleiner Bindfäden, welche die Haut verletzen, das Aeußere aufritzen, ohne das Innere anzugreifen, um der Gesundheit nicht zu schaden." (Geistliche Uebungen.) Wahrhaftig, es wäre schade!

In allen Dingen genügt es, sich den Anschein zu geben. Den Schein zu wahren ist der Grundgedanke im ganzen Benehmen der Jesuiten. In China haben sie sich den Anschein gegeben, als predigten sie die christliche Religion, und hernach haben sie sich den Anschein gegeben, als hätten sie die Chinesen bekehrt. Man schlage ihre Ausgabe des Confucius **) auf. Man lese die offenherzige Vorrede des ehrwürdigen Paters Couplet über die apostolischen Arbeiten des Mathias Ricci; man wird darin sehen, mit welcher Gewandtheit besagter Ricci allen alles zu werden wußte, wie er das Gewand des Gelehrten anzog, um sich Gehör zu verschaffen, und die Chinesen überzeugte, daß es Jesus Christus sei, den sie, ohne daran zu denken, seit unvordenklichen Zeiten unter dem Namen Xam-Ti angebetet; so daß diese wackern Chinesen, die als Götzendiener schlafen gegangen waren, eines Morgens zu ihrer unendlichen Verwunderung als Christen erwachten, **ad majorem ordinis gloriam.** Dieser Pater Ricci trieb die Gewandtheit noch weiter: er ließ unter dem Titel **Cœlestis doctrinæ vera ratio** ein Buch erscheinen, um den Chinesen die Wahrheit der christlichen Religion zu beweisen, und in diesem Buch kommt der Name Jesu Christi nicht ein einziges Mal vor. Auch gesteht Sarpetrus, ein Dominikaner aus China, daß eine göttliche Inspiration und eine augenscheinliche Hülfe von oben nöthig gewesen, um ein so schönes Werk zu verfassen.

„Ihre Erziehungsmethode", sagt Herr Michelet, „ist zwar in mehreren Dingen verständig, trägt aber nichts desto weniger überall das Gepräge eines mechanischen, automatischen Charakters. Es ist kein Funke von Leben darin. Sie regelt das Aeußere; das Innere wird sich schon machen, wenn es kann. Sie lehrt unter andern Dingen den Kopf anständig zu tragen, immer tiefer auf die Erde zu

---

*) **Inepti ad philosophiam ad casuum studia destinentur. (Rat. stud. S. 172.)**

) **Confucius Sinarum philosophus, etc. Parisiis 1687.

sehen, als derjenige, mit welchem man spricht, die Falten, die sich auf Nase und Stirne bilden, gehörig zu verwischen....*)

Wie kann sich die Gesellschaft Jesu im neunzehnten Jahrhundert noch in Frankreich halten, und nicht blos sich halten, sondern sogar eine drohende Haltung annehmen? Diese Erscheinung ist so seltsamlich, daß viele, die sie mit eigenen Augen sehen, dennoch nicht daran glauben wollen. Das Geheimniß dieser Kraft sitzt in zwei Punkten, die sich bei ihnen erhalten haben, nachdem sie aus unserer Verfassung und unsern politischen Sitten verschwunden sind: einer scharf begrenzten Hierarchie, ohne Lücke, und einer strengen Disziplin. Der Eckstein des Gebäudes ist der unbedingteste, leidende Gehorsam. Dieses Prinzip zu predigen, hatte Loyola sich zur Lebensaufgabe gesetzt; auf dem Todtenbette erwacht er einmal, stellt seinen Todeskampf ein, und sagt: „Schreibe: Die Gesellschaft wisse meine letzten Gedanken über die Tugend des Gehorsams." Er diktirt, und sein Zustand liefert seinem Style ein Bild: „Der Mensch sei, unter der Hand seines Vorgesetzten, wie ein Leichnam, **perinde ac cadaver.**" Diese Empfehlung, welche das Gepräge einer mit dem Tode ringenden Energie trägt, hat sich so tief ins Herz seiner Schüler eingegraben, sie haben ihre Bedeutung so gut begriffen, daß sie keinen Anstand nehmen, die Tugend des Gehorsams allem voran, über alles zu stellen. Selbst die Beobachtung des Gesetzes Gottes kommt erst in zweiter Linie. Der Untergebene, der seinem Obern gehorcht, handelt immer verdienstlich, selbst wenn er faktisch das Gesetz Gottes verletzen sollte. „**Subditum prælato suo obedientem ex rectâ intentione meritorie agere, *quamvis materialiter agat contra legem Dei.*"** **) Der Obere gebietet den Mord oder den Meineid, das Gesetz Gottes verbietet dieselben; aber es ist kein Grund vorhanden, Bedenken zu tragen. Die Tugend des Gehorsams steht dem Jesuiten so hoch, daß er seiner Seligkeit versichert ist, wenn er sich auch des Mordes oder des falschen Eides schuldig macht. Der Mensch hat gänzlich aufgehört, sich selbst anzugehören, jeder hat seine ganze Freiheit in die Hände desjenigen gelegt, der in der hierarchischen Ordnung über ihm steht; keiner behält etwas für sich zurück, und dieser angehäufte Schatz von allen persönlichen Freiheiten, der auf diese Art vom einen an den andern übergeht, fällt zuletzt in die Hände des Pabstes, des einzigen freien Mannes in der ganzen Welt!

Man gedenke immer, sagt Herr Michelet, der Aeußerung eines Greises aus früherer Zeiten, eines Mannes mit weißem Bart, wie er selbst sagt, des Kanzlers de l'Hopital: „Die Freiheit verlieren! o Gott! Was bleibt dann noch zu verlieren?"

---

*) Institutum soc. Jesu II. 114.

**) Compendium theol. moral. S. 38 und 39.

Nichts. Diese Tugend des Gehorsams, von gewandten Oberen mit gewissen Rücksichtsnahmen versetzt, kann die hervortretendsten Instinkte eines edlern Gemüthes bis auf die letzte Spur vernichten. Zum Exempel, man befehle Zöglingen in einem rauhen Tone, ihre Erholungsstunden mit gegenseitiger Spionerei und Angeberei zuzubringen; sie werden sich empören, werden sich weigern, zu gehorchen. In Saint-Acheul brachte man es ohne Mühe zu diesem Ergebniß, und zwar auf folgende Weise. Der Schüler, welcher in der Klasse oder in der Studienzeit zuletzt einen Fehler begangen hatte, wurde nicht unmittelbar bestraft; man begnügte sich, ihm das Signum zu geben, ein Stück Holz, Pappendeckel oder Metall, das er den Vorgesetzten bringen mußte, wenn es ihm nicht anders während der Erholungszeit gelang, sich zum Nachtheil einer seiner Kameraden, den er auf einem Fehler überraschte, desselben zu entledigen. Es war nicht erlaubt, das Signum abzulehnen, und derjenige, in dessen Händen es sich beim Wiederbeginn der Studien befand, büßte allein für alle andern. Dieß hieß die Spionerei auf das persönliche Interesse gründen. Man begreift, daß, um dem trockenen Brod oder dem Arrest zu entgehen, die Wachsamkeit nicht eingeschlafen war, und daß der Spion nöthigenfalls provozirender Agent wurde. Mittelst dieser Machiavell'schen Erfindung lehrte man die Kinder, in fortwährendem, gegenseitigem Mißtrauen zu leben; man unterdrückte die süßeste Wohlthat der gemeinschaftlichen Erziehung, die Schulfreundschaften; man begann schon mit dem zartesten Alter das Herz durch Argwohn zu vergiften und durch Eigensucht zu verderben. Das an Spionerei und Angeberei gewöhnte Kind konnte, nachdem es Mann geworden, vor nichts zurückschaudern, sobald ihm sein Interesse zur Anwendung derselben Mittel rieth. Ich weiß nicht, ob das Signum in den gegenwärtigen Anstalten der Jesuiten noch immer seine Rolle spielt; aber bekannt ist, daß die ehrwürdigen Väter ihre Gebräuche nicht ändern, oder im höchsten Fall nur den äußern Schein ändern; der Geist ist unwandelbar. Welche Gesellschaft konnte nun daraus hervorgehen? Dieß mag man aus dem beklagenswerthen Zustande beurtheilen, worein sie unsere Landgeistlichkeit versetzt haben, indem sie auch unter ihr die Spionerei und Angeberei organisirten.

Herr Quinet hat seinen Stoff so umfassend als möglich behandelt. Vor allem entwirft er die merkwürdige Biographie Loyola's, diese Biographie, in welcher die Wahrheit selbst die Schranken des Romans überschreitet; sofort prüft er den Jesuitismus in seiner tiefsten Quelle, in den Schriften des heiligen Ignatius, in den berüchtigten Verfassungen, in den geistlichen Uebungen; endlich behandelt er den Jesuitismus in seinen politischen Theorien, in seiner Philosophie, seinem Studiensystem und sieht ihn am Werke in seinen Missionen, wo er das Christenthum verhüllt und nur den triumphirenden Jesus predigt, den gekreuzigten Jesus aber, dessen er sich schämt, aufs Sorgfältigste verschleiert; in seinen Hörsälen, wo

er dem Herzen und dem Verstand seiner Zöglinge die verkehrteste Richtung gibt, indem er sie als tugendsam und gelehrt genug gelten läßt, wenn sie sich nur bildsam genug anstellen.

Ich nehme keinen Anstand, zu sagen, daß ich dieses Buch für die Jesuiten noch furchtbarer glaube, als die Provinzialbriefe: es führt seine Schläge mehr von oben herab. Es handelt sich hier nicht mehr um Ansichten über die zureichende, begleitende oder wirksame Gnade; um eine Gegenüberstellung des Jansenius und des heiligen Augustin; es handelt sich sogar nicht mehr um die Urtheile einiger Casuisten, wofür die Gesellschaft mit aller Kraft die Gesammtverantwortlichkeit ablehnen kann, wenigstens in den Augen derjenigen, die ihre Gesetze nicht kennen. Es handelt sich um die, von Ignatius selbst vorgezeichneten, unabänderlichen Grundgesetze; es handelt sich um die Handlungen der als Gesellschaft und nicht mehr als einzelne Personen handelnden Gesellschaft. Und diese Handlungen sind, wenn man sie mit diesen Theorien zusammenstellt, die augenfälligste und logischste Verdammung der Grundsätze durch die Folgen. Was den Schlag vollends vernichtend macht, ist, daß er ohne Zorn, ohne Parteigeist geführt ist. Alles in diesem Buche ist voll Gemessenheit; kein Spott; überall Würde, Warmherzigkeit, Unparteilichkeit; den Jesuiten wird in den seltenen Fällen, wo sie Lob verdienen, dasselbe nicht vorenthalten; im Ganzen herrscht eine gehaltene und eben dadurch, wenn getadelt werden muß, um so beredtere Energie.

Es ließen sich über die Verfassungen allein zehn Bände schreiben. Ich werde indeß nicht so ausführlich darauf eingehen, auch abgesehen davon, daß das Buch der Herren Michelet und Quinet vortrefflich die Betrachtungen zusammenfaßt, welche ein solcher Gegenstand einflößt. Nur eines einzigen Artikels dieser Verfassungen will ich noch gedenken, weil er in dem Werke der beiden Professoren nicht erwähnt ist, und weil er mir für denjenigen, welcher über den Geist der Gesellschaft Jesu aufrichtig die Wahrheit sucht, entscheidend erscheint. Wenn man mir irgendwo sechs unchristlichere, gehässigere und zugleich, da sie ganz augenscheinlich den Dämon der Intrigue zeigen, wie er sich an die Stelle der Frömmigkeit drängt, ungeschicktere Zeilen aufweisen kann, so bin ich bereit, mich allem zu unterwerfen, was die Jesuiten mir auflegen wollen, sogar bei der Kammer zu ihren Gunsten zu petitioniren. Hier folgt diese Stelle, die, man merke sich das wohl, von des heiligen Ignatius eigener Hand verzeichnet ist:

„Was Leute von zu schwerfälligem Geist betrifft, und die der Gesellschaft unnütz sein würden, wenn ihre Aufnahme auch für sie selbst vortheilhaft sein könnte, so sind wir in Jesu Christo überzeugt, daß dieß für die Ehre und

den Dienst Gottes nicht angehen würde. Das ist der Zweck, das die Methode unseres Instituts." (Verf. S. 80.) *)

Ein gänzlich mittelloser und geistig verwahrloster Mensch klopft an die Thüre der Jesuiten; die Thüre bleibt verschlossen: — Ich bin verloren, wenn ich nicht hineinkomme! — Die Thüre bleibt unerbittlich. — Mein Seelenheil hängt von meiner Aufnahme ab! — Man ruft ihm durchs Schlüsselloch zu: Gehet Eures Wegs, Ihr würdet der Gesellschaft unnütz sein; die Vorschrift unsers heiligen Stifters verbietet uns, Euch aufzunehmen. — Ihr wollt also, daß ich verdammt werde? — Wir überzeugen uns in Jesu Christo, daß dieß für seine Ehre und seinen Dienst besser ist. — Er wird immer dringlicher. — Man antwortet ihm nicht mehr. Die guten Patres sind beschäftigt, ihre Bündel zu schnüren, um nach Paraguay zu gehen und daselbst Gott Seelen, der Gesellschaft ein Königreich zu gewinnen.

Der gute Hirte läßt sein Leben für seine Schafe; die Gesellschafter des guten Hirten nehmen in ihre Heerde nur solche Schafe auf, die man melken und scheeren kann. Ein warnender Wink für die Schöpse.

Sechstes Kapitel.

§ 1.

Die Broschüre des Herrn Affre.

Der Herr Erzbischof von Paris begriff, daß, nachdem die Sachen so weit gediehen waren, ein allzulanges Stillschweigen sich nicht für einen Prälaten ziemte, welcher den ersten Sitz in Frankreich einnimmt; daß beide Parteien seines Ausspruches harrten; kurz und gut, daß er sich Gewalt anthun und in dem Kampfe einschreiten mußte. Die Sache war dornenvoll; denn wenn Herr Affre sich der Regierung, welche ihn zu dem gemacht hat, was er ist, zum Danke verpflichtet fühlen muß, so hat der Erzbischof von Paris große Angst vor den Jesuiten, diesen furchtbaren Beherrschern der Geistlichkeit. Er mußte zwei Mächten Genüge thun, und

---

*) Admittere homines difficili admodum ingenio vel inutiles congregationi, licet ipsismet non inutile foret admitti, considerantes tamen instituti nostri finem ac procedendi modum, persuademus nobis in domino ad ipsius majus servitium et laudem non expedire.

zwar zwei einander feindlich gegenüberstehenden Mächten. Er theilte daher seine Broschüre in zwei Theile; die Form gehörte der Regierung, der Inhalt den Jesuiten.

Nichts Sanfteres, Gemäßigteres, Versöhnlicheres, als Herr Affre in der Form. Er tadelt die Ueberhitzung des Eifers, womit die Schulen von Chartres und Lyon zu Wege gegangen: man hat sich gegen die evangelische Liebe, gegen den Geist des Christenthums verfehlt, „wenn man die Wahrheit auf den Kopf stellt, so ist sie keine Wahrheit mehr.“ Man hat seine Zeit, seine Ausdrücke, seine Gegner schlecht gewählt; man hat eine vortreffliche Sache durch ungebührliche Zuthaten verderbt. „So hängen z. B. die Mißbräuche, welche ihr als das Erzeugniß der Universitätsinstitute bezeichnet, auch von andern Ursachen ab, die billiger Weise nicht mit Stillschweigen übergangen werden durften. Auch mußte nothwendig bemerkt werden, daß das Uebel nicht im Fortschritte, sondern bereits in der Abnahme begriffen ist.“ (S. 25.)

Man begreift: das von dem Abbé Desgarets bezeichnete Uebel ist wirklich vorhanden, da es auch von andern Ursachen abhängt, da es in der Abnahme begriffen ist. Schneiden wir die Hälfte der Behauptungen des Universitätsmonopols als übertrieben weg; es werden noch immer Gründe genug bleiben, um zur allgemeinen Flucht aus den Kollegien, als aus verpesteten Schulen, zu veranlassen. Man kann nicht zarter und feiner die Beistimmung unter dem Scheine des Tadels einschmuggeln: hätte der Abbé Desgarets seine Zeit, seine Ausdrücke und seine Gegner besser gewählt, so hätte Herr Affre ihm nur unbeschränktes Lob zuzuerkennen gehabt.

Die Insinuationsgabe gehört zu den hervorstechenden Talenten des Herrn Affre, und er weiß sie sehr schön zu benutzen. Z. B. wenn er von der Konkurrenz zwischen der Universität und der Geistlichkeit spricht, so erklärt er, die Geistlichkeit könne nicht daran denken, dieselbe auszuhalten, indem sie aller Arten von Mitteln beraubt sei: „Sie besitzt nicht, wie die Universität, ein mehr als genügendes Personal, zahllose Gebäude, die in früheren Zeiten von Bischöfen oder von religiösen Gesellschaften aufgeführt worden, Renten, Güter, Bibliotheken, welche denselben Ursprung haben, ohne die Geldbeiträge und sonstigen Erleichterungen von Seite des Staats zu rechnen, so oft ein außerordentlicher Bau nothwendig wird.“

„Keinem Bischof ist es eingefallen, daran zu erinnern, was die Universität der alten Geistlichkeit schuldete.“ Dieß ist rührend, sentimental, sogar pathetisch, ohne sich gleichwohl diesen Anschein zu geben. Der Gedanke, welcher die Herzensbewegung überdauert, ist der, daß die undankbare Universität diese arme Geistlichkeit, die vor eitel Demuth und Bescheidenheit nicht einmal daran denkt, an ihre Wohlthaten zu erinnern, ausgeplündert hat! Der natürliche Schluß ist, daß

die Zurückgabe nicht mehr als billig wäre. Aber Herr Affre hütet sich wohl, es zu sagen. Er stellt dieß der Logik des gerührten Lesers anheim.

Gehen wir zur Sache, hochwürdigster Herr: was ist Ihre Ansicht von der Universität? — „Sie hat in ihren Diensten Männer, welche im Allgemeinen schätzbar, eifrig, wohlunterrichtet sind, und eine genaue, strenge Disciplin ausüben; Männer, von denen etliche gute und tüchtige Christen, wahre Muster von Hingebung und Frömmigkeit sind... Die Billigkeit verlangt es zu sagen, daß die Mehrzahl keineswegs der katholischen Religion feindselig ist, daß jedoch andere nicht weit davon entfernt sind." (S. 62.) — Somit sind Sie der Ansicht, daß die Universität vortreffliche Elemente in sich schließe und daß man sie erhalten, jedoch in gewissen einzelnen Punkten Aenderungen vornehmen müsse? — Ja freilich! — „die Kollegien sind mir eben so theuer, wie die kleinen Seminare." (S. 32.) — Gut! ich sehe, daß Sie dem Staat das Monopol erhalten, wie die Jesuiten sagen. — Gewiß, „wenn das Unterrichtsmonopol alle Gemüther in der Bekennung der wahren Grundsätze in Moral und Religion vereinigen, und mittelst dieser Einigkeit die aller Interessen, aller Kräfte, aller Intelligenzen, d. h. die vollkommenste Nationaleinheit herstellen könnte, wenn dieses Monopol außerdem den unschätzbaren Vorzug hätte, die regelmäßige Entwickelung der Wissenschaften, der Künste, der Literatur in Frankreich zu fördern; wenn es die Sitten vor allen bösen Einflüssen schützen könnte, statt sie zu verderben; wenn das seine glücklichen Resultate wären, dann würden wir niemals an die Freiheit denken." — Das heißt mit einfacheren Worten, wenn die Universität in allen Beziehungen vollkommen wäre, wenn sie ihren Feinden auch nicht den Schatten eines Vorwandes böte, dann würden Sie sich mit ihr zufrieden geben? Wahrhaftig, dieß ist ein Uebermaß der Mäßigung, worauf man nicht gefaßt sein konnte. Aber nach Ihrer Ansicht verderbt die Universität die Sitten, und dieß kommt offenbar daher, weil sie selbst verdorben ist. Nun vertritt die Universität den Staat und der Staat... — Nur sachte! legen Sie mir keine Worte in den Mund, die ich nicht gebraucht habe. Die Universität gehört dem Staat, aber sie vertritt ihn nicht: (S. 37.)

„Man hat niemals geglaubt, daß das Konservatorium, welches die Bestimmung hat, allen Musikschulen als Muster zu dienen und die darin gepflegte Kunst weiter zu bilden, den Staat vertrete. Die Kunst- und Gewerbschule, die landwirthschaftlichen Musteranstalten, die verschiedenen Fabriken, welche das Eigenthum des Staates sind, vertreten ihn auf keinerlei Weise." (S. 37.)

„Die Geistlichkeit kann nicht begreifen, wie Professoren den Staat in ihren Schulen vertreten sollen, wenn sie darin die Regeln der Grammatik erklären, wenn sie die Schönheiten Homers oder Virgils zur bewundernden Anschauung bringen, wenn sie Lektionen in der Chemie oder Mathematik ertheilen." (S. 50.)

Die Universität dem Konservatorium der Musik oder einer landwirthschaftlichen Musterschule gleichzustellen! Im erhabenen Munde des hochwürdigsten Herrn kann dieß kein Trugschluß sein, und ist also blos ein unschuldiger Scherz: dulce est desipere in loco. Ich will nicht darauf antworten. Aber Sie werden dem Staate doch nicht das Recht zu lehren bestreiten? — Im Gegentheil, ich bestreite es ihm mit allen meinen Kräften. Was ist die wesentliche Grundlage des öffentlichen Unterrichts? Die Moral. „Dieser Unterricht ist wesentlich religiös, und wer ihn ertheilt, ist eine religiöse Gewalt. Selbst der Unterricht in der Literatur und Philosophie muß durch die Moral vor allen Fehlern geschützt werden, welche ihn unnütz und unheilvoll machen können. Dieser Unterricht in der Moral muß sich, um wirksam zu sein, in alle Lektionen, in alle Uebungen mischen, muß dem Zögling auf allen Wegen zufließen, durch das Wort, durch das Beispiel u. s. w. Wir sind ermächtigt, hieraus den Schluß zu ziehen, daß eine Regierung, welche nicht fähig ist, die wesentliche Grundlage des öffentlichen Unterrichtes festzustellen, auch das Monopol desselben nicht haben kann." Wir verweigern dem Staate blos das Monopol. Das Monopol! man merke sich das wohl! — Ja, hochwürdigster Herr, es wird zwei Arten von Schulen geben, die Ihrigen und die des Staates. In den Ihrigen wird man die Moral, die wesentliche Grundlage aller Erziehung lernen, und Sie werden erklären, daß sie in denen des Staates nicht gelehrt werde, nicht gelehrt werden könne. Demnach wird es denjenigen, welche ihren Söhnen durchaus eine ihrer wesentlichen Grundlage ermangelnde Erziehung geben wollen, freistehen, sich an die Schulen des Staates zu wenden. So verstehen Sie die Freiheit und die Konkurrenz. — Aber wahrhaftig, „begreift jemand, wie der Staat den Priester in seinem erhabensten Berufe ersetzen soll?" (S. 42). — Hochwürdigster Herr, nach Ihrer Theorie begreife ich wenigstens, wie der Priester den Staat im öffentlichen Unterrichte ersetzen muß. Ich sehe sogar ein, daß gar keine andere Lehrer möglich sind, als die Geistlichkeit. — „Dieser Schluß ist nicht logisch." (S. 48.) Ich fordere Sie auf, einen andern zu ziehen. — „Was die Furcht betrifft, welche die Gefahr einer Bemeisterung einflößt, so gestehen wir unsere Machtlosigkeit, sie zu beschwichtigen. Wer könnte eine Körperschaft fürchten, die, nachdem sie in der Politik aller Länder Europas eine so große Rolle gespielt, nachdem sie eigene Tribunale, die Verwaltung unermeßlicher Güter in ihren Händen gehabt, nachdem sie den ersten Rang im Staate und in den Versammlungen der Nation bekleidet, heut zu Tage ohne Rang, ohne politischen Einfluß, aus allen Versammlungen vom kleinsten Gemeinderathe an bis hinauf zur Pairskammer ausgeschlossen und dermaßen ausgezogen ist, daß sie nicht einmal mehr die Häuser, welche sie bewohnt, und die Tempel, worin sie betet, ihr eigen nennen kann? Man macht ihr

sogar diejenigen Gebäude streitig, welche ihr kraft der bei allen Völkern Europas bestehenden Gesetze über das Eigenthum angehören. Die Geistlichkeit! Was fällt Ihnen ein? Sie würde diese neue Last, wenn man sie zu ihrer bereits so schweren Bürde zu fügen gedächte, nicht einmal wollen; oder wenn sie auch wollte, so wäre es ihr nicht möglich, sie anzunehmen: „Es gibt in der Geistlichkeit nicht eine einzige Korporation, die fähig wäre, zehn Kollegien zu leiten; die gesammte Geistlichkeit wäre nicht im Stande, der Mehrzahl der in Frankreich bestehenden Schulen vorzustehen.“ (S. 5.)

Daraus, hochwürdigster Herr, folgt blos, daß man die Zahl der Priester vermehren soll. Im Uebrigen haben Sie ja außer der Weltgeistlichkeit auch noch die Ordensgeistlichkeit; vielleicht könnte man unter diesen Leute finden, die bereit wären, sich für das allgemeine Beste zu opfern. — Ach! Sie erinnern mich an die gute Zeit, da „die verschiedenen kirchlichen Vereine, Benediktiner, Jesuiten, Oratoriumspriester, Doktrinarier u. s. w. Körperschaften bildeten, die durch ihre Statuten, ihren Geist, ihre Interessen nicht blos von einander verschieden, sondern wirklich getrennt waren. Es herrschte unter ihnen mehr als Nacheiferung, sie waren wirkliche Nebenbuhler; aber sie waren frei und alle Welt war es mit ihnen.“

„Auf der andern Seite genossen die Familienväter eine sehr große Freiheit, da sie zwischen so vielen verschiedenen Instituten wählen konnten.

„Auch den Königen stand es frei, Befreiungen von dieser oder jener Gerichtsbarkeit, Vorzugsrechte, Stipendien, Professorengehalte und Aufmunterungen aller Art zu ertheilen. Allen Freunden des Unterrichts stand es frei, durch Schenkungen diejenigen Anstalten zu begünstigen, welche sie für die nützlichsten hielten.“ (S. 53.)

— Ja, das war eine glückliche Zeit für euch, als die religiösen Körperschaften Frankreich bedeckten und sich des öffentlichen Unterrichtes bemeistert hatten; als es, wie Sie sagen, den Königen frei stand, die Geistlichkeit auf alle Arten zu begünstigen. Heut zu Tage ist den Königen durch das gemeine Recht ein Riegel vorgeschoben; dieß ist schmerzlich, doch was wollen Sie? Was den Artikel Schenkungen betrifft, so brauchen Sie nicht zu klagen: man hört von nichts, als von Ermächtigungen, welche Herr Martin den guten Vätern da oder dort ertheilt, fünfzigtausend, hunderttausend, zweimalhunderttausend Franken anzunehmen. Das Bulletin des Lois hat nichts anderes in seine Register einzutragen.

Gleichwohl finden Sie, hochwürdigster Herr, daß man der Geistlichkeit nicht genug gibt. Diese Klage hat mich gerührt, und um zu erfahren, wie weit sie gegründet ist, habe ich mir die Mühe genommen, im Bulletin des Lois vom einzigen Jahrgang 1840 die zu Gunsten der Geistlichkeit genehmigten Vermächtnisse und Schenkungen aufzusuchen. Wohlverstanden, ich habe nur das gerechnet, was der eigentlichen Geistlichkeit, den Kirchengütern, den religiösen Gesellschaften geschenkt

worden ist; alles, was die Armen im Allgemeinen, die Hospitäler, die Wohlthätigkeitsanstalten, selbst die Brüder der christlichen Schulen, die man so reichlich beschenkt, angeht, habe ich bei Seite gelassen. Ich will sie von der Geistlichkeit trennen, um allen Einwendungen vorzubeugen. Das Ergebniß meiner Nachforschungen war, daß die Geistlichkeit im Jahre 1840 an Einkünften 43,301 Fr., und an Kapitalien 1,222,160 Fr. bezogen hat, was zusammen etwas über 80,000 Franken Renten beträgt*).

Aber es ist allbekannt, daß das Bulletin des Lois kaum die Hälfte, ja vielleicht nicht einmal den vierten Theil von allem dem aufzeichnet, was ihr durch Almosensammlungen**), durch Schenkungen von Hand zu Hand, durch Fideikommisse, durch die tausend und abertausend Ausflüchte, deren man sich zur Umgehung des Gesetzes bedient, einnehmet. Ich bin überzeugt, daß man mir die Bescheidenheit anrechnen wird, womit ich bloß die doppelte Zahl angebe, um zur wirklichen zu gelangen, oder wenigstens ihr nahe zu kommen. Da außerdem euer Einfluß seit 1840 immer zugenommen hat, so kann man ohne Verwegenheit annehmen, daß jedes Jahr gleich großmüthig gewesen ist und euch denselben Gewinn gebracht hat, wie das erste; so daß ihr in diesen vier Jahren, dem Bulletin des Lois zufolge, 320,000, und nach einer sehr wahrscheinlichen Schätzung 640,000 Franken Renten eingenommen habt.

Die geistliche todte Hand, die man abgeschafft glaubte, beläuft sich gegenwärtig einer Schätzung nach offiziellen Urkunden***) zufolge nur allein für die gesetzlich genehmigten Kongregationen auf hundert Millionen.

Dieß erscheint euch geringfügig, oder vielmehr ihr achtet es für gar nichts, weil ihr euch nach der Zeit zurücksehnet, wo es den Königen und den Völkern frei stand, der Geistlichkeit Geschenke zu machen. Ihr klagt die Universität wegen einer Aenderung an, die euch so unvortheilhaft ist, und diese Anklage ist weder gerechter noch ungerechter als die andern. Wenn die Könige euch heut zu Tage nichts schenken, so machen sie blos mit euch keine Ausnahme, und was das Volk betrifft, so scheint es mir, daß, wenn die Universität auf bescheidene Mittel angewiesen ist, sie gleichwohl nicht knauserisch gescholten werden darf; fragen Sie nur die Schatzmeister Ihrer tausend Vereine, Brüderschaften u. s. w. Nehmen Sie sich wohl in Acht, hochwürdigster Herr, halten Sie den Ausdruck Ihres Schmerzes ein wenig zusammen; man

---

*) Den Zins nur zu 3 % gerechnet, wegen der unbeweglichen Güter.

**) Nur ein einziges Beispiel: Man hat in der neuesten Zeit auf dem St. Katharinenhügel bei Rouen einzig und allein vom Ertrag besonderer Almosensammlungen eine Kirche erbaut, die nicht weniger als zweimalhundertfünfzig bis dreimalhunderttausend Franken gekostet haben kann.

***) Journal de la liberté religieuse, Bd. II., S. 600.

könnte Sie mit einiger Wahrscheinlichkeit der Unersättlichkeit zeihen. Freilich haben Sie immer eine Antwort bereit: wer Sie undankbar und gierig nennt, den nennen Sie Atheist und Pantheist.

Man hat euch unter der Kaiserherrschaft gegeben; man hat euch unter der Restauration gegeben; man gibt euch unter der Juliregierung; man gibt nur euch und ihr seufzet zum Himmel auf und rufet: Herr, erbarme dich!

Betrachtet einmal die Universität: ich wüßte nicht, daß sie seit vierzig Jahren für fünfundzwanzig Centimes an Geschenken eingenommen hätte, und man hört sie nicht winseln, wie euch. — Nun, das brauchen Sie ihr nicht so hoch anzurechnen, sie ist gewohnt, nichts zu empfangen! — Ich begreife, daß ihr andere Gewohnheiten habt; Herr Martin hat alles gethan, was Menschen möglich ist, um dieselben nicht zu stören. Doch wir kommen von unserm Wege ab; kehren wir zur Frage des öffentlichen Unterrichtes zurück. Was würdet ihr von einer aus Laien bestehenden, vom Staate gewählten und, um alle religiösen Bürgschaften darzubieten, nach einem mit eurer Mitwirkung abgefaßten Plane konstituirten Körperschaft sagen? — „Der Staat kann eine aus Laien bestehende Körperschaft nicht wählen. Diese Körperschaft ist nicht berufen, den Unterricht in Religion und Moral zu ertheilen. Sie läuft Gefahr, zu trennen, was Gott unwiderruflich geeinigt hat, das Herz und den Verstand. Sie bildet die Vernunft auf Kosten des Gefühls, und wenn sie dieses entwickelt, so gebricht es ihr an Macht, es zu regeln." (S. 51.)

Wie? also weder Laien noch Geistliche? Versuchen wir es, aus diesem Labyrinth herauszukommen, und erlauben Sie mir jetzt, hochwürdigster Herr, daß ich Ihre Gedanken rekapitulire, um zu sehen, ob ich sie recht begriffen habe.

Sie nehmen dem Staat das Recht, zu lehren. — Nein, das sage ich nicht, nur das Monopol. — Ja, ja, das ist recht: Sie lassen ihn eine Erziehung geben, die notorisch ohne Moral, d. h. unmoralisch ist. — Das ist die Freiheit des Unterrichts. — Dieselbe, welche Sie in Anspruch nehmen. Wenn sie bestände und Sie wollten sie abschaffen lassen, so würde mich das, offen gestanden, mehr erbauen. Gehen wir weiter. Sie stellen als Grundsatz auf, daß die Kirche allein lehren könne, und Sie wollen das Monopol nicht der Geistlichkeit anvertrauen. — Das sage ich nicht. Ich sage blos, sie könnte es nicht annehmen, weil sie nicht zahlreich genug ist. — Dann muß man es den Jesuiten geben. — Gütiger Himmel, das sage ich wiederum nicht. Ich sage blos: „Es könnte passender einer Körperschaft anvertraut werden, die vermöge ihres Berufs geeignet ist, die Grundlagen des Gebäudes wieder herzustellen, und nicht minder die Fähigkeit besitzt, es zu vollenden, zuweilen mit Majestät, immer aber mit den gegründetsten Aussichten auf Weisheit und Dauer, die ihr den Vorzug sichern müssen." (S. 48.)

Wo sehen Sie da die Jesuiten? Ich habe sie nicht genannt. — Dieß kommt auf den bekannten Spruch hinaus:

„Ihr wollt das Ding fein säuberlich umrahmen,
Und fallt in Ohnmacht, nennt man es beim Namen."

Nun gut, hochwürdigster Herr, wir wollen Ihnen zu Gefallen annehmen, daß Sie nichts gesagt haben; aber ich versichere Sie, man hat alles verstanden.

§ 2.

Schreiben des Herrn von Bonald. — Der Bischof von Chalons vom Staatsrathe getadelt. — Eine geheime Gesellschaft.

Herr von Bonald, ein getreuer Erbe der Grundsätze seiner Familie (sie sind bekannt genug), war im Jahre 1830 blos ein legitimistischer und ultramontaner Bischof; er vertrat in der Geistlichkeit die Schule des Herrn von Maistre. Die Juliusrevolution wählte ihn aus dem großen Haufen aus, ernannte ihn zum Erzbischof, zum Primas von Gallien, endlich zum Kardinal. Man wollte die Taufe des Grafen von Paris mit einem rothen Hute schmücken; Herr von Bonald entschloß sich, ihn zu tragen. Dankbarkeit war jederzeit die Tugend großer Seelen. Herr von Bonald hat soeben seine Schuld gegen die Regierung abgetragen, indem er im Univers einen Brief veröffentlichte, der noch härter, noch hochmüthiger ist, als alle bis jetzt erschienenen, und dem Ministerium noch mehr Verlegenheiten bereiten muß. Herr von Bonald hat ein sinnreiches Mittel ausgedacht, die Kollegien mit dem Interdikt zu belegen, sie zu exkommuniciren: beim unwichtigsten zweideutigen Worte eines Professors, auf die erste beste Denunciation hin, welche einläuft, wird der Bischof den Religionslehrer wegnehmen; er ist dazu berechtigt. Auf diese Art sieht sich das kriegssüchtige Episkopat mit einem gesetzlichen Mittel bewaffnet, einen raschen, sichern und vollständigen Sieg davon zu tragen. Es wird den öffentlichen Unterricht beherrschen, wird unumschränkt über denselben gebieten; es werden keine Bücher eingeführt, keine Professoren ernannt oder beibehalten werden, außer solche, die den Bischöfen gefallen; jeder Bischof wird den Minister vor sich her und unter seinen Befehlen wandeln lassen. Die Idee ist einfach, mächtig und bürgt wichtige Ergebnisse in ihrem Schoße. Es ist dieß ein wahrer Geniestreich.

Herr von Bonald erklärt, die Freiheit des Unterrichts zu wollen, so wie sie in Belgien bestehe. Ein einziger Zug kann einen Vorgeschmack von den bezaubernden Süßigkeiten dieser Freiheit geben.

Das Dorf Sibret hat einen Lehrer und einen Pfarrer. An einem schönen Festtage, am Tage von Notre-Dame, im September, begibt sich der Pfarrer, in Begleitung eines Diöcesaninspektors, nach der Wohnung des Lehrers. Nur Geduld,

auch wir werden diese Sorte von Inspektoren bald kennen lernen. Man beginnt mit einem Pulte, welches die Privatpapiere, die paar Bücher und armseligen Kostbarkeiten des Lehrers enthält; seine Archive, seine Bibliothek und seinen Schatz. Sofort durchstöbert man die ganze Wohnung von oben bis unten mit der kleinlichsten Genauigkeit. Zur großen Befriedigung der an Ort und Stelle herbeigelaufenen Gemeinde, die ihren Schulmeister liebte, führte diese Treibjagd zu nichts. Nachdem alles vorbei war, fand man zuletzt noch hinter einem Gemälde eine alte Nummer vom belgischen Beobachter, einem liberalen Blatte. Vielleicht war dieses Papier hinten an den Rahmen geleimt; das Echo von Luxemburg erklärt sich nicht darüber. Geleimt oder nicht, es war eine furchtbare Sache. Der Verbrecher wurde nur nach wiederholten Schwüren, in Zukunft besonnener sein zu wollen, begnadigt. Seitdem wagt er es nicht einmal, das Echo von Brüssel zu lesen.

Ein ehrenwerther Schöffe, der bei dieser Operation zugegen war, konnte nicht schweigen. In seiner Entrüstung gibt er die Sache zu Protokoll, läßt sichs aber sehr angelegen sein, die ganze Verantwortlichkeit für sein Verbrechen auf sein eigenes Haupt zu nehmen. Hätte man auf den Lehrer Verdacht schöpfen können, daß er es gewagt habe, sich zu beklagen, er wäre verloren gewesen. Ich erkläre, sagt Herr Piron am Schluß:

„Ich erkläre bei meiner Seele und meinem Gewissen, daß mich, als ich bei einer solchen Untersuchung die Geheimnisse eines ehrenwerthen und friedsamen Bürgers ans Licht ziehen und zu gleicher Zeit das Heiligste, was ein Mensch hat, verletzen sah, die innerste Entrüstung erfüllte, und daß ich allein, in meiner Eigenschaft als Schöffe, es bin, der einer ungesetzlichen und so willkürlichen Handlung, wie diese da, die ganze Oeffentlichkeit gegeben hat.

„Sibret, den 23. September 1843.

„J. B. Piron, Schöffe."

Wenn die Pfarrer einmal die Herren über das Schicksal der Lehrer sein werden, wenn die Lehrer nur noch mit Erlaubniß des Pfarrers eine Zeitung lesen können, dann wird der Unterricht wahrhaft frei sein. Das ist die Freiheit, so wie sie in Belgien besteht, so wie Herr von Bonald sie will; d. h. er will die kirchlichen Schulen der Oberaufsicht des Staates verschlossen und das Aufsichtsrecht über die Laienschulen haben. Dann werden, wie ein Journal mit Recht sagt, die Bischöfe über die kleinen Seminare mit unbeschränktem Rechte und über die Kollegien mit unwiderstehlichem Einflusse herrschen. Sie werden überall die Gebieter sein.

Mehrere Bischöfe beeiferten sich, ihre vollständige Zustimmung zu dem Schreiben des Herrn von Bonald einzuschicken. Wie hätten sie auch wirklich eine für das Wohl der Kirche so vortheilhafte Entdeckung nicht mit aller Gluth umfassen sollen?

Der Bischof von Chalons bewährte sich als einer der besten Anhänger des Erzbischofs von Lyon. Seine evangelische Liebe triumphirte zum Voraus und ohne allen Rückhalt über das Leid, das man den Kollegien der Universität anthun wollte; er zeigte die Mittel an, den Zwiespalt zu vergrößern und forderte unumwunden die ganze höhere Geistlichkeit auf, sich gegen den Staat zu verbünden. Kurz, Herr von Chalons ließ sich auf den Flammenschwingen der Begeisterung so hoch emportragen, daß sein Brief als eine Schmähschrift betrachtet werden mußte, und in dieser Eigenschaft von Herrn Villemain dem Staatsrathe vorgelegt wurde. Dießmal mochte Herr Martin sagen, was er wollte, der Minister des öffentlichen Unterrichts setzte seine Absicht durch. Der Staatsrath erklärte, es habe sich ein Mißbrauch stattgefunden; da aber in Folge einer Vergeßlichkeit des Gesetzgebers keine Strafe für dieses Urtheil festgesetzt ist, so befindet sich der Bischof von Chalons just in dem Falle des Kutschers, der vom Hofe getadelt wurde: er fährt nach wie vor mit seinem Fiaker herum, d. h. er korrespondirt unter den Augen des Publikums mit dem Univers, welches einmal uns andere ein frommes Gelächter aufschlägt und sich unmäßig lustig macht über den Minister, den Staat und seinen Rath. Die bischöflichen Verschwörer haben sich die Sache hinters Ohr geschrieben; der Wetteifer mit Episteln hat sich verdoppelt, nur gebraucht Herr von Chartres die Vorsicht, seinen Briefen eine Nachschrift anzuhängen, worin er darauf aufmerksam macht, daß sein Bischofstitel ihm lieber sei als sein Leben, daß er aber in der Eigenschaft eines Franzosen, nicht in der Eigenschaft eines Bischofs schreibe. Nach dem bekannten Artikel der Charte kann ihm der Staatsrath deßhalb nichts anhaben.

Um diesen Skandal auf die Spitze zu treiben, bringen die Journale eine Bemerkung, welche die Frage beleuchtet und nachweist, daß die Regierung an allem dem gestraft worden sei, womit sie gesündigt habe. Diese Bemerkung lautet, wie folgt:

„Man nimmt fälschlicher Weise an, es gebe in Frankreich noch viele Prälaten, welche ihren Titel von der Restauration her haben, und folglich einer Regierung, der sie nichts schuldig zu sein glauben, systematisch entgegenarbeiten könnten. Seit dreizehn Jahren ist aber das französische Episkopat zu einem sehr großen Theil neu geschaffen worden, und kaum der vierte Theil der Bischöfe und Erzbischöfe schreibt sich aus der Zeit vor 1830 her.

„Dieß läßt sich übrigens mit folgenden genau richtigen Ziffern am besten beweisen:

„Die hohe Geistlichkeit Frankreichs besteht aus fünfzehn Erzbischöfen und fünfundsechzig Bischöfen.

„Von den fünfzehn Erzbischöfen sind nur drei vor der Restauration ernannt worden; zwölf verdanken ihren Titel der Juliregierung.

„Wir werden uns darauf beschränken, aus diesen Ziffern die Folgerung zu ziehen, daß, wenn die unermeßliche Mehrheit der hohen französischen Geistlichkeit in diesem Augenblick nicht geneigt ist, mit der Juliusregierung in gutem Einvernehmen zu leben, diese Regierung bei ihren Wahlen schlecht inspirirt war."

Die Regierung hat immer den Vers aus dem Evangelium vor Augen, worin gesagt ist, es werde im Himmel größere Freude sein über einen bekehrten Sünder, als über neunundneunzig Gerechte; sie hat immer die größtmögliche Freude haben wollen und zu diesem Behuf unaufhörlich dahin gearbeitet, die Geistlichkeit zu gewinnen, Legitimisten zu bekehren. Wenn es dieses Resultat galt, so schien ihr kein Zugeständniß zu theuer. Was ist die Folge gewesen? Daß wir im Moniteur die Absetzung einiger Maires lesen, die nach London gegangen sind, um dem Könige von Frankreich ihre Huldigung darzubringen.

Aber was wird man mit den Deputirten beginnen, die sich in demselben Falle befinden? Die Regierung hat sie gegen die Opposition unterstützt, sie hat ihren Eintritt in die Kammer gefördert; wird sie dieselben nun vertreiben können*)? Es ist immer eine traurige Rolle, sich narren zu lassen, und namentlich mit eigenem Willen sich narren zu lassen.

Jeder Tag bringt seine neue Offenbarung. Hier finden wir wieder eine im Siècle. Wir schreiben den Text ab zur Erbauuung derjenigen, welche es dem Herrn von Chartres nachsprechen, die Jesuiten seien blos Fantome, Hirngespinste, ohne Einfluß und ohne alle Mittel unter uns zu wirken. Man lese und denke darüber nach:

„Der Brief des Herrn von Bonald hat ferner das Merkwürdige, daß er der erste Akt der Feindseligkeit von Seiten der katholischen Association ist. Diese Association ist so eben im ganzen Königreiche organisirt worden und wir haben das gedruckte Programm vor uns liegen, das im September vorigen Jahres an ihre Adepten vertheilt worden ist. Es konstituirt eine geheime Regierung zu Gunsten einer politischen und religiösen Reaktion. Im fünften Kapitel, welches den Titel hierarchische Organisation führt, lesen wir Seite 34: „Nicht blos durch den Zweck unterscheidet sich die katholische Association von dem Werk des Katholicismus in Europa, sondern auch durch ihre Art zu sein, und ihre Mittel zu wirken. Man wird jetzt die hierarchische Organisation nicht mehr aufhalten: die göttliche Vorsehung

---

*) Ueber diese ist inzwischen Gericht gehalten worden. Die Deputirtenkammer hat in ihrer Sitzung vom 27. Januar, nach unerhört stürmischen Debatten, mit einer Majorität von 220 gegen 190 Stimmen erklärt, daß sie sich durch die genannte Pilgerfahrt gebrandmarkt haben. In Folge dieses Ausspruches haben sie ihre Entlassung als Deputirte genommen, sind aber trotz der Anstrengungen des Ministeriums von Neuem gewählt worden.. Anm. d. Ueb.

wird uns berathen. Die allgemeine Versammlung wäre das hauptsächlichste Werkzeug der Association .... Sie würde bis auf einen gewissen Punkt das Institut des Kardinalats vertreten. Sie wäre das verbindende Mittelglied zwischen der Zentralleitung und den untern Stufen der Hierarchie."

Und im 6. Kapitel S. 37: „Den Mitgliedern der katholischen Association wird die größte Vorsicht anempfohlen; keiner soll jemals aus eigenem Antriebe und eigener Machtvollkommenheit, weder direkt noch indirekt, irgend einer Person, wer sie auch sein mag, das Dasein, oder die Mittel, oder die Regeln des Werkes mittheilen oder zu wissen thun."

Verbirgt man sich auch so sorgfältig, wenn man etwas Gutes im Schilde führt?

Seite 38: „Da die Association, um ihr Ziel zu erreichen und ihren Zweck zu erfüllen, durchaus pekuniärer Hülfsmittel bedürftig ist, so wird die Einführung eines jährlichen Beitrags, dessen Betrag das Kapitel festzusetzen, und welchen jedes Mitglied zu leisten hat, als Grundregel aufgestellt."

Seite 41 u. 42: „Der in die Association aufgenommene Novize wird sich eidlich verpflichten, die Feinde der Menschheit bis auf den Tod zu bekämpfen. Alle Tage, alle Stunden müssen der Entwickelung der christlichen Civilisation gewidmet werden. Er hat ewigen Haß dem Geiste des Bösen geschworen, und unbedingte, rückhaltlose Unterwerfung unter unsern heiligen Vater, den Pabst, und die Befehle der hierarchischen Oberen der Association versprochen. Der Direktor hat bei seiner Aufnahme gerufen: wir haben einen Soldaten mehr."

Und wir, wir haben eine geheime Gesellschaft mehr, die von der Regierung geduldet wird.

„Was ist der Zweck dieses mysteriösen Kreuzzuges, dieses geheimen Tribunals, dessen Angehörige Frankreich zu bedecken drohen? Das Programm sagt es euch: den Geist des Bösen zu bekämpfen. Und was ist der Geist des Bösen? Dieser mythologische Ausdruck bildet einen auffallenden und bezeichnenden Kontrast gegen den Namen der Association. Diese unbestimmte Formel dient augenscheinlich zur Hülle von Ideen, deren deutlichere Auseinandersetzung selbst im Schatten des Geheimnisses gefährlich wäre. Ich wage es nicht zu errathen, was der Geist des Bösen ist; aber es ist leicht zu wissen, was diese selbe, sich katholisch nennende Gesellschaft den Geist des Guten nennt. Nehmet die zum Unterricht in den kirchlichen Erziehungshäusern bestimmten Bücher, die Bücher, die bei Perisse, bei Rusand oder bei Lesne in Lyon, oder bei Debecourt in Paris herauskommen; nehmet hauptsächlich die Abhandlungen über die französische Geschichte zur Hand, und ihr werdet auf jeder Seite sehen, was der Geist des Guten ist. Es ist der Geist, der die Grundsätze unserer zwei Revolutionen verabscheuen, verfluchen, bekämpfen, das alte Sy-

stem und die alten Methoden des Herrn von Chartres lieben, für den Triumph des legitimen Fürsten und der Jesuiten seufzen, nöthigenfalls auch etwas Besseres thun lehrt. Das ist der Geist des Guten; man kann nun auf dem Wege der Entgegensetzung schließen, was der Geist des Bösen ist.

Man ist begierig, zu erfahren, was die Regierung beginnen wird, um das Uebelwollen dieser zum ewigen Haß gegen den Geist des Bösen und zur unbedingten, rückhaltslosen Unterwerfung gegen einen auswärtigen Souverän, unsern heiligen Vater, den Pabst, verbündeten Leute zu neutralisiren. Man fürchtet mit einigem Scheine des Rechts, die Ehrenkreuze möchten hier nicht ausreichen.

Hat Jemand noch einen Zweifel, so wird er alsbald durch die Stimme des Herrn Grafen von Montalembert bekehrt werden. Alle von dem heiligen Ignatius mit solcher Gewandtheit angehäuften Wolken und Nebel stehen im Begriff zu verschwinden und sehen zu lassen, was sie in ihrem Schoße verschlossen. Folgt jetzt der letzte, mächtige Sonnenstrahl, der die Scene beleuchtet.

Siebentes Kapitel.

§ 1.

Ueber die Pflicht der Katholiken, von dem Herrn Grafen von Montalembert.

Das ist doch einmal bestimmt und deutlich. Die Unbekannte, die wir mühsam aus den Worten, den Beschimpfungen und den Abläugnungen der Schmähschriftenfabrikanten der Partei loszuschälen bemüht waren, — wird jetzt von Herrn von Montalembert, der uns zu Hülfe kommt, Frankreich vor die Augen geführt. Dem Herrn von Montalembert sei es gedankt, über den Zweck, den die Geistlichkeit erreichen will, braucht man fortan nicht mehr zu streiten Man darf nur die Forderungen dieser Römlinge ins Auge fassen, welche so laut die Charte und die Freiheit verlangen; sie sind hier klar und unzweideutig ausgeführt von einem Manne, welchen niemand verläugnen wird. Er hat recht: nichts Besseres, als wenn man sich verständigt, wenn man weiß, was man will, wohin man strebt und auf welche Mittel man sich stützt. Herr von Montalembert spielt seine Karten offen aus; man sehe sie wohl an, wenn man den wahren Stand dieser großen Partei kennen zu lernen wünscht.

Der hochgeborne Schriftsteller stellt, wie der Abbé Vedrine, den Grundsatz voran, daß Jesus Christus den öffentlichen Unterricht den Priestern zugewiesen habe, indem

er zu seinen Aposteln gesagt: Euntes docete omnes gentes. Die Priester sind Lehrer kraft des göttlichen Rechts. Gehen wir davon aus:

„Diese zu gleicher Zeit so verblendeten und so hochmüthigen Menschen scheuen sich nicht, diese Lehre (die Lehre vom Rechte des Staats auf den öffentlichen Unterricht) gegenüber dem einstimmigen Zeugnisse der christlichen Völker aufzustellen, welche zu allen Zeiten die Erziehung als einen praktischen Theil der Religion und als ein mit dem Priesterthume innig verbundenes Recht anerkannt haben." (S. 26.)

Das ist so zu verstehen: Man ist blind und hochmüthig, wenn man für den Staat das Recht in Anspruch nimmt, den öffentlichen Unterricht zu überwachen. Aber Herr von Montalembert gesteht, daß der Geist der modernen Gesellschaft, der Geist des Fortschrittes, mit einem Wort der Geist der Universität den Priesterstand in seiner Eigenschaft als einziger und nothwendiger Lehrer der Völker verstoße. Was setzt er diesem entgegen? Er stellt als Axiom auf, daß der Geist des Fortschrittes ein gehässiger Despotismus, das Verderben und der Tod der Gesellschaft sei. Die Gesellschaft lebt also wohl von dem Geiste des Rückschrittes? Die Behauptungen des edlen Pairs sind wirklich köstlich. — „Man muß zugeben, daß die Universität und ihre Vertheidiger einverstanden sind mit dem fortwährenden Voranschreiten jenes gehässigen Despotismus, der sich unter dem Namen moderner Geist und sozialer Fortschritt vermummt, und darin besteht, in der kirchlichen Einheit des Staates allen Saft und alle Kraft des sozialen Geistes aufzusaugen." Die zweite Hälfte der Phrase ist ein reiner Galimathias, worin der Verfasser auf eine gewandte Weise die etwas übertriebene Gluth seines Gedankens löscht. Denken wir uns diese bilderreiche Metaphysik weg, so bleibt so viel stehen, daß der Geist des Fortschrittes die Jesuiten von sich stoße, daß der Geist des Fortschrittes überall sei, und daß er überall nur ein gehässiger, vermummter Despotismus sei. Alle Welt vermummt sich, alle Welt ist despotisch; nichts ist mehr einfach, offen und unterdrückt, als diese armen, unschuldigen Jesuiten.

„Die Universität schmeckt gewaltig nach dieser Bestrebung des Staates, alles unter das unversöhnliche Niveau einer unergiebigen Einförmigkeit zu biegen." (S. 32.) Wenn einmal die Jesuiten die einzigen Herren sein und mit Niemand ihre Macht zu theilen haben werden, dann wird offenbar weit mehr Abwechslung kommen, und die Einförmigkeit wird weit schönere Früchte tragen.

Die ehrlichen Leute, welche die Anklagen der kirchlichen Partei gegen die Universität anfänglich ernst genommen hatten, und im Innersten ihrer Seele darüber betrübt waren, weil sie die sonstigen Verdienste der Universität kennen, deßhalb dieses Institut lieben und es gerne vertheidigt hätten, diese Leute machten darauf aufmerksam, daß ja Religionslehrer in den Kollegien seien, und suchten daraus den Schluß zu ziehen, daß die Universität die Religion nicht verbanne. Sie träumten von irgend

einem innigeren Einverständnisse zwischen der Geistlichkeit und der Universität; sie trauten den Redensarten der Bischöfe und ihres Moniteurs, des Univers, worin versichert wurde, daß sie keinen höhern Wunsch haben, als den Staat zu unterstützen und ihm durch ihre Mitwirkung zu Hülfe zu kommen. Die naiven Menschen, die diesen heuchlerischen Worten Glauben schenken konnten, brauchen jetzt nur den zehnten Paragraphen des Herrn von Montalembert zu lesen:

„Die Universität begehrt die Mitwirkung der Geistlichkeit. Wahrhaftig, das glaube ich wohl, Priester Jesu Christi! Die Universität weiß recht gut, daß sie euern Einfluß nicht mit einem einzigen Schlag vernichten kann; deßhalb will sie euch in ihren Dienst nehmen, will euch ihre Livree anziehen. Ihr sollt von ihr eure Gage und euern Paß zu den neuen Generationen erhalten. Sie spricht euch um eure Mitwirkung an! Sagt sie euch, unter welchen Bedingungen? Ist es euer Geist, den sie einimpft?..."

Wie viel Galle, wie viel Haß in diesen Zeilen! Welch ein höllisches Talent, Zwiespalt zu zischeln und den Frieden zu vereiteln! Ach, Herr Graf, was für ein guter Jesuit Sie sind! Mit welcher Gewandtheit sind nicht diese insultirenden Ausdrücke gewählt: In ihren Dienst nehmen, eure Gage, ihre Livree. Man fühlt, daß sie vom Genius des Hochmuthes eingegeben sind. Ist das der Geist des Priesterthums, als dessen Vertreter und Organ Sie sich aufstellen? Es ist leicht auf Ihre Frage zu antworten: Nein, Gott sei Dank, das ist nicht der Geist, den die Universität ihren Schülern einimpft! aber der, den ihr den eurigen einimpfet. Die Welt wähle zwischen ihr und euch.

„Die katholische Kirche sagt zu den Menschen: Glaubet, gehorchet, oder lebet ohne mich. Sie ist weder die Sklavin, noch die Clientin, noch die Bundesgenossin jemandens, **sie ist Königin, oder sie ist nichts!**"

Ich weiß nicht, was die katholische Kirche eigentlich sagt, aber ich weiß, was das Evangelium sagt: Seid sanft und von Herzen demüthig. Es sagt nirgends: seid anmaßend, fanatisch, streitsüchtig; seid Könige oder seid nichts. Wenn die katholische Kirche wirklich denkt und spricht, wie ihr, so sage ich ihr voraus, und alle verständigen Leute werden es ihr mit mir voraussagen, daß sie auf immer verloren ist, verloren durch euere Leidenschaftlichkeiten, euere Tollheiten, euere Wuth, welche sie zu Boden schlagen, während ihr sie auf den Thron zu erheben gedenket. Ach, die katholische Kirche will also Niemandens Bundesgenossin sein! Sie muß Königin sein, oder sie muß gar nichts sein! Nun gut, eine Sache könnt ihr als gewiß annehmen, nämlich, daß sie nicht Königin sein wird. Sie sagt: Gehorchet, oder lebet ohne mich. Man wird sehr gut ohne die Jesuiten und ohne diejenigen leben, die ihre Inspirationen von ihnen empfangen. Sklaverei ist nothwendig, entweder für die Kirche oder für uns; euer Fanatismus erblickt oder gestattet keinen Mittelzustand; ihr habt

uns keine andere Wahl zu bieten. Nun so wisset denn, daß wir nicht zwei Revolutionen gemacht haben, um uns freiwillig der Sklaverei zu unterwerfen, und wenn ihr das nicht glaubet, so werden Thatsachen es auf sich nehmen, euch zu überführen.

Aber was ist das für eine Keckheit von einem einzigen Manne, und wäre es auch der Graf von Montalembert, im Namen der Kirche Frankreichs, im Namen der katholischen Kirche die Stimme zu erheben! Wer hat Ihnen dieses Mandat anvertraut, das Bossuet nur mit Zittern annahm? Niemand; Sie maßen es sich an. Und mit welchem Recht, mit welchen Ansprüchen? wer sind Sie? was haben Sie gethan? wo ist der Beweis für Ihr Genie? Sie sind der Graf von Montalembert, Pair von Frankreich und Jesuit. Wahrhaftig ein schöner Vertreter, eine würdige Personifikation der Kirche Frankreichs! Hätte diese Kirche Frankreichs, die sich vor zweihundert Jahren neben und nicht unter die römische Kirche setzte, hätte diese Kirche Frankreichs in ihrem Schoße noch Prälaten, ich will nicht sagen wie Bossuet, sondern nur wie Herr von Laluzerne, oder Herr von Boussset, man würde Ihnen Stillschweigen auferlegen und Ihre Narrheiten verläugnen. Leider sieht man nur zu deutlich, was aus dem französischen Episkopat geworden ist, da es duldet, daß Sie in seinem Namen, im Namen der katholischen Kirche, das Wort führen.

„Hätte die Kirche Frankreichs das Unglück gehabt, sich zu dieser Alternative (nicht Königin zu sein oder legitimistisch zu bleiben) gezwungen zu sehen, so wäre es ihr besser, sie wäre mit dem Legitimismus verbündet geblieben, als daß sie sich den Vortheil gefallen ließe, den man ihr anbietet, den sie aber glücklicher Weise niemals annehmen wird.“

So wären wir denn an dem Knoten der Sache angekommen. An einer andern Stelle schlägt sich der Herr Graf auf die Brust und bekennt seine Reue darüber, daß er so viel gethan habe, um nach 1830 den Priesterstand zu versöhnen. Er ist in Verzweiflung, daß es ihm so gut gelungen ist. Wahrhaftig, dazu hat er keinen Grund. Der Priesterstand verkaufte sich durch Vermittlung des Herrn von Montalembert. Heute betrachtet er den ansehnlichen Preis, welchen er in so zahlreichen Bezahlungen mit Wissen und im Angesicht der unzufriedenen Nation empfangen hat, nur noch als Draufgeld; er muß alles, muß ganz Frankreich haben, oder er bricht den Handel ab, und bringt seine schöne Treue dem Andenken Karls X. wieder, dem Prätendenten, der in einem Hause zu London allgemeine Hofversammlung hält. Gehet hin, ihr Herren, gehet hin, und der Himmel sei euer Geleitsmann. Ihr sehnt euch zurück nach den Fleischtöpfen Egypti, der Weg durch die Wüste eröffnet sich euch. Auch verliert man nicht viel, wenn man euch verliert, euch, die ihr Niemandens Bundesgenossen sein wollt. Im Gegentheil hat man dabei den Vortheil, daß man nicht mehr die Verrätherei unter der Firma Treue zu besolden braucht.

Herr von Montalembert spart selbst die Drohungen nicht gegen denjenigen, für den er so viel gearbeitet zu haben reuevoll bekennt. Er erinnert sich mit prophetischem Feuer, daß die Jesuiten den Thron der Nassau gestürzt haben, und indem er diese furchtbare Erinnerung Ludwig Philipp zuschleudert, entfernt er sich majestätisch. Wahrhaftig, dieß alles ist zum Erbarmen! Auf der einen Seite welche Schwäche, und auf der andern welche Beharrlichkeit, sie zu mißbrauchen! Es ist die Geschichte von Orgon und Tartüffe.

Der öffentliche Unterricht, die Freiheit des Unterrichts ist die Veranlassung dieses karlojesuitischen Manifestes. Ihr habt das förmliche Bekenntniß des Legitimismus gesehen; das Geständniß des Jesuitismus ist nicht minder bestimmt:

„Man muß es also fühlen und muß den Muth haben, es ohne Umschweife und ohne Hinterthüren auszusprechen: die Erziehung kann nur durch die religiösen Kongregationen tüchtig regenerirt und geläutert werden. Es ist nicht mehr als billig, daß man unter denselben einen erhabenen Rang diesen Jesuiten anweist, die....“ Folgt sofort das Loblied auf die Jesuiten.

Wir wissen jetzt, woran wir uns zu halten haben. Die Broschüre des Herrn von Montalembert hat das letzte Losungswort der Partei ausgesprochen; es lautet: Die Jesuiten und die ältere Linie, oder die jüngste Linie und die Jesuiten, was vollkommen auf das Gleiche hinausläuft. Aber ein Mittelding ist nicht möglich; Herr von Montalembert gibt bekanntlich keines zu; er will alles oder nichts, und da er an den Gesinnungen der Nation ein wenig zweifelt, so stellt er sich alsbald auf den Kriegsfuß. Der Bevollmächtigte der Kirche Frankreichs wird plötzlich ihr Generalissimus. Er zählt seine Truppen, er läßt sie Revue passiren, er hält Reden an sie; er zeichnet ihnen seinen Feldzugsplan vor: „Wenn die Bischöfe die Theilung mit dem Staate annehmen und ihr göttliches Recht an die Erziehung der Kinder auf den Besitz ihrer kleinen Seminare beschränken, dann ist es hunderttausendmal besser, gleich von jetzt an zu schweigen.... Zwischen den Katholiken und der Universität muß der Krieg eröffnet und es darf kein Waffenstillstand gestattet werden, bis letztere wieder zum Range einer großen Staatsbeamtung erniedrigt ist.“ Nicht wahr, das heißt, bis sie von den Jesuiten, die Niemandens Bundesgenossen sind, denen aber Jedermann als Bundesgenosse dienen muß, erdrückt sein wird?

Herr von Montalembert besitzt einige Eigenschaften eines Parteiführers. Es ist dieß nicht die Kaltblütigkeit, aber eine gewisse Sicherheit des Blicks, welche ihn die Ereignisse ziemlich richtig voraussehen läßt und ihm nicht gestattet, Bedenken zu tragen oder sich über seine Streitmittel Illusionen vorzumachen. Er begreift, daß Frankreich seine lieben Jesuiten verwünscht, und gewiß hat es das Recht dazu theuer genug bezahlt. Er sieht sie durch das Gesetz, welches im Werke ist, ausgeschlossen, er

blickt sich um, auf was er seine Hoffnung stellen und von welcher Seite ihm Hülfe gegen die Universität kommen soll.

Von Seiten der Pairskammer, Nichts!

Von Seiten der Deputirtenkammer, Nichts!

Von Seiten des Hofes, Nichts, „außer mehr oder weniger wohlwollende Redensarten."

Was bleibt ihm also übrig? Das Mittel der Medea: Ich, sage ich, und das ist genug; man sehe, wie er seine Anordnungen trifft:

„Die Katholiken (die Jesuiten) werden niemals etwas erlangen, bis sie eine ernstliche Verlegenheit geworden sind; dann erst wird man mit ihnen abrechnen." (S. 67.)

Wie können die Katholiken die ernstliche Verlegenheit werden, welche der fromme Herr von Montalembert predigt? Durch die Wahlen. An vielen Orten werden die Katholiken, wenn sie sich nur zählen wollen, die zahlreicheren sein: „Man braucht sich nur zu verstehen und zu kämpfen!" Herr von Montalembert ist kriegerisch; er begehrt nichts als Wunden und Beulen, er schreibt auf seine Fahne den trotzigen Spruch: „Die Freiheit läßt sich nicht annehmen, sondern nur erobern!" Warum denn, Herr Graf? Warum würden Sie, wenn man Ihnen die Freiheit schenkt, sie nicht annehmen, und muß sie denn durchaus erobert werden? Sie gehören nicht zu denen, welche sagen: das Geld oder das Leben! Sie haben die Sache vervollkommnet und rufen: das Geld und das Leben! Ich wundere mich nicht mehr, daß Sie und Ihre Jesuiten sich nicht mit der Freiheit begnügen wollen, die man Sie genießen ließ und die gewiß nicht klein ist: sie war ja nicht erobert. Nein, das war sie wahrhaftig nicht, denn man hat sich euch entgegengestürzt, um sie euch anzubieten; ich glaube sogar, man hat euch fußfällig gebeten, sie gnädigst anzunehmen. Die Regierung hat sich recht absichtlich zugezogen, was ihr jetzt auf den Hals kommt. Ihre ergebensten Freunde sind gezwungen, anzuerkennen, daß ihr blos geschieht, was sie verdient hat.

„Um mit der gemeinschaftlichen Feindin zu Ende zu kommen, müssen die Katholiken sich mit einem festbeschlossenen Plane auf den Kampfplatz der Wahlen begeben, sie müssen alle ausstoßen, die sich nicht verpflichten, für sie zu arbeiten." Mit andern Worten: man muß die Kammer mit Jesuiten füllen.

Aber die Provinz ist da und dort liberal. Nicht alles in Frankreich ist eine Vendee. Bearbeiten wir die Provinz, damit sie uns Deputirte nach unserm Herzen und nach dem heiligen Herzen schicke. Das Mittel ist einfach: man darf nur alle Journale in der Provinz aufkaufen und sie fortan von Jesuiten redigiren lassen. Es besteht bereits ein Verein von wohlhabenden jungen Leuten, der sich dieses Resultat zum Ziele gesetzt hat. Herr von Montalembert beschämt den Eifer seiner Katholiken mit

dem Beispiele dessen, was in Spanien vorgeht, wo man mit Bewunderung überall dem Katholizismus gewidmete Journale erstehen sieht, während man bei uns ihrer kaum drei oder vier zählt! Indeß kann man bereits sehen, wie viel Gutes diese drei oder vier Blätter durch ihre Verunglimpfungen und Verläumdungen gestiftet hgben: „Wie würde es erst werden, wenn für jede unserer Provinzen ein periodisches Organ bestände, das die Bestimmung hätte, die Familienväter an ihre Rechte und ihre Pflichten zu erinnern, den Schleier, welcher die Erbärmlichkeiten und Ungebührlichkeiten der Universität bedeckt, keck wegzureißen; mit einem Wort, für die Katholiken einen Heerd der Einigung, des Muthes, der Wachsamkeit und der Ergebenheit zu bilden!“

Die Broschüre des Herrn von Montalembert faßt alle ihre Vorgängerinnen auf demselben Wege zusammen und läßt sich selbst in folgende Paar Zeilen zusammenfassen:

„Die Religion muß den Staat absorbiren, und die Religion ist die Gesellschaft Jesu.

„Bedenket ihr euch, so hemmen wir sogleich das Räderwerk der Regierung und lassen die Maschine in die Luft springen. Es soll der Dynastie Ludwig Philipps ergehen, wie der der Nassau!

„Man entscheide sich schnell; die Fackel ist angezündet, und wir halten das Brecheisen an den Fuß des Thrones.“

Dieß ist der Kern der Broschüre des Herrn von Montalembert. Es mag vielleicht zu bedauern sein, daß der Verfasser Pair von Frankreich ist, aber es ist von unbestreitbarem Nutzen, daß er geschrieben hat. Frankreich ist ganz entschieden, und sobald es ihm gefällt, wird der Ausgang des von den Verwegenen der Geistlichkeit begonnenen Kampfes nicht lange auf sich warten lassen und nicht zweifelhaft sein. Gleichwohl wird Frankreich, da es seine Karten in die Hände der Regierung gelegt hat, diese zuerst spielen lassen; aber sie mag wohl auf ihrer Hut sein und sich namentlich über die Rathschläge des Herrn Martin bedenken! Das wahrste Wort, das in diesem ganzen Streite gesprochen worden, ist aus Herrn Michelets Munde gekommen: „Um uns eurer zu entledigen, haben wir eine Dynastie verjagt und würden nöthigenfalls ihrer noch zehn verjagen.“

§ 2.

Der Abbé Combalot.

Der Stand der Frage, der Wunsch der Partei, welche sich die katholische nennt, sind in der Schrift des Herrn von Montalembert eben so klar als vollständig dargelegt; es lassen sich ihr schlechterdings keine weitern Notizen beifügen, die etwas Neues brächten.

Ich werde mich der Mühe überheben, von den letzten Briefen des Bischofs von Chartres zu sprechen, der bereits an der dreißigsten oder vierzigsten Variation seines ersten Schreibens ist. Es ist dieß immer der Pantheismus, die deutsche Philosophie, die Universität, die als Zusammenfluß aller Ketzereien erklärt wird, da sie das Christenthum abschaffen will, um an seine Stelle eine Religion nach ihrer eigenen Manier, nach türkischer Weise, à la Châtel u. s. w. zu setzen. Bedecken wir mit dem Mantel der christlichen Liebe diese Schwachheiten eines siebenzigjährigen Prälaten, zumal da sie nicht mehr gefährlich sind.

Der Abbé Combalot, derselbe, welcher am 2. November 1843 über den Text gepredigt: „Man muß der Geistlichkeit die Register des Civiletats zurückstellen," hat eine Denkschrift, um sich Raths zu erholen, herausgegeben, welche die Schmähschreiben des Abbé Desgarets oder des Abbé Bedrine noch bei weitem überbietet. Man muß in der That diese Denkschrift zu Rathe ziehen, um zu erfahren, wessen ein Mensch fähig ist, der sich den Leidenschaften des giftigsten Hasses hingibt. Wenn ich sage ein Mensch, so muß man noch besonderes Gewicht auf den Stand dieses Menschen legen. So viel ist gewiß, daß ein Laie niemals derartige Mittel aus seiner Wuth schöpfen könnte. Wer noch nicht weiß, was ein rasender Priester ist, und wer es gern erfahren möchte, der lese nur folgenden Auszug:

Die Universität bildet „prostituirte Intelligenzen, welche in der Tiefe der Hölle die Verherrlichung des Bagno, der Blutschande, des Ehebruchs und der Empörung holen. — Es sind dieß die Kinder der Universität, die ihre Festmahle mit barbarischen Orgien besudeln. — Sehet es einmal an, dieses Gewühl von Journalisten, von Feuilletons- und Flugschriften-Fabrikanten, die aus den Höhlen des Monopols hervorkommen und im Abgrunde des Bösen nachgraben, um Ungeheuer zu Tage zu fördern.

„Der Prophet hat sie mit einem einzigen Pinselstriche gemalt, wenn er sagt: Sie haben keine Freude, außer im Bösen, und die verruchtesten Dinge versetzen sie in Entzücken! Derselbe Prophet hat die ganze Gottlosigkeit ihrer Gedanken durchschaut; er ist hinabgestiegen in die Seelen dieser Skribler der Nacht, wenn er hinzufügt: Die Gottlosen schlafen nur, nachdem sie das Böse gethan haben; der Schlaf flieht von ihrem Lager, bis sie Frevel ausgedacht haben.

„Die Universität treibt die jungen Generationen zur Verdummung des Verstandes. Sie macht den Schüler zum Automaten. — Sie verdoppelt alle Mächte des Menschen zum Bösen. Indem sie sich auf alle Fähigkeiten des Menschen zu gleicher Zeit legt, reizt sie die natürliche Verkehrtheit derselben und steigert ihre ganze verderbliche Energie. — Sie giebt die Schüler nur den Instinkten des Viehes hin, sie leben nur noch von der materiellen Seite ihres Daseins. Diese Begierden, laster-

haften Gewohnheiten, unnatürlichen Gebräuche, fluchwürdigen Sitten werden dann der herrschende Karakter der in den Kollegien erzogenen Generation.

„Man würde die Welt mit Entsetzen erfüllen, wenn man die Scenen der Gottlosigkeit, der religionsschänderischen Gräuel und Aergernisse erzählen wollte, die in der Geschichte der Lehranstalten des Monopols so häufig geworden sind. O, wie zentnerschwer müssen diese Menschen an ihrem Gedächtnisse zu tragen haben, die einen Gehalt einstreichen für die Ermordung der Seelen und des Glaubens der heranwachsenden Geschlechter!

„Die schändlichsten Bücher, die unfläthigsten Feuilletons sind die Moralkatechismen geworden für die Kinder ihrer Lehranstalten u. s. w."

Hat man je einen solchen Besessenen gesehen? Der Fanatismus allein würde nicht so weit gehen; offenbar ist der Abbé Combalot gebissen worden, und dieses Unglück muß ihm selbst den einfachsten Schimmer von gewöhnlichem Menschenverstande genommen haben, sonst müßte er einsehen, daß ein solcher Wahnsinn sich durch sein eigenes Uebermaß zu Grunde richtet, und daß er durch dieses Benehmen der Universität nicht schaden kann, sondern im Gegentheil in die Hände arbeiten muß. Man muß ein Narr sein, um das eben angeführte Bruchstück schreiben zu können, aber von Verruchtheit zeugt es, nachfolgende Zeilen auszudenken und drucken zu lassen:

„Schlagt mit dem Schwerte der Exkommunikation die Kapellen der Universitätskollegien zu Boden. Das Opfer Christi werde nicht mehr auf entheiligten Altären geboten; die Stimme des Priesters schweige auf immer unter diesen Gewölben, welche Zeugen so großer Gottlosigkeit und so vieler Gotteslästerungen geworden sind. Trennet das Licht von der Finsterniß und Jesum Christum von Belial. Lasset vom Throne der Wahrheit und Gerechtigkeit, auf welchem ihr sitzet, einen feierlichen Bannstrahl herabfallen auf Lehranstalten, worin man euere Kinder unterweist, Gott zu entbehren und das Blut und die Gnade Jesu Christi zu verachten. Verbietet den Pfarrern in den Gemeinden, zur ersten Kommunion und zum christlichen Osterfeste diejenigen katholischen Kinder zuzulassen, welche das Monopol noch in seinem Schoße zurückzuhalten sich bemühen würde, nachdem ihr es mit dem Zeichen eurer ewigen Verfluchungen bezeichnet haben werdet*)."

---

*) Der Abbé Combalot ist wegen seiner Broschüre vor das Zuchtpolizeigericht gestellt und zu vierzehntägiger Gefängnißstrafe verurtheilt worden, was mehreren Bischöfen fortwährend noch Stoff zu neuen Tiraden gibt, deren Ton an Giftigkeit alles bisher Gelesene weit hinter sich läßt. Anm. d. Uebers. (April 1844.)

Welch eine Partei, die Leute, welche solcher Abscheulichkeiten fähig sind, hervorbringen kann und anzuerkennen wagt!

Man sagt wohl, der gesunde Theil, welcher die Mehrheit der Geistlichkeit bildet, mißbillige diese Uebertreibungen und seufze im Stillen darüber. Allein er sollte sich laut und unverholen dagegen aussprechen und die Gesammtverantwortlichkeit von sich stoßen. Wenn man die Lüge und Verläumdung ohne Protestation hingehen läßt, macht man sich nicht dadurch selbst zum Lügner und Verläumder? Aber in unserem Jahrhundert gilt es schon für ein großes Verdienst, wenn man schweigt und sich nur nicht handelnd denjenigen anschließt, welche die Gerechtigkeit und Wahrheit niedertreten wollen. Dieses Schweigen ist der höchste Grad, zu welchem sich die Tugend selbst bei den Geistlichen versteigt.

Die vernünftige Geistlichkeit seufzt, aber wenn inzwischen die wahnsinnigen Broschüren der Abbés Combalot, Treilhou, Moutonnet*) und Anderer der Geistlichkeit irgend einen Vortheil verschaffen könnten, so würde die Geistlichkeit bei allem ihrem Seufzen sich kein Gewissen daraus machen, denselben zu benützen. Indessen wartet sie und steht zu. Ziemt sich dieses Benehmen auch für aufrichtige und loyale Männer?

Auf gleiche Weise hütet sich die Regierung wohl, ihre in der gehässigsten Art beschimpften Beamten offen in Schutz zu nehmen; denn wer weiß? vielleicht wird man ein Mittel finden, sich zu vergleichen, wenn die Geistlichkeit in Folge etlicher Zugeständnisse sich herbeiließe, ihre Unterstützung zwar nicht anzubieten oder zu versprechen, aber doch zu verkaufen...

So hat man auf beiden Seiten nur ein Handelsgeschäft im Auge. Wahrheit, Gerechtigkeit, Recht, Anstand, alles opfert man ohne Scham und ohne Reue der Aussicht, diesen Handel so vortheilhaft als möglich abzuschließen.

---

*) Der Abbé Treilhou, Kanonikus von Alby, hat gegen das Collége dieser Stadt eine Flugschrift herausgegeben, von welcher der Gemeinderath nach vorhergegangener Untersuchung erklärt hat, sie enthalte nichts als lügenhafte und verläumderische Behauptungen.

Der Abbé Moutonnet von Avignon ist Verfasser einer Flugschrift im Paradestyle. Man kann sie aus einer einzigen Phrase beurtheilen: „Es ist nicht unsere Sache, zu sagen, wie der alte Schweif Voltaires, der seit langer Zeit in den Koth gefallen war, sich endlich der Universitätsperücke angeheftet, sich allmählig wieder aufgerichtet und zuletzt das ganze Haupt dieses erlauchten Körpers bedeckt hat; die Hauptsache ist, auf eine Art, welche selbst die entschiedensten Freunde der Universität bekehren muß, darzuthun, daß der Unterricht des Monopols im Allgemeinen ein gottloser ist."

Man sagt, die Behörde habe eine Untersuchung gegen den Abbé Moutonnet eingeleitet; dieß wäre allzuviel Ehre für eine solche Hanswurstiade: **dat veniam corvis.**

„Es ist schon lange her," ruft J. J. Rousseau, „daß man an die Stelle der Gerechtigkeit Staatskonvenienzen hat treten lassen!" *) Aber es kommt ein Augenblick, wo in Folge allzuvieler Verfälschungen dieser Art die Gerechtigkeit nicht mehr möglich ist und der Staat im Kothe stecken bleibt. Dieser Tag ist gekommen.

---

*) Brief an Herrn von Beaumont.

Dritter Theil.

Der Unterricht der Jesuiten.

Erstes Kapitel.

Die Geschichte Frankreichs in den Lehranstalten der Jesuiten.

Doch lassen wir die Nebenbuhlerschaft zwischen der Universität und den Jesuiten bei Seite. Stellen wir keine Vergleichungen mehr an; auch sind wir vielleicht beim ehrlichsten Willen und ohne es selbst zu wissen nicht unbefangen genug, um ein gesundes, ganz vorurtheilfreies Urtheil zu fällen. Um was handelt es sich am Ende? um das allgemeine Beste: etwas anderes wollen wir nicht. Die Jesuiten verlangen, die französische Jugend zu erziehen und sie allein zu erziehen. Nun gut! schauen wir, ob sie die Fähigkeiten dazu besitzen; schauen wir, was ihr Unterricht an und für sich betrachtet und abgesehen von jedem andern Interesse als dem des Vaterlandes ist: **Salus populi suprema lex esto.** Wenn diese Leute das Rechte thun, so wollen wir sie nehmen; die Universität mag dann zusehen, was aus ihr wird. Wir wollen sie uns schon jetzt als todt, als ausgestrichen aus der Liste der Lebendigen, als zerstört, vernichtet denken. Wir kennen ihren Namen nicht mehr und wissen uns ihrer nicht mehr zu entsinnen; das soll ausgemacht bleiben.

Entfernen wir überdieß, um die Frage zu vereinfachen, alles was sich auf das Studium des Griechischen, des Lateinischen, der Wissenschaften und der lebenden Sprachen bezieht. Mein Gott, was liegt denn daran, ob man ein Bißchen mehr oder weniger weiß? Die gründliche Kenntniß der Chemie und der Algebra ist weder zur Tugend, noch zum Glück unentbehrlich. Wenn ihr den Homer nicht im Original lesen könnet, so könnet ihr ihn doch in der Uebersetzung lesen. Mit einem Wort, es

ist erlaubt, kein Baccalaureus zu sein; aber es ist schlechterdings nothwendig, daß man ein ehrlicher Mensch und ein guter Bürger ist.

Sehen wir denn in der Kürze, wie man bei den Jesuiten die Geschichte und die Philosophie lehrt; überdieß wollen wir diese Untersuchung noch auf die Geschichte Frankreichs und die Moral beschränken. Wir verlangen nur das Allerunentbehrlichste.

Die Partei, welche sich mit Ausschließung jeder andern als die katholische betitelt, macht große Ansprüche darauf, den Geist der Freiheit und des Fortschrittes zu vertreten. Fortschritt und Freiheit sind die zwei einzigen Worte, welche sie im Munde führt. Fortschritt und Freiheit! haben sie auf ihre Fahne geschrieben. Auch von ihrem Patriotismus erheben sie großen Lärm. Aber man nehme alle Werke, welche sie herausgegeben haben, zumal diejenigen, welche sich auf die Nationalgeschichte beziehen, und man wird sich überzeugen, daß sie nichts, als die abgöttischste Verehrung des alten Systems und den fanatischsten Haß der Grundsätze athmen, aus denen unsere zwei Revolutionen hervorgegangen sind. Hier muß man die Wahrheit über ihre Gesinnungen suchen. So lange man nicht in diese Bücher blickt, lügen sie nach Belieben und nehmen diejenige Maske an, mittelst welcher sie sich das öffentliche Mitgefühl am sichersten zu erwerben hoffen; aber die Maske ist schlecht angeheftet: nichts leichter, als sie fallen zu machen. Ein Blick auf die Art und Weise, wie sie die Nationalgeschichte lehren, wird auch dem blödesten Auge klar machen, was der Patriotismus der Jesuiten in Wirklichkeit ist, und welchen Werth man ihrer plötzlichen Leidenschaft für Fortschritt und Freiheit beizulegen hat.

Die Geschichte Frankreichs, die von dem ehrwürdigen Pater Loriquet, **ad majorem Dei gloriam**, in Saint-Acheul verfaßt worden ist, genießt eine Berühmtheit, welche uns jeder ins Einzelne gehenden Prüfung überhebt. Man hat alles gesagt, wenn man den Pater Loriquet, derzeit Direktor des Hauses in der Poststraße, mit Namen genannt hat. Jedermann weiß, daß der für den Ruhm seines Ordens und der Restauration schreibende Verfasser niemals Lügen genug gehabt hat, um die Thatsachen zu entstellen, noch Injurien und Verläumdungen genug gegen die großen Männer, welche von 1789 bis 1815 Frankreich mächtig und unter allen Nationen geehrt gemacht haben. Sollte Jemand den Pater Loriquet nicht kennen, so darf man ihm nur sagen, daß er ein Mensch ist, der unsere Armee auf dem Schlachtfeld von Waterloo mit Hohn überschüttet und mit den Russen, den Engländern und Preußen triumphirt. Nach der Erzählung, daß die Trümmer der kaiserlichen Garde sich zu ergeben verweigerten, fügt der jesuitische Geschichtsschreiber hinzu: „Man sah diese Wahnsinnigen auf einander schießen und einander tödten unter den Augen der Engländer, welche dieses seltsame Schauspiel mit Grauen und Entsetzen erfüllte.“ (Ge-

schichte Frankreichs zum Gebrauch der Jugend, *A. M. D. G.* Ausgabe von 1843.)

Man wird Mühe haben, zu glauben, daß der Pater Loriquet der gemäßigtste und besonnenste unter den Schriftstellern der Familie ist. Seine Geschichte Frankreichs wird immer als ein Phänomen in ihrer Art aufgeführt; weil sie ihrer Zeit großes Aergerniß bereitet hat und man keine andern kennt. Die Jesuiten entziehen die Bücher, welche sie zum Gebrauch ihrer Schulen fabriziren lassen, so sorgfältig dem allgemeinen Tageslicht! Beiläufig gesagt, es ist eine merkwürdige Sache um das Talent, womit sie die Publizität auszudehnen und in den ihnen beliebigen Grenzen zu halten wissen mit einem: bis hieher und nicht weiter! Sie kennen ihre Welt; sie verproviantiren sie reichlich, sogar überflüssig, und es ist ein großer Zufall, wenn ein Exemplar den um ihre Adepten herum scharf abgezeichneten Zirkel überschreitet. Inzwischen kann dieser Zufall einmal eintreten.

Das erste Buch, das mir unter die Hand kommt, ist eine von Herrn E. Lefranc mit Noten versehene, in Lyon bei den Gebrüdern Periſſe erschienene und von den kirchlichen Erziehungsanstalten eingeführte Geschichte Frankreichs. Herr Lefranc hat für die Erziehung des Herrn Herzogs von Bordeaux eine Masse Bücher, Elementarwerke, Geographien, französische Grammatiken, Geschichten u. s. w. zusammengeschrieben. Er ist der bevorzugte Geschichtschreiber und Grammatiker der religiösen und legitimistischen Schulen geblieben.

Die Reichsstände von 1789 werden von dem kongreganistischen Historiker als eine ungesetzliche und meuterische Zusammenrottung, eine Usurpantenversammlung, die man in ihrem Werk der Zerstörung nicht aufzuhalten vermochte, bezeichnet. — Die Männer von 1789 sind wahre Räuber, „die sechszigtausend an Zahl, nachdem sie Plünderung und Entsetzen nach Paris gebracht, am 14. Juli die Bastille belagern.“ Die Deputirten der konstituirenden Versammlung sind meineidige Herzen; die gesetzgebende Versammlung ist ein Barbarensenat (S. 466—486), und die Mitglieder dieses Senats, vollgepfropft von Verbrechen und Räubereien, trunken von Wein und Blut, geben sich Genüssen hin, wovon der Verfasser wohlgefällig ein treues Gemälde der Jugend vor die Augen führt. Hier die ersten Züge davon, die auf das Uebrige schließen lassen: — „Man sah in diesen Tagen des Entsetzens die Mörder um ihre zuckenden Opfer herum singen und tanzen, die Eingeweide ihnen herausreißen, ihr Blut saufen, ihr Fleisch auf den öffentlichen Plätzen braten und sich damit sättigen.“ (S. 188.) Auf diese Art schreiben die Jesuiten die Geschichte Frankreichs; so würdigen sie die Revolution. Sie lehren die Jugend, der Convent sei „eine Verbrecherversammlung gewesen, gegründet unter dem Dolch Egalités, in welchem alle Verbrechen sich zusammenfassen.“ (S. 489—493.)

Philipp Egalité wird darin einmal ums andere Mörderfürst, verächtliches Spielzeug der Maratisten, Ungeheuer, Schandbube genannt, und es ist häufig von seinem teuflischen Genie die Rede. Man muß gestehen, die herrschende Dynastie wird gut belohnt für ihr zuvorkommendes Benehmen und die Zugeständnisse, welche sie tagtäglich, selbst mit Gefahr, ihre eigene Sicherheit bloßzustellen, der Sakristei macht!

„Als Bonaparte Toulon von den Engländern, welchen der Verrath es überliefert hatte, zurückeroberte, machte er aus dieser getreuen Stadt eine ungeheure Gluthpfanne, und die Republikaner fanden darin ebenso viele natürliche Verbündete, als Galeerensträflinge da waren." Ist dieß nicht ein artiger Zug? „Alle zusammen (versteht sich, die Republikaner und die Galeerensträflinge) erwiesen sich grausamer, als die Flammen, und verschonten keinen Royalisten, den sie erreichen konnten. Das Kartätschen- und Flintenfeuer, das an die Stelle der Guillotine gesetzt wurde, opferte tagtäglich Hunderte hin. Eines Tages — dieß muß man sich wohl merken! — eines Tags, als man bemerkte, daß die Kugeln Einige verschont hatten, rief man ihnen zu: Diejenigen, die nicht todt sind, sollen aufstehen; die Republik verzeiht ihnen! Sie standen auf und wurden auf der Stelle mit Säbeln oder Flintenschüssen vollends umgebracht." (S. 508.)

Und die erbaulichen Briefe der Missionäre von 93, von Herrn Fabry, fügen hinzu: „Man weiß nicht genau, aus welchem Munde der mörderische Ruf kam; die Einen schreiben ihn Freron zu, die Andern Buonaparte, welcher die Artillerie befehligte." (S. 78.)

Ist dieß wohl des schmählichen Betrugs genug? Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß das Buch von einem Ende zum andern in demselben Tone abgefaßt ist. Der Geist, der eine solche Seite diktirt hat, bleibt nicht bei einer einzigen stehen; es wäre nicht der Mühe werth. Der Autor verherrlicht die Vendee und ihre Chouans, und fragt sich dann, was das Vaterland ohne seinen Glauben, ohne seine Freiheit, ohne seinen König anderes sei, als ein eitles Wort, dessen sich das Verbrechen bediene, um die Dummheit zu täuschen? (S. 257.) Dieß ist das Buch, das die kirchlichen Collegien für den Unterricht der französischen Geschichte eingeführt haben; dieß die Grundsätze, welche man allda der Jugend predigt. Und diese Leute, welche alle unsere entschwundenen Berühmtheiten mit Schimpf und Verläumdungen übergießen, haben das Vorrecht, ungestraft die Männer und Einrichtungen unserer ehrenreichsten, berühmtesten Tage anzugreifen und zu höhnen. Was wollen sie? Allerdings nicht viel; sie wollen blos die Erlaubniß, allein und in solchen Grundsätzen Kinder zu erziehen, deren Väter möglicher Weise der Einnahme der Bastille oder der Wiedereroberung von Toulon u. s. w. angewohnt haben.

Vorgestern glänzte der Name des Herrn E. Lefrane auf der Liste der Wall-

fahrer, welche aufgebrochen sind, um ihren König von Frankreich in London zu begrüßen; und Tags darauf sagte das Univers zu seinen Lesern: „Wir können wenige so treffliche Elementarbücher, wie den **Abriß des Geschichtskursus**, von Herrn E. Lefranc, zum Gebrauch der **Primärschulen** ersten und zweiten Grads. Die jungen Kinder werden darin finden, was für ihr Alter paßt!“ *) u. s. w. Folgt sofort ein pomphaftes Lob auf diesen Geschichtskursus, in welchem die Kinder hauptsächlich finden werden, was für die Jesuiten paßt.

Aber unstreitig das Merkwürdigste, was die Jesuiten für den Unterricht in der französischen Geschichte von ihrem Gesichtspunkte aus geleistet haben, sind die **Jahrbücher Frankreichs** von Delandine von Saint-Esprit **), die einen Theil der **katholischen Bibliothek** bilden. Es sind zwölf Bände, wovon jeder für sich als ein eigenes Buch betrachtet werden kann, wie jeder Akt von Astrate ein ganzes Stück ist; die Republik, — das Konsulat, — das Kaiserreich, — Geschichte des Christenthums unter dem Zelte u. s. w. Beschränken wir uns, einen Blick auf die **Republik** zu werfen. Man kann das Ganze nach den Müsterchen beurtheilen.

Kommt her, ich will euch Wunder singen!

könnte Herr Delandine dem Leser keck zurufen, denn wahrhaftig, alles in seinem Buche, die Gedanken und der Styl, gehört ins Reich des Wunderbaren.

Um vorerst philosophisch zu verfahren und von der Ursache auf die Wirkung zu kommen, was meinet ihr wohl, daß die Ursachen der Revolution von 89 gewesen sind? etwa, daß die Mißbräuche unter der Geistlichkeit und dem Adel aufs Höchste gestiegen, daß die Nation mit Füßen getreten und ihre Rechte verkannt waren, daß mit einem Wort die langjährige Unterdrückung unerträglich geworden war und die Empörung nothwendig daraus entstehen mußte? Gott bewahre, nichts von allem dem! die Freimaurerei ists. Der Herzog von Orleans war Freimaurer, Rosenkreuzer, Ritter Kadosch, was weiß ich? In der Sitzung, wo man ihn aufnahm, ließ man ihn den Gliedermann eines gekrönten Königs erdolchen: „Er stieß ihm die Klinge in die Brust; Blut spritzte heraus; er erbleichte nicht. — Nimm dieses Schwert und schlage dem Körper, den du so eben getödtet, den Kopf ab! —

---

*) 31. Dezember 1843.

**) Von Saint-Esprit, weil er im Jahr 1815 mit dem Herzog von Angoulême auf dem Pont Saint-Esprit verhaftet wurde. Die Höflinge gaben dem Herrn Delandine damals den Spitznamen Herr von Saint-Esprit, und Ludwig XVIII., der ein sehr witziger Herr war, trieb den Spaß so weit, daß er diesen Namen durch eine ins Bülletin des Lois aufgenommene Ordonnanz bestätigte, welche Herr Delandine selbst in seiner Geschichte Napoleons nicht ohne Stolz mittheilt. Man muß die Nachwelt auch gründlich belehren.

Der Kopf wurde abgeschlagen und der Adept hielt ihn hoch in seiner Rechten; in der Linken behielt er den blutgefärbten Dolch." (S. 27.) Der Herzog von Orleans ist es, der die Revolution gemacht; er ist es, der die Metzeleien befohlen, die Menschenmetzger in Brigaden eingetheilt und besoldet hat: „Bei jedem Schlag sprang ein Name heraus, und dieser Name wurde ganz leise von Ohr zu Ohr gesagt; denn die höchstgestellten Männer verschwanden, wenn sie das Geheimniß der Verschwörung hatten." (S. 165.) Man glaubt, die Rhapsodien Monjoies oder des Abbé Barruel zu lesen. Der Herzog von Orleans läßt im Walde von Vezinet einen Finanzmann ermorden, um ihm die Quittung für eine bedeutende Summe zu stehlen, welche der Fürst ihm schuldig war, und die der unglückliche Gläubiger im Vertrauen auf das Wort des Herzogs einkassiren zu können glaubte. Hat Philipp Egalité etwa nicht genug an seinen bewiesenen Verbrechen, daß man noch Verläumdungen hinzufügen muß?

Die gemessenen Vorstellungen des Herrn von Espremenil veranlassen den Verfasser blos zu der lächerlichen Bemerkung gegen die Parlamente: „Die parlamentarische Toga war zu allen Zeiten eine von den Fahnen der Aufwallungen in Frankreich gewesen." (S. 107.) Die Reichsstände ziehen sich seine, wie auch des Herrn Lefranc Entrüstung zu. Es ist dieß eine Versammlung von Meuterern. Nachdem er Mirabeaus berühmte Erklärung an Herrn von Dreux-Brezé: Sagen Sie Ihrem Herrn u. s. w. berichtet, fügt er in betrübtem, vorwurfsvollem Tone hinzu: „Man gebrauchte die Bajonette nicht!"

Sieyes hatte die Fragen gestellt und gelöst: was ist der dritte Stand? — Alles. — Was ist er bis jetzt gewesen? — Nichts. — Was verlangt er zu sein? — Etwas. „Ja", ruft Herr Delandine von Saint-Esprit, „er verlangte etwas zu sein: König an der Stelle des Königs!" (S. 144.) Auch tadelt er förmlich das Benehmen Ludwigs XVI., „dessen ganzes Unglück seine Quelle in seiner Herzensgüte hatte... er gab nach, gab so lange nach, bis man nicht mehr wußte, ob ihm Macht genug bleiben würde, um König zu sein!" Dieß war wenigstens nicht die Schuld von Herrn Delandine Vater, der, wie uns sein Herr Sohn berichtet, Ludwig XVI. die Stütze seines Talentes anbot und auf die Tribüne stieg, um Grundsätze in die Spalten des Gesetzes einzufügen." (S. 145, 146.) Wenn der Vater ein ebenso gewaltiges Genie war, wie der Sohn, so kann man Ludwig XVI. nicht darum tadeln, daß er das Anerbieten ablehnte.

Diese angebliche Geschichte ist nichts als eine Anhäufung von Anekdoten, die größtentheils verdächtig oder geradezu erlogen, alle aber blutig und kothig sind, alle zum Fanatismus, zur Rache, zu Reaktionen, zum Bürgerkriege aufreizen. Daß man Gründe haben kann, die Revolution zu hassen und in der Geschichte zu verfolgen, begreife ich, alles zusammengenommen, schon; aber ist es denn unmöglich,

halbwegs vernünftig zu sprechen, wenn man gegen sie deklamiren will? „Den Revolutionen ist ihr Mannesgewand mit starken Banden in die Verschwörungen eingewoben. Der Schweiß des Volkes und die Blutstropfen, die auf den Einschlag fallen, dringen durch.“

Ein Kapitel hat die Ueberschrift; der 14. Juli 1789. Ihr glaubt vielleicht, dieß sei der Bericht über die Einnahme der Bastille? Keineswegs. Das ganze Kapitel ist ausgefüllt mit der Anekdote von dem Maire von Saint-Denis, welchen man im Glockenthurme gefangen nahm, und den ein altes Weib mitten auf der Straße zu erwürgen verlangte: „Der Antrag der Bacchantin wird angenommen; sie setzt sich, zieht aus der Tasche eines jener kleinen Messer, die man eustaches nannte, und so oft sie ihm die Klinge in die Kehle stößt, sagt sie: Spürst du nicht eine gewisse Frische?“ In solchen Eckel erregenden Thatsachen liegt, nach Herrn Delandine, der wahre Charakter der französischen Nation. Die Einnahme der Bastille ist auf acht Zeilen zusammengedrängt: „Die Bastille wurde am 14. Juli eingenommen und der Wartthurm mit der rothen Mütze bewimpelt. Die dreifarbigen Fähnchen waren mit Blut bedeckt.....“ Der Verfasser gehört der Schule des Herrn von Conny an, welcher in der Revolution nur Septembriseurs und Emigranten erblickt.

Wie Herr Delandine von Saint-Esprit nichts begreift, so ist ihm auch keine Person ehrwürdig. Lafayette ist ein Feigling und ein Plünderer; er ist der General Morpheus, der am 6. Oktober sich schlafend stellte, um „den gedungenen Mördern Zeit zu lassen, auf ihr Ziel loszugehen.“ Am 10. August hält er sich fern von der Gefahr; die Tuilerien sind eingenommen: „jetzt erscheint Lafayette; die Räumung des Schlosses war ohne ihn zu Stande gekommen; der General Morpheus verlangte seinen Theil daran; man ließ ihn denselben nehmen.... Die Partei der Orleans war behutsam: mit jedem Blutaufspritzen war sie gewachsen! Lafayette gehörte ihr an; er riß aus von ihr und kam dann wieder, um seine bürgerlichen Epauletten bei ihr anzuhängen u. s. w.“

Sollte es wirklich dem ersten besten, welcher Lust dazu hat, einem Herrn Delandine von Saint-Esprit oder sonst woher, erlaubt sein, mit seiner Dinte ein so reines Leben zu besudeln? Man spricht von Censur, von öffentlicher Moral; auf was haben sie ihr Augenmerk zu richten, wenn sie es nicht auf die Unterdrückung solcher Schändlichkeiten richten? Aber die Juliusregierung, das Werk Lafayette's, läßt sich das nicht einfallen und vertraut den öffentlichen Unterricht Menschen an, welche Herrn Delandine seine Geschichte Frankreichs diktirt haben und in ihren Anstalten als Lehrbuch gebrauchen.

Jeder vernünftige Mensch, wenn er auch der französischen Revolution noch so abhold ist, gesteht zu, daß das Bundesfest das herrlichste und erhabenste Schauspiel war, das sich unter dem Himmel nur denken läßt. Eine große Nation, ganz hin-

gegeben der Begeisterung für die edelsten Gefühle, welche das menschliche Herz klopfen machen, die Liebe zum Vaterland, die Hoffnung auf Glück, ein unermeßlicher Aufschwung zur brüderlichen Einheit, das war es, was man bei den Bundesfeierlichkeiten glänzen sah. Aber Herr Delandine, allein unempfindlich inmitten der allgemeinen Rührung, hat nur Worte des Jammers und Gedanken des Fluches: „Man hat die Trauer der Religion und den Triumph des Bösen jederzeit Fortschritt genannt! Das Bundesfest wurde eingeführt, um sich vor dem Throne, welchen man niederreißen, vor der Kirche, welche man erschüttern wollte, zu zählen. Dieses Fest lüftete den Vorhang von den größten Unsittlichkeiten; einmal aufgezogen... fiel er nicht wieder!“ (S. 248.)

Es wäre überflüssig, Herrn Delandine in alle Phasen der Revolution zu folgen. Lassen wir ihn nach Behagen gegen den Bund der Gottlosigkeit deklamiren und Geschichten von Tigern erzählen, die „auf die Gesundheit der Nation manches Glas Blut tranken.“ Gehen wir sogleich zu der Konventssitzung über, in welcher Ludwig XVI. verurtheilt wurde. Hier läßt Herr von Saint-Esprit alle Reichthümer seines Styls sich entfalten! Man höre; es ist der Mühe werth:

„Die Essenz des Bösen sickerte über alle Lippen. Die Anarchie zeigte sich kaltblütig unter allen Gestalten; das Komplott warf seine Maske ab; jeder ließ sein Ziel und seinen Ausgangspunkt sehen. Einige Menschen, welche den Umsturz einer Linie gewollt hatten, ohne zu glauben, daß sie den Thron untergruben, wollten mit der Zukunft unterhandeln und verlangten die Verbannung. Andere, um ihrem Andenken ein Brustschild zu sichern, verlangten Berufung auf das Volk. Der Frevel erhob sein Haupt zu den höchsten Höhen: die Abstimmungen starrten von Pfeilen und beschmutzten sich mit Koth. Da saßen alle die Richter auf den Trümmern der moralischen und sozialen Grundlagen. An diesem Niveau einer Revolution hatte ein Prinz von königlichem Geblüte sein Wappenschild zerschlagen: er erwarb sich dadurch nur Vorrang in der Schande. Philipp Egalité sprach von Pflichten und stimmte für den Tod! Ein Gerücht ließ sich vernehmen; er sah es auf den Thron ab und die unter ihrem Mantel verborgene Republik sah es auf seinen Kopf ab.“ (S.359.)

Ist Herr Delandine von Saint-Esprit dekorirt? Wenn er es nicht ist, so ist dieß blos vergessen worden; man eile diesen Fehler schnell gut zu machen.

Der Kern dieser schönen Arbeit zum Gebrauch der französischen Jugend liegt in folgenden Zeilen: — „Auf dem Grabe Ludwigs XVI. häuften sich die Trümmer des Gesellschaftsgebäudes auf; die Anarchie, mit einer Fackel in der Hand, durchwühlte die Schlösser, die Archive, die Tabernakeln. Um bei diesem wackelnden

Scheine zu schreiben, folgte ihr die Geschichte über Schaffote und durch Kartätschenhagel." (S. 374.)

Was war das Ergebniß der Revolution? — „Viehischer Zustand in allen Reichen, Verstümmlung der Völker, Verwüstung und Unglück mit ihrem ganzen Heergefolge, das war die Lehre der revolutionären Brüderschaft, welche den Parteien die Hand drückte, um sie zu verrathen. Das Beil, welches das Blut eines Königs aufspritzen machte, mordete das Vaterland." (S. 420.)

Seit dieser Zeit gibt es für die Legitimisten kein Vaterland mehr. Ihr Vaterland reist im Gefolge des Herzogs von Bordeaux von Deutschland nach England, von England nach der Schweiz.

„Der Thron Ludwigs XVI. ist von einer reinen Palme überragt; die Tugend war das Geschenk freudiger Thronbesteigung. Es ist dieß ein Diamant, der niemals getrübt worden ist.

„Die Revolution schleudert, um Meuterei zu nähren, die Aufforderung in die Räume: Freiheit, Brüderschaft oder Tod! Die königliche Macht, die Macht der Päbste und des Adels wurde jetzt in Aufstreich gebracht. Der Erlös fiel in die Sparbüchse der Revolution... Die Freiheit wurde mit den Lappen der Unterdrückung bedeckt; die Brüderschaft war für Niemanden; — **und der Tod war für alle!...**" (S. 422.)

Dieß sind die letzten Worte des Werkes; mit diesem Eindruck verläßt Herr Delandine die Zöglinge der Jesuiten. Er fügt nur noch als Beweisstücke eine Liste von den Konventsmitgliedern hinzu, welche für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt haben, nebst weitläufigen Anmerkungen zu jedem Artikel. Dieß kann mit der Zeit Folgen haben, und es ist von Wichtigkeit, daß die französische Jugend in dem ewigen Fluche gewisser Familien genährt und unterhalten wird. Man wird das begreifen, wenn man die Anmerkung liest, welche ich im folgenden Band der Geschichte des Herrn Delandine S. 447 finde. Es handelt sich um die Prophezeiungen des Astrologen Nöel Olivarius. Natürlicher Weise glaubt ein so religiöser und aufgeklärter Mann, wie Herr Delandine von Saint-Esprit, an Astrologie, Magie u. s. w. Die betreffende Bemerkung lautet wie folgt:

1) Der gute Olivarius hat das Wahre getroffen; die Herrschaft Napoleons, die Restauration, die Revolution von 1830, alles ist vorhergesagt worden, alles ist in Erfüllung gegangen.

2) Es wird noch weitere Verwirrungen und politische Zuckungen geben, denen ein junger Krieger ein Ende machen wird. Man sieht ihn sich aufmachen nach einer großen Stadt, auf seinem Wappenschild das Symbol der Kraft und Klugheit tragend: einen Löwen und einen Hahn. Die Lanze, die in seiner Hand treffen muß, ist die Lanze eines großen Fürsten. Die Völker strömen herbei und mar-

schiren auf seine Stimme, und die unglücklichen Maillotins *) werden zu Boden geschlagen werden und die Seine wird Blut dahin wälzen. Aber inmitten der großen Katastrophen wird ein wohlthuender Genius sich erheben, wird seine Hand über Frankreich ausstrecken, die Welt wird an sein Gesetz gefesselt sein und die Völker werden mit der Civilisation geschmückt werden. Das ist es, was man am Horizont heranbrechen sieht; das ist es, was uns Olivarius in seinen volksthümlichen Prophezeiungen offenbart; die Zukunft ist dickleibig... Warten wir!"

Wer sind diese Maillotins? Wer ist der große Fürst, der dem jungen Krieger seine Lanze leihen wird? Ich weiß es nicht. Mögen diejenigen darüber nachgrübeln, welche ein Interesse dabei haben, es zu erfahren. Was den jungen Krieger selbst betrifft, so ist der Schleier, welcher ihn bedeckt, durchsichtig. Man merke sich nur die Worte: die Zukunft ist dickleibig!.... Sollten sie nicht eine Anspielung enthalten**)?

In dieser religiösen und reaktionären Geschichte Frankreichs ist, wie der Leser bemerken wird, von den Siegen der Republik nicht ein einziges Wort gesagt. Die Namen Marceau, Hoche, Jourdan, Kellermann, Massena, Kleber stehen nirgends geschrieben. Leipzig, Fleurus, Arcole werden für die von den Jesuiten herangebildeten guten Bürger gleichgültige geographische Namen sein und keine Erinnerungen in ihnen erwecken; dagegen werden diese guten Bürger für Lord Wellington und Waterloo innige Liebe empfinden. Die Ereignisse im Innern werden sie nur falsch und entstellt kennen lernen; von der Größe des Volkes und dem Ruhm unserer Armee werden sie nichts erfahren; dagegen werden sie, was freilich weit wesentlicher ist, die Feste zu Trianon und die Erfolge der Frau von Polignac und Marie Antoinettens in Blasius und Babet, im König und Pächter und in der unvorhergesehenen Wette, sowie die des schönen Grafen von Artois als Bedienter und Jagdhüter an den Fingern hersagen können; sie werden zu erzählen wissen, mit welcher Eifersucht die Eigenliebe der Hofleute „sich um die Ehre stritt, in der Bärenhaut der „zwei Jäger und das Milchmädchen" zu figuriren;" sie werden all die Lumpen, all den Flitterstaat des alten Regimes kennen, welches, wenn es dem heiligen Ignatius so gefällig ist, wieder das neue Regime werden soll.

Man könnte sichs noch gefallen lassen, wenn sich alles auf sentimentale Albernheiten beschränkte; aber auf das Kapitel vom Blasius und der Babet folgt das

---

*) Maillotins, mit Schlegeln (maillet) bewaffnete Aufrührer, die unter Karl VI. eine Rolle spielten. Anm. d. Uebers.

**) Der Herzog von Bordeaux soll sehr dick sein. Anm. d. Uebers.

Kapitel von der Verbrennung der Schlösser, und dieses werden die jungen Edelleute gewiß zum großen Vortheil für die Hütten lesen. Es zeige sich nur einmal eine Gelegenheit und die Scenen im Süden vom Jahr 1815 werden sich in ganz Frankreich wieder erneuern, die Feuer der Zwietracht und der Rache werden höher als jemals leuchten, neu angeblasen von dem kräftigen Athem der guten Väter, so wie der Schriftsteller der **katholischen Bibliothek** und der **Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher** *).

Nun gut, dieses Werk des Herrn Delandine von Saint-Esprit, das ihr vielleicht einzig in seiner Art glaubet, ist unter tausend Formen vorhanden. Ihr findet denselben Geist auf jeder Seite der bändereichen Sammlung der katholischen Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher wieder. Ich habe die erbaulichen Briefe der Missionäre von 93 vor mir liegen. Die Vorrede belehrt uns, daß der Konvent Missionäre aussendet: „Es waren Männer, welchen der Schrecken voranging und der Henker auf dem Fuße nachfolgte; die Bekehrung, welche sie bewerkstelligen wollten, bestand in gänzlichem Untergang der Religion und der Gesellschaft.“ Der Verfasser gibt zu, daß dieß entsetzliche Erzählungen sind, aber er ermächtigt sich hiezu mit dem Beispiele der Spartaner, welche der Jugend betrunkene Sklaven vorführten, um ihr Eckel vor der Trunkenheit einzuflößen. Er seinerseits will die Freiheit zum Gegenstand des Eckels machen. Seine letzten Zeilen lauten wie folgt: — „Wir werden hierauf diese **entsetzlichen Erzählungen** beschränken, wo die Wehklagen niemals dem Unglück gleich kommen können, noch die Entrüstung gegen die Urheber das richtige Verhältniß zu der erstaunlichen und wahrhaft höllischen Verruchtheit derselben zu erreichen vermag. — Man kann jetzt die Prophezeiung des Mallet Dupan würdigen, welcher ankündigt, daß, wenn der Konvent Zeit hätte, sich zu versammeln, das ganze Königreich nur noch ein Blutfeld sein würde!“

---

*) Man sehe, in welchen Ausdrücken die Gazette de France Herrn Delandine's Geschichte Frankreichs würdigt und anempfiehlt:

„Dieses Werk, welches sich durch die elegante Kraft des Styls auszeichnet, steht unter den Produkten unserer Epoche in der vordersten Reihe. Die Reinheit und Offenheit seiner Urtheile machen es gleich bemerkenswerth. Niemals hat ein wahrhaft katholischer Schriftsteller so lichtvoll die Grenzlinie dargethan, welche zwischen der Religion und dem Fanatismus besteht. Der Schriftsteller, welcher auf diese Art die Wahrheit der Thatsachen einzutheilen weiß, ohne die Reinheit der Grundsätze zu entstellen, während er sich gleichwohl dem Einflusse seines Jahrhunderts hingibt, hat sich wohlverdient gemacht um das Vaterland.“

Das Univers hat das schmähliche Werk gleichfalls empfohlen.

Unter dem Aushängeschild Geschichte oder Moral schmuggelt sich überall in den Büchern der Jesuiten die Politik ein. Wenn man es am wenigsten erwartet, mitten in einem Gegenstand, der ihr durchaus fremd zu sein scheint, erhebt sie plötzlich das Haupt. Man nehme das Gemälde der religiösen Kongregationen, eine weitere Schrift von der Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher, zur Hand, so kann man (S. 224) lesen, wie folgt: „Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Philosophen, die äußere Vorhut der Freimaurerei, ihre Maske bereits abgelegt. Sie nahmen ganz unverholen das Loosungswort an: Zertretet die Schändliche! d. h. die Religion und die religiösen Institute, auf denen sie als auf ihren Säulen ruht. Die Gesellschaft Jesu fiel: die Philosophie verdoppelte ihre Frechheit... und die Revolution, die blutige Tochter der Philosophie, gestützt auf die Volksgesellschaften, welche an die Stelle der religiösen Gesellschaften traten, ließ das Haupt des königlichen Märtyrers auf das Schaffot rollen."

Der Legitimismus und der Jesuitismus sind zwei Trümmer der alten Gesellschaft; die moderne Gesellschaft vermag in ihrer, dem Volke, statt den Kasten, durchweg günstigen Verfassung, den Legitimismus und den Jesuitismus nicht zu verwenden. Diese beiden Prinzipien haben ihre Zeit durchgemacht und sind auf immer abgeschafft. Gleichwohl erkennen sie sich nicht als besiegt an. Unauflöslich verbunden, weil ihre Sache dieselbe ist, stützen sie sich auf einander und wollen durch die erneuerte Gesellschaft hindurch auf die Eroberung ihres frühern Glanzes losgehen. Das ist Wahnwitz. Das gegenwärtige Geschlecht, dasjenige, das im Juli gesiegt hat, blickt mit Staunen und Verachtung auf den Jesuiten und den Legitimisten, den Chorrock und die weiße Fahne, die einander gegenseitig tragen und vorwärts schieben, und mit ihrer abgelebten Stimme Fortschritt und Freiheit! dazu kreischen. Um ihren Triumph zu sichern, haben sie sich eine gezwungene Alliirte gegeben, die Religion, welche sie nachschleppen und zu ihrer Magd machen, während sie sich als ihre Vertheidiger und Märtyrer ankündigen. Sie verlassen sich auf den Nimbus dieses heiligen Namens, er werde den ihrigen, welcher tief unter den Trümmern der Restauration begraben liegt, ersetzen. Ihr Anziehungsmittel ist eine falsche Reliquie; ihr Schreckmittel eine alte rothe Mütze. Damit glauben sie sicher, Frankreich wieder alt machen zu können: Nehmet meine Reliquie, oder man wird euch meine rothe Mütze auffetzen! Man will euch bis 93 zurückdrängen; vermeidet dieses Unglück, indem ihr bis 88 zurückweichet.

Die römische Partei, welche nach Wohlgefallen diese patriotische Lehre predigt, will, daß dieselbe mit Ausschluß jeder andern gelehrt werde; deßhalb spricht sie die Freiheit des Unterrichts und eine Menge dazu gehöriger Freiheiten an. Man höre ihr Organ, das Univers:

„Endlich folgt noch eine letzte und zwar von nicht minderem Gewicht: es ist dieß die Freiheit der (den Jesuiten und den Legitimisten) nützlichen Vereine, es ist die Freiheit unserer Werke; ferner ist es die Freiheit der Gemeinschaften, die Freiheit der Kapuziner, der Dominikaner, der Benediktiner, der Jesuiten und aller vorhandenen und künftigen Orden."

Aber wenn ihr das habt, so werdet ihr doch wenigstens zufrieden sein? Werdet ihr nichts anderes verlangen? Ist das alles? — „Mit so wenigem zufrieden! Alles!... Wir verlangen noch die religiöse Freiheit ohne irgend eine Censur oder tadelnde Bemerkung (dieß ist eine Erinnerung an den Staatsrath; man will den Herrn von Chalons für die Zukunft schützen); — für unsere Bischöfe die Freiheit, mit ihrem Vater und Oberhaupt, welcher auf dem unfehlbaren Stuhle des heiligen Petrus thront, (unfehlbar, Gallikaner, ihr verstehet!) zu verkehren, — die Freiheit, Provinzialconcilien zu halten; — die Freiheit unserer Priester und unserer Missionäre; endlich die Freiheit aller Gläubigen."

Das ist viel! Nun gut, wir wollen annehmen, man bewillige es euch; man muß die Sache zu Ende bringen. Mit diesen unermeßlichen Hilfsmitteln wird dann wohl die Geistlichkeit sich selbst zu genügen wissen? sie wird uns nicht mehr zur Last fallen, wir werden sie nicht mehr bezahlen? — Was fällt euch ein? Ihr werdet sie nach wie vor bezahlen und werdet mehr bezahlen, als je zuvor. Erinnert euch doch an die Güter der Geistlichkeit; wir unsererseits vergessen sie nicht! Wir wollen alles haben, was wir ansprechen, und merkt euch das wohl, ohne daß der Genuß dieses Rechtes euch eurer Verpflichtungen und eurer Schulden entbindet; ohne daß ihr euch namentlich der Verbindlichkeit überhoben glauben dürfet, der katholischen Geistlichkeit diesen lumpigen Schadenersatz für so viele Güter zu geben, welche ihr geplündert habt und noch bis auf den heutigen Tag unter allen Formen benützet. — So wird also die Geistlichkeit den Staat überwältigen, ihn erdrücken, und der Staat soll die Geistlichkeit noch bezahlen? Das sind euere bescheidenen Ansprüche? — Ja, und jeder, der sich ihnen entgegensetzt, ist ein Gottloser, ein Atheist, ein Pantheist, um alles mit einem einzigen Worte zu sagen, ein Universitätsmensch.

Und wenn man fragen darf, auf was stützt sich das Univers, daß es mit solcher Sicherheit auf diese Freiheiten rechnet, die es verlangt? Auf zwei gute Gründe: „Weil in unserm Lande Frankreich (die Jesuiten sagen: unser Land Frankreich!) das Gewissen frei ist; — endlich weil ihr, wenn ihr Erlasse oder Vorschriften gegen diese Freiheit suchen wollet, dieselben blutbedeckt zu den Füßen der Guillotine und in den Koth des Schrecks niederreißen müsset." (Das Univers vom 13. Januar 1844.)

Schreck, Guillotine, Henker, Blut, blutiger Koth, so lautet der Refrain des

Pilgers von Belgrave-Square, so der Gesang der Sakristei, das gloria patri aller Artikel des Univers, so die Geschichte der Revolution nach Herrn Delandine und allen Schriftstellern der Partei.

Zweites Kapitel.

Unterricht in der Moral für das Volk. — Christliche Anleitungen von dem Pater Humbert.

Die Jesuiten haben zwei Arten von Moral: eine Moral für das Volk und eine transcendentale Moral. In Beziehung auf den Inhalt laufen beide auf Eines hinaus, aber die Formen, in die man sie kleidet, sind wesentlich verschieden. Die transcendentale Moral, zum Gebrauch der Reichen und Gelehrten, dogmatisirt in Abhandlungen unter den achtunggebietenden Titeln: Philosophie, Moraltheologie, Dissertation, Kommentare; die andere vertheilt man in kleinen Büchlein, wo sie in Erzählungen, in Geschichten eingekleidet ist. Die Jesuiten sind große Meister im Geschichtenerzählen; unter der Form von Geschichten lassen sie ganz sachte ihre Grundsätze und die Liebe zu ihrem Orden in das Herz der Kinder und unter die arbeitende Klasse gleiten. Sind die Leute vom Volk etwas anders, als Kinder? Auch stehen die Erzählungen Perrault's und die Legende von der heiligen Philomena ganz auf derselben Höhe. Alle diese Sammlungen von Wundern und wunderbaren Geschichten haben den von den Jesuiten so eifrig angestrebten Vortheil, daß sie die Vernunft einschläfern und zu gleicher Zeit die Einbildungskraft überreizen. Ueber die Legenden haben wir im vierten Kapitel des ersten Theils genug gesagt; wir werden nicht darauf zurückkommen. In Beziehung auf die Bücher, wo es sich lediglich um Moral handelt, thut uns wirklich die Wahl wehe Erinnerungen aus den kleinen Seminaren, christliche Anekdoten, christliche Novellen, moralische Novellen, Leoniens Leben, Leoniens Briefe — wir wissen nicht, welchem wir den Vorzug geben sollen. Um diese Ehre streiten ferner einige Biographien von berühmten Männern, die äußerst geeignet sind, Geist und Herz der Jugend zu bilden, z. B. das Leben Voltaire's von Herrn Lepan; ein anderes Leben Voltaire's, wovon ein Deputirter vor einigen Jahren auf der Tribüne ein Exemplar vorgezeigt hat. Die Kammer hat damals zu ihrer ungemeinen Erbauung erfahren, daß der Verfasser des Mahommeds auf dem Todtenbette auf einmal „seine Hände in sein Nachtgeschirr gesteckt und seine Excremente gefressen hat." Ich erspare dem Leser die eigenen Worte des Textes. Auf diese Art, sagt der Verfasser, hat der

Himmel exemplarisch die Angriffe und Läſterungen Voltaire's gegen die Religion und die Prieſter gezüchtigt. Dieſes Buch war und iſt vielleicht heute noch ein Lehrbuch für die Brüder.

Eine Prüfung oder auch nur eine einfache Aufzählung dieſer Art von Büchern unternehmen zu wollen, hieße das Unmögliche verſuchen; das Geſchäft wäre unendlich und das Ergebniß immer noch unvollſtändig; denn, man merke ſich's wohl, die Univerſität handelt loyal und bei offenen Thüren; ſie hat Generalinſpektoren und akademiſche Inſpektoren; ſie wirkt unter der Aufſicht von Räthen und Kommiſſionen, in welchen alle Stände des Staates, alle Intereſſen der Geſellſchaft vertreten ſind, in welchen Beamte, Pfarrer, Biſchöfe ſitzen. Die Univerſität druckt und verbreitet in Unzahl ihre Programme, ſowie das Verzeichniß der Bücher, die ſie gebraucht; nichts iſt leichter, als ſie zu kontrolliren, und um das Sittenverderbungskomplott auszuführen, welches die Sakriſtei ihr zuſchreibt, wäre die Mitſchuld von wenigſtens vier- bis fünftauſend Perſonen nothwendig; in den kirchlichen Schulen dagegen iſt alles geheim und verborgen. Die kleinen Seminare ſchalten und walten unter dem Schutz eines undurchdringlichen Schleiers; weder ihre Bücher, noch ihre Studienpläne werden dem Publikum mitgetheilt; ohne einige zufällige Indiscretionen würde man gar nichts davon zu wiſſen bekommen.

Wir geben hier blos eine kleine Muſterkarte; ſie könnte weit reicher ausfallen, aber man ſoll doch nicht von ihr ſagen, daß die jeſuitiſchen Bücher über die Moral für das Volk nicht darin vertreten ſeien. Wir wollen zu dieſem Behuf die **chriſtlichen Anleitungen für die jungen Leute** von dem Pater Humbert, einem Miſſionär, wählen. Man macht der vom Staate gegebenen Erziehung den Vorwurf, ſie erſticke in der Jugend das moraliſche und religiöſe Gefühl; ſehen wir nun, wie es die Jeſuiten angehen, um das eine wie das andere zu entwickeln und zu kräftigen.

Warum, wird man ſagen, gerade dieſe chriſtlichen Anleitungen vornehmen? Iſt das Werk außerordentlicher, als ein anderes? Nein. Es wäre ſogar leicht geweſen, ein noch intereſſanteres zu finden, und ſollten es nur die Erinnerungen aus den kleinen Seminaren ſein. Was mich zu Gunſten des erſten Werkes beſtimmt hat, iſt der Umſtand, daß es durch die Approbationen eines Biſchofs und dreier Erzbiſchöfe geweiht iſt: des Biſchofs von Nancy, der Erzbiſchöfe von Lyon, von Beſançon und von Bordeaux.

Das Werk iſt in Kapitel eingetheilt, wovon jedes mit Geſchichten endet, wodurch die im Anfange gegebenen Lehren dem Bewußtſein näher gebracht werden. Auf jeder Seite predigt der Verfaſſer den jungen Leuten Reinheit, Keuſchheit, Enthaltſamkeit; aber durch die Art, wie er dieſen zarten Stoff behandelt, arbeitet er in den meiſten Fällen ſeinem Zwecke entgegen. Er nimmt ſich die Mühe, den Mäd-

chen den Unterschied zu erklären, welcher zwischen einem gewöhnlichen Kusse und einem Kusse auf den Mund bestehe. Seine Erfahrung gibt ihm die weisesten Ermahnungen ein in Betreff der verliebten Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern: „Ihr habt die strafbare Gefälligkeit, ihm häufige Umarmungen, Schönthuereien und vertrauliche, allzufreie Liebkosungen zu gestatten. Was sagt euch euer Gewissen über dieses alles?“ (S. 132.) Ueberall Schilderungen und Erzählungen, welche geeignet sind, in den Sinnen das Feuer zu entzünden, das der gute Pater darin löschen will. Hier ist es die romanhafte Geschichte von einer Wirthstochter, die sich einem Soldaten hingegeben hat, schwanger wird und einen Mönch als Vater angibt. Der Mönch unterwirft sich allen Büßungen, erzieht das Kind und stirbt; als nun die andern Mönche den Leichnam waschen, gewahren sie, daß ihr Mitbruder eine Frau war: es war die heilige Marine. Die heilige Marine verrichtet alsbald Wunder und beginnt mit der Heilung der Wirthstochter, die seit ihrem Verbrechen vom Teufel besessen war u. s. w. Dort ist es ein junger Einsiedler, der die Nichte des heiligen Abraham verführt, mit sich nimmt und in die Stadt bringt, wo ihr Oheim sie als gewerbsmäßige Buhlerin wieder findet. Um die Gefahr der schlechten Gesellschaften zu schildern, erzählt man den Mädchen die Geschichte von der Juliane, die von ihrer Gespielin Therese zum Bösen angeleitet wird und in Folge ihrer Ausschweifungen stirbt. Um von der Trinksucht abzuhalten, unterhält man die jungen Knaben mit dem Abenteuer des Cyrillus, der, als er aus der Schenke kam, auf offener Straße seine Mutter schänden wollte, die schwanger war. „Diese Frau vertheidigte sich mit solcher Anstrengung, daß sie an Ort und Stelle zu frühe niederkam. Der unglückselige Trunkenbold wollte noch überdieß einen Angriff auf die Keuschheit einer seiner Schwestern machen, die sich aber lieber von diesem schändlichen Bruder erdolchen ließ, als daß sie in ein solches Verbrechen willigte. Als auf den entstandenen Lärm der Vater herbeigeeilt war, tauchte dieser rasende Sohn seine Hände in das Blut desjenigen, von welchem er das Leben empfangen hatte, und erwürgte ihn. Er erdolchte noch eine andere von seinen Schwestern, die ihren Vater vertheidigen wollte. O Himmel! welche Abscheulichkeiten und Verbrechen!“ (S. 285.)

Wozu solche, wahre oder erdichtete, Gräuel der Jugend vor die Augen führen und ihre Einbildungskraft aufreizen, indem man den Mädchen beständig vorpredigt, sie sollen nicht mit bloßem Halse gehen, nicht auf die Knaben hören; den Knaben, sie sollen sich nicht schmücken, um den Mädchen zu gefallen; indem man über den Gebrauch, sich gemeinschaftlich zu baden und anzukleiden, Lehren ertheilt, welche ich nicht abzuschreiben wage? Man mag aus folgender Stelle beurtheilen, bis auf welchen Punkt der Verfasser vorwärts zu gehen die Keckheit hat — fortwährend im Interesse der Sittsamkeit und Schamhaftigkeit:

„Wenn man die kleinen Mädchen mit den kleinen Knaben oder mit ihren Brüdern, obschon sie noch sehr jung sind, zusammenlegen will, so werden sie ihr Möglichstes thun, um sich dagegen zu wehren und es zu verhindern. Die Mütter werden es nicht dulden. Die Kinder sollen nicht in demselben Bett mit ihrem Vater und ihrer Mutter schlafen, wenn sie auch noch klein sind. Beides ist der Sittsamkeit zuwider, und die Folgen davon sind sehr gefährlich."

Nicht wahr, ein recht passend angebrachter und höchst erbaulicher Paragraph in einem Buche für Schulkinder? Welch einen schönen Text ihnen hier der Verfasser zu Betrachtungen und Auslegungen liefert! Man darf das Univers keck herausfordern, es solle in sämmtlichen Büchern der Universität irgend etwas zeigen, was diesen Schändlichkeiten gleicht.

Es wäre eine endlose Arbeit, all die Albernheiten und Dummheiten ans Licht stellen zu wollen, wovon es in diesem Buche wimmelt; Grundsätze, wie z. B. der: „Sprechet immer gut und sprechet nie böse;" sinnwidrige Einzelnheiten über die Heiligen, z. E.: „David ertheilte alle Morgen Befehle, daß Gott in seinem Hause und in seinem Reiche nicht beleidigt werde; und wenn er erfuhr, daß einige von seiner Familie oder von seinen Unterthanen in Sünde verfallen waren, so weinte er darob und härmte sich ab vor Schmerz. Alle Morgen fand man sein Bett naß von Thränen." — Offenbar ist dieß weder aus dem Buche der Könige, noch aus der Chronik genommen. Und so viele Geschichten von Traumbildern, Erscheinungen, Gespenstern, abgeschmackten falschen Wundern — warum die Köpfe und Herzen der Kleinen damit erfüllen? Unter dem Vorwande, ihren Glauben zu üben, verwirrt ihr ihre Vernunft und bevölkert ihr Gehirn mit Spuckgestalten; unter dem Vorwand, das Gewissen zu prüfen und die Unreinheit zu bekämpfen, lenket ihr ihre Gedanken auf schändliche Unflätigkeiten und eure angeblich christlichen Anleitungen sind gefährlicher, als die schlechtesten Romane; denn auf der einen Seite zeigt sich das Gift offen und unverhüllt; auf der andern schleicht es sich unter dem Schleier der Frömmigkeit ein. Ein Schüler, der Voltaires zotenhaftes Gedicht liest, weiß, daß er Unrecht thut; derjenige aber, der über eure Anleitungen nachdenkt, gibt sich das schmeichelhafte Zeugniß, daß er eine Pflicht der Frömmigkeit erfülle.

Die christliche Liebe flößt, wie es scheint, zuweilen höchst seltsame Besorgnisse ein; man findet deren viele Beispiele in diesem Buche, namentlich in dem Kapitel von den Vorbereitungen zur Ehe, denn der Verfasser rathet das Heirathen denjenigen an, die unbußfertige Leidenschaften, starke Gewohnheiten und heftige Neigungen zur Wollust haben. (S. 325.) Zuerst kommen die Rathschläge für die jungen Knaben, wie immer darin bestehend, sie sollen die Unreinheit, die geheimen und schmählichen Sünden, unkeusche Gedanken, Worte und

Handlungen vermeiden. (S. 327.) Sodann diktirt das Interesse der jungen Mädchen dem guten Pater folgende Mahnung:

„Es ist ein Mißbrauch, sich allzulange zu besuchen, wenn man sich verheirathen will; wenn man sich mehrere Jahre besucht, ohne etwas abzuschließen, so setzt man sich der Gefahr aus, sich zu entehren, ein Gerede unter dem Publikum zu veranlassen, und oft bereitet man der ganzen Gemeinde ein Aergerniß. Je länger du dich besuchen lässest, um so mehr wirst du deine Fehler verrathen, und um so mehr wird man deiner überdrüssig werden."

Wir bitten unsere Leser um Verzeihung, daß wir ihnen solch ungeheuerliche Gemeinheiten vor die Augen führen; allein man muß die Bücher dieser Herren nehmen, wie sie sind, zumal es offenbar in ihrem Systeme liegt, sich durch Dunkelheit der Aufsicht des Publikums zu entziehen; aber nicht alles, was im Dunkeln weilt, ist bedeutungslos oder einer Beleuchtung unwürdig.

Es ist in diesem für Schulkinder bestimmten Buche allzuviel von den Frauen die Rede. Das unglaublichste Kapitel führt den Titel: Warnung an die Jugend in Betreff der Kriegsmänner. Man muß es lesen, wenn man erfahren will, wie weit die Gemeinheit und Unziemlichkeit der Diktion gehen kann. Nachdem er erklärt hat, daß es unter dem Kriegerstande zwar große Schufte, hin und wieder aber auch christliche Soldaten gebe, verweilt der Missionär bei der ersten Kategorie. Das Interesse der Frauen und Kinder dient ihm abermals zum Vorwand: „O, wie sehr sind sie zu beklagen an den Orten, wo ausschweifende Krieger weilen! Es giebt keine Arglist, deren sich nicht ein Kriegsmann, wenn er wollüstig und leidenschaftlich ist, bediente, um ein Mädchen zu gewinnen, zu überraschen und zu verführen. Bald als Wolf mit einem Schaffelle bekleidet, ist er gefällig, erweist sich dienstfertig in der Familie, spielt sogar den Frommen, den Andächtigen; und dieses ganze Manöver ist häufig nur eine Schlinge, welche er den Personen des andern Geschlechts legt. Bald sagt er ihnen, sie sollen sich über die Mahnungen der Seelsorger und die Wahrheiten der Religion lustig machen. Ein anderes Mal rückt er mit Versprechungen hervor, bietet ihnen eine vortheilhafte Ehe an, gibt sich für einen Sohn aus guter Familie aus, der großes Vermögen besitze, wird sogar Briefe und falsche Zeugnisse zum Vorschein bringen. Sobald ein Mädchen leichtsinnig genug gewesen ist, einen ränkevollen und leidenschaftlichen Kriegsmann ein einziges Mal wohlgefällig anzuhören, so kann man sagen, daß sie beinahe verloren ist... Eine Frau, eine Dame würden es für unrecht halten, ihren Mädchen Zusammenkünfte und Spaziergänge mit einem Soldaten zu gestatten, während sie vielleicht ihren Töchtern erlauben, sich mit einem Kriegsmann zu unterhalten, mit ihm spazieren zu gehen, zu spielen."

Diejenigen Zöglinge, welche später die polytechnische Schule oder Saint-Cyr besuchen wollen, können hier eine gute Lektion nehmen, und die lieben Evastöchterchen werden eine sehr vortheilhafte Idee von den Kriegsmännern fassen.

Die angeführte Stelle ist bereits ein wenig lang; allein sie wird immer interessanter, und hoffentlich wird man es uns nicht verübeln, wenn wir noch einige Sätze folgen lassen.

„Die Frauen müssen nicht minder über sich selbst wachen, als die Mädchen: sie stehen sogar in noch größerer Gefahr. (Der Schüler wird nicht ermangeln, über das Warum nachzugrübeln.) Und wenn ein Mädchen oder eine Frau bemerken, daß ein in ihrem Hause wohnender Kriegsmann eine strafbare Neigung für sie hat, so müssen sie schnell ihren Vater oder ihren Gemahl davon in Kenntniß setzen, welcher es dem Kommandanten der Kompagnie anzuzeigen hat, damit der Kriegsmann anderswo einquartirt wird. Deßgleichen wenn ein Soldat auf einen Monat Urlaub erhalten hat, um seine Verwandten zu besuchen, und wenn er sich da liederlich aufführt, wenn er vielen Lärm macht und Aergerniß gibt, so können seine Verwandten oder der Pfarrer an den Kapitän schreiben, damit er wieder einberufen wird."

Folgt sofort eine Tirade über die Kriegskunst: „Also," ruft der gute Pater mit einer ungeschminkten Derbheit des Ausdruckes, „also lernt man die Kriegskunst vielleicht, indem man spielt, indem man sich mit einem Mädchen kurzweilt, indem man mit einer Frau schön thut?"

Man muß gestehen, daß die Bücher der achtzehn Professoren, wenn sie auch eben so gefährlich sind wie dieses, wenigstens etwas besser geschrieben sind.

Die Wachsamkeit des guten Paters übt sich mit ganz besonderer Sorgfalt an den Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern. In dem Kapitel von den Pflichten eines Schülers ermangelt er nicht, seinen Zögling „auf die Schlingen aufmerksam zu machen, welche ihm der Teufel von Seiten der Personen des andern Geschlechtes legen kann. Er begehe ja niemals die schmähliche Schwachheit, sich mit irgend einem Frauenzimmer vertraut zu machen, namentlich nicht mit einer solchen, mit welcher er im gleichen Hause wohnt. Je weniger er in solchen Vertraulichkeiten eine Gefahr sieht, um so mehr ist dieß ein Beweis, daß sein Herz verdorben ist. Mit einem Wort, ein Schüler möge wohl bedenken, daß derjenige, welcher allein oder in Gesellschaft von andern nicht keusch ist, welcher die Gewohnheit annimmt, das andere Geschlecht zu liebkosen, entweder schon verloren ist, oder in der höchsten Gefahr steht, verloren zu gehen."
Die Naivetät dieser Rathschläge und Schilderungen, die offenbar aufrichtige Absicht des Verfassers vergrößern die Gefahr, statt sie zu verringern. Die Universität ist weit klüger, weit vorsichtiger, indem sie die Erklärung des Juvenal und einiger an-

dern Autoren untersagt. Diese haben das scheußliche Gemälde des Lasters aufgerollt, um Abscheu davor einzuflößen; ihre Absicht war ehrlich und anständig, aber ihre Darstellung ist es nicht, und das Endergebniß ist sehr zweifelhaft. Deßhalb darf man sich nicht bedenken: man muß das Buch verwerfen.

Woher kommt es doch, daß das oben aufgeführte in den kirchlichen Anstalten heimisch geworden ist, von ihren Anhängern gepriesen wird und einen unerhörten Erfolg hat? Sollten die obersten Vorsteher dieser Erziehung vielleicht in folgenden Stellen einen mehr als hinreichenden Ersatz für die bereits zitirten gefunden haben? — „Demüthiget euer Haupt vor den Großen der Welt, aber demüthiget eure Seele vor einem Priester.“ (S. 260.)

„Wenn sogar ein Priester kein Heiliger wäre, und wäre er so unwürdig wie Judas, so hört er gleichwohl nicht auf, fortwährend ein Diener des Herrn zu sein; und wenn ihr seine Ehre, seine gesetzlichen Rechte, seinen Dienst oder seine Person antastet, so ist Gott empfindlich beleidigt. Wer meine Priester antastet, spricht der Herr, der tastet mich am Augapfel an.“

„Die Verachtung des Priesterthums führt zu den größten Ausschweifungen, zur Verachtung der Religion, zur Ketzerei und zum Atheismus.“ (S. 263.)

„Der heilige Franz von Assisi, dieser so göttliche Mann...., pflegte zu sagen, daß er, wenn er einem Priester mit einem Engel begegnete, den Priester zuerst und dann den Engel grüßen würde, weil die Macht eines Priesters über der Macht der Engel steht, und weil ein Priester, wenn er auch kein Heiliger ist, doch nichtsdestoweniger Diener des Herrn ist.“ (S. 267.)

Man muß allerdings die Priester hochachten; aber eine bevorrechtete Menschenklasse, welcher man eine blinde und schrankenlose Hochachtung, die Hochachtung quand même verbürgt, dürfte sich weniger Mühe geben, das zu verdienen, was ihr unter allen Umständen sicher ist: so groß ist die menschliche Schwachheit und Gebrechlichkeit.

Werdet ihr euch mit dem geheimnißvollen Wesen eures Institutes decken und sagen: Wir kennen dieses Buch nicht; es ist in unsern Anstalten nicht eingeführt; es wird darin weder empfohlen, noch als Preis vertheilt; wir verläugnen es? Dieß wäre bequem! Dann würde man euch aber bemerklich machen, daß dieses Buch aus euern speziellen Buchhandlungen hervorgeht, die dafür bekannt sind, daß sie euere Häuser und blos die eurigen versehen; daß es von dem Drucker des Erzbisthums der Geistlichkeit von Lyon gedruckt ist, d. h. in der Provinz, wo ihr euer Hauptinstitut habt; daß der niedrige Preis, um den man es verkauft, eine unermeßliche Verbreitung beweist; daß endlich zwei oder drei eurer beauftragten Buchhändler unaufhörlich konkurrirende Auflagen davon veranstalten. Alle diese Auflagen gehen ab; man numerirt sie schon seit langer Zeit nicht mehr. Wer besorgt ihren Verkauf? Die Universität sicherlich nicht.

Aus Veranlassung dieses Buches und dieser Analyse haben die Jesuiten sich die Mühe genommen, meinen Namen in vier Spalten ihres Journals herumzuziehen. Darüber ist mir ein Bedenken gekommen: ich habe mich gefragt, ob ich nicht vielleicht dem Pater, welcher diese Schmähschrift verfaßt hat, allzuviel Zeit weggenommen und ihn verhindert habe, an diesem Tage sein Brevier zu beten*).

Große Künstler ziehen oft ihre Effekte aus den einfachsten und scheinbar armseligsten Mitteln. So auch die Künstler des Univers. Sie befinden sich noch auf dem Standpunkte, die Beredtsamkeit ihres hochwürdigen Paters Garasse nachzuahmen, welcher von Etienne Pasquier, der sich gleichfalls des Verbrechens schuldig gemacht hat, die Jesuiten bekämpft zu haben, also schrieb: „Pasquier ist ein Schulfuchs, ein Spitzbube, ein Hanswurst, ein Dummkopf auf der höchsten Tonleiter, ein Duumkopf mit doppelten Sohlen, ein Dumnkopf von doppelter Färbung u. s. w.“ Die Abbés vom Univers haben die Prädikate: Schulfuchs, Dummkopf und Spitzbube in die Reserve gestellt; sie haben ihre vier Spalten mit dem einzigen Worte Hanswurst ausgestattet: wer ihnen das Wort Hanswurst nähme, der würde das ganze Arsenal ihrer Logik auf einen Schlag leeren. Man beweist ihnen, daß sie von den Geheimnissen der Religion in unklugen und zuweilen anstößigen Ausdrücken gesprochen haben; daß es ihnen an christlicher Liebe und Demuth mangelt; daß ihre Sprache unziemlich und plump ist; daß sie die abscheulichsten Unehrlichkeiten begehen; daß dieses Benehmen die Geistlichkeit und den Katholicismus, als deren Vertreter und Stützen sie sich ausgeben, bei den schwachen Seelen in Mißkredit bringt. Auf das alles haben sie nur eine einzige Antwort, aber diese ist triumphirend: Sie sind ein Hanswurst.

Ein einziger Umstand betrübt mich, der nämlich, daß diese Herren der Verdammniß anheimfallen und daß ich Schuld daran sein werde. In der That liest man im heiligen Matthäus, Kapitel 5, Vers 22, den förmlichen Ausspruch: „**Si quis dixerit fratri suo fatue, reus erit ignis gehennæ.**“ Dies heißt das Vergnügen,

---

*) Das Univers beschuldigte mich einer entsetzlichen Unehrlichkeit. Ich habe, sagt es, absichtlich eine alte Ausgabe von Pater Humbert zur Hand genommen, während im Jahre 1837 die Geistlichkeit „in Anerkennung der Gefährlichkeit, den Kindern dieses Buch, so wie es war, in den Händen zu lassen,“ zwei Priester von der Diöcese Nancy, die namentlich aufgeführt werden, beauftragt habe, es zu sichten. Darauf habe ich geantwortet, das der Abbé Moitessier und der Abbé Petitpoisson ihre Pflicht sehr schlecht erfüllt haben; denn die Ausgabe, deren ich mich bediente, ist von 1840 (Lyon, Lesne). Ich habe noch andere Ausgaben angeführt, die mit dieser ganz wörtlich übereinstimmen; ich habe gebeten, man möchte mir die gesichtete Ausgabe zeigen; allein vergebens. Auf welcher Seite ist nun die Unverschämtheit und die Unehrlichkeit?

(Siehe das Univers vom 12. Mai und den National vom 16. Mai 1842.)

eine Injurie zu sagen, etwas theuer bezahlen; aber wenn es Rache gilt, sehen diese Herren nicht auf die Kosten. Und wer weiß? vielleicht werden sie es nicht wagen, den heiligen Matthäus einen Hanswurst zu nennen; allein man kann annehmen, daß sie es im Grunde ihres Herzens denken und daß sie die Drohung des Evangeliums als einen schlechten Witz betrachten. Wäre dem nicht so, so würden sie sich bei diesem Handel offenbar wie dumme Junge anlassen, und dieß ist nicht die Rolle, die sie gewöhnlich wählen.

Diese Priester, welchen aufgegeben ist, Angriffe mit Segnungen zu beantworten, und die, statt diesem Befehle nachzukommen, ihre Gegner mit Beschimpfungen und den giftigsten Verläumdungen, welche sie nur ersinnen können, verfolgen — worin bewährt sich denn ihr Glaube? Sprechen sie nicht jeden Morgen ihr eigenes Urtheil aus, wenn sie das Gebet des Herrn sprechen: „Vergieb uns unsere Schulden, als wie wir vergeben unsern Schuldigern.“ Wenn sie über ihr Feuilleton nachdenken und unmittelbar nach Verfertigung desselben in die Messe gehen, das Herz voll Haß und Groll, so laden sie während der Kommunion eine Todsünde auf sich, und essen und trinken sich, nach dem Ausspruche des Apostels, selber das Gericht. Sie glauben also weder an das Evangelium noch an das Vater unser. — Mit welchem Recht können sie den Laien Vernachlässigung des christlichen Gebotes vorwerfen, wenn sie selbst zuerst das Beispiel geben, wie man es verachtet? Das Geheimniß ihres Benehmens liegt in einer Aeußerung des heiligen Hieronymus: „Wir sind gutmüthige Leutchen, wenn es sich um Gott handelt, aber wenn man uns angreift, dann lassen wir allem unserm Aerger den Zügel schießen*).

Drittes Kapitel.

Philosophischer Unterricht bei den Jesuiten. — Kursus der philosophischen Studien zum Gebrauch der kirchlichen Lehranstalten und Seminare, von Herrn Bouvier, Bischof von Mans).**

Erheben wir uns um eine Stufe; steigen wir von der populären Moral der Jesuiten zu ihrer klassischen Philosophie auf. Hier werden wir junge Zöglinge finden,

---

*) **Nos in Dei injuria benigni sumus, et in nostris contumeliis exercemus odia (Lib. III, super. Matth. V.)**

) **Institutiones philosophicæ ad usum collegiorum et seminariorum, auctore J. B. Bouvier, episcopo Cenomanensi. Sexta editio. — Paris, Mequignon junior 1841.

die einen tüchtigen Unterricht genießen. Auf diesen Boden können wir uns kecklich wagen; wir haben nicht zu fürchten, einem Reid, Fichte, Schelling, oder einem Dugald-Stewart, einem Condillac, Laromiguière, dem Herrn Cousin, oder jenen trostlosen Lehren gegenüber stehen zu müssen, die unter dem Namen Elektizismus, Pantheismus, oder Spiritualismus frischweg jeden in Verdammniß bringen, welcher das Unglück hat, die Nase hinein zu stecken. Es ist vielmehr der reinste Wohlgeruch, der uns wie arabischer Weihrauch entgegensteigt; ein Wohlgeruch, welcher die Seelen erfreut, durchdringt, heiligt und belebt: der Wohlgeruch des Heiligthums. Ihr werdet's sehen.

Die sogenannte Lyoner Philosophie herrschte während der Restauration lange Zeit mit ungetheilter Macht in den kirchlichen Schulen und selbst in mehreren Kollegien der Universität. Heut zu Tage hat sich diese scholastische Philosophie abgelebt, und um sie zu ersetzen, hat Herr Bouvier die seinige verfaßt, die bereits bis zur sechsten Auflage gediehen ist. Dieses Buch ist demnach äußerst verbreitet unter der Geistlichkeit, und in dem Augenblick, wo die Geistlichkeit sich so heftig gegen die Universitätsphilosophie auflaßt, ist es nicht ohne Interesse, zu untersuchen, was die Philosophie der Geistlichen ist, und welche Grundsätze der Moral in den Seminaren gelehrt werden, denn die Logik und die Metaphysik sind Gegenstände, über die sich streiten läßt, aber die Moral ist unveränderlich; sie ist unabhängig von den Menschen, von Zeit und Ort, und jeder, Gelehrter oder Nichtgelehrter, kann ein gutes Urtheil darüber abgeben. In der Logik und Metaphysik kann man sich mit mehr oder weniger gewichtvollen Konsequenzen irren; aber ein Irrthum und ein falscher Grundsatz in der Moral haben weit gefährlichere und nachhaltigere Folgen. Glücklicherweise besitzen wir im Evangelium den vollkommensten Moralcodex, welcher jemals die menschlichen Handlungen geregelt hat; auch muß es einem katholischen Priester leichter als jedem andern sein, eine über allen Tadel erhabene und sichere Moral zu lehren.

Lassen wir denn die Methoden und Formeln der Vernunftschlüsse, das Enthymem, das Epicherem und den Syllogismus in Barocco oder in Baralipton bei Seite; lassen wir den hochwürdigsten Herrn Bouvier, welcher sich weigert, das Problem der Träume und des Schlafes, als allzuhoch über dem Bereich unseres Geistes stehend, zu erforschen, lassen wir ihn acht Kapitel über die Engel schreiben, die Epoche ihrer Schöpfung, ihre Zahl, ihre Hierarchie untersuchen, ferner die Wahrheit über die wichtigen Punkte herausfinden, ob sie essen, trinken und schlafen; ob sie sprechen müssen oder nicht, um sich ihre Gedanken mitzutheilen; und lassen wir ihn dieß alles mit einem Ja entscheiden, jedoch das Geständniß beifügen, daß die Theologen über die Sprache der Engel bis jetzt noch nichts Gewisses haben ermitteln können; lassen wir ihn gelehrte Forschungen anstellen über den Kampf der guten

und der bösen Engel, über die Dämonen, welche die Wanderer plagen, **omnibus modis vexant viatores**, und die „ausgelernten alten Füchse, **dæmones annosa experientia**, die schlau, beharrlich, mit unermüdlicher Thätigkeit, einem unfehlbaren Gedächtnisse und einer unkörperlichen Feinheit begabt sind, kraft deren sie in einem und demselben Augenblicke an verschiedenen Orten eindringen." (S. 370.) Nur mit großem Leidwesen wenden wir uns von diesen nützlichen und belehrenden Forschungen ab.

Der Verfasser gibt sofort Regeln, um die wahren und die falschen Wunder zu erkennen; auch dieß ist ein sehr interessantes Kapitel! Da wir in einem Jahrhundert leben, wo die Wunder sich auf entsetzliche Weise um uns her vervielfältigen, so wird es dem Leser vielleicht nicht unangenehm sein, die Wahrheit von der Lüge unterscheiden zu können. Folgendes ist das sichere Erkennungsmittel des hochwürdigen Herrn. — „Man wird dem Dämon die lächerlichen, schmutzigen, nur aus Prahlerei und Eitelkeit verrichteten Wunder zuschreiben müssen; diejenigen, welche von närrischen Personen bewerkstelligt worden sind, wie z. B. von den Augurn und den Sibyllen der Alten, oder von solchen, die sichtbarlich von dem Dämon besessen sind; diejenigen endlich, welche von augenscheinlich göttlichen Wundern übertroffen werden, wie vor Pharao geschahen, als der Stab Mosis, in eine Schlange verwandelt, die Stäbe der Zauberer auffraß, und als diese Zauberer, welche das Wasser in Blut verwandelt und Frösche gemacht hatten, keine Mücken zu machen im Stande waren."

Recht so! Wir wollen also die augenscheinlich göttlichen Wunder als wahr und die sichtbarlich teuflischen Wunder als falsch annehmen. Das Rezept scheint unfehlbar, aber wie die vom Geiste der Prahlerei eingegebenen und nur aus Prunksucht verrichteten Wunder herausfinden? Gott allein sieht in die Herzen. Z. B. so viele Wunder, welche die Jesuiten in diesem Augenblicke verrichten und die für den Bedarf ihrer Sache so gelegen kommen, sollten diese nicht in der Eitelkeit und Prunksucht ihren Grund haben? ich frage dieß in aller Demuth, ohne mir zum Voraus ein ungünstiges Urtheil zu erlauben, und nur von dem alleinigen Wunsche nach Belehrung beseelt. Die Antwort des hochwürdigen Herrn lautet wie folgt: — „Mit einer Einschreitung des Teufels erklärt man die Wunder des Diakonus Paris, vorausgesetzt, daß diese so bekannt gewordenen Wunder nicht das Werk menschlicher Bosheit gewesen sind." Kein Zweifel mehr; die Wunder der Jesuiten werden, dem hochwürdigen Herrn Bouvier zufolge, immer ächt und authentisch sein.

Aber warum stellt Herr Bouvier die Sibyllen in die Klasse der närrischen und vom bösen Geiste inspirirten Personen? Die Autorität der Sibylle von Cumä hat lange Zeit in der Kirche gegolten. Alle Kirchenväter haben sich auf sie berufen. In den alten Kathedralen, namentlich zu Rouen, figurit die Sibylle auf den Kirchen-

fenstern mitten unter den Heiligen. Man wies ihr als Prophetin ihre Stelle gewöhnlich zur Seite des Königs David an. Singt man nicht noch jetzt zu Rom in der Todtenhymne die Strophe:

Dies iræ, dies illa,
Solvet soeclum in favilla,
Teste David cum sibylla*).

Es wird mir einer antworten, die Orakel der Sibylle seien eine apokryphische, von den ersten Christen fabrizirte, oder eingeflickte Sammlung gewesen. Aber der hochwürdige Herr kann diesen Betrug nicht zugeben; dieß wäre gerade, als ob man sagen wollte, die Bücher des guten Abbé Desgarets, des weisen Pfarrers Vedrine, des einsichtbegabten Abbé Carle enthalten Lügen. Ueberdieß hat der ehrwürdige Pater Crasset von der Gesellschaft Jesu ausdrücklich ein Buch geschrieben, um die Aechtheit der sibyllinischen Orakel zu beweisen. Es ist also nicht erlaubt, daran zu zweifeln.

Nur noch ein einziges Wort, wenn ich bitten darf, ehe ich die Metaphysik verlasse. Es handelt sich um die Ewigkeit der Strafen. Dieß ist ein Punkt, welcher alle Welt interessirt. Nicht bei dem Dogma selbst will ich den Leser hier aufhalten, sondern nur bei dem unwiderstehlichen Beweise, welchen der hochwürdige Herr Bouvier für dasselbe führt. Er argumentirt folgendermaßen; man halte sich fest am Faden seiner Schlußbildung:

„Die Sünde muß bestraft werden, so lange sie nicht gesühnt ist.

„Nun kann es geschehen, daß sie in alle Ewigkeit gesühnt wird;

„Denn sie kann es blos durch die freiwillige Verzeihung Gottes oder durch eine genügende Wiedergutmachung werden.

„1) sie kann es durch eine freiwillige Verzeihung nicht werden, denn (ich bitte hier um eine doppelte Dosis Aufmerksamkeit), denn da man diese Verzeihung als freiwillig annehmen muß, so kann man eben so gut auch annehmen, daß sie nicht bewilligt wird;

„2) sie kann es eben so wenig durch eine genügende Wiedergutmachung werden, denn der Mensch befindet sich nach dem Tode nicht mehr auf seiner Laufbahn, sondern ist mit allem zu Ende. Deßhalb ist er einer Besserung oder Wiedergutmachung nicht fähig (und das Fegfeuer, hochwürdiger Herr?); denn gleichwie der Baum auf demselben Platze bleibt, wo er gefallen ist, so bleibt auch der Mensch nach dem Tode in demselben Zustande. Nun u. s. w.... Also u. s. w...." (S. 478.)

---

*) In Frankreich hat man diesen Vers verworfen und folgenden dafür eingeführt:

Dies iræ, dies illa,
Crucis expandent vexilla,
Solvet soeclum in favilla.

Ihr seid gefolgt? Ihr habt begriffen? Ja! Ihr seid überzeugt. Es leben die Seminare, wo man ein so gewandter Mann wird!

Wie eine solche Dialektik das Urtheil bilden und namentlich denjenigen Zöglingen, bei welchen es von Natur eine schiefe Richtung hat, wieder zurechtsetzen muß!

Begeben wir uns endlich auf das Gebiet der Moral.

Zuvörderst komme ich auf eine Frage, die den öffentlichen Unterricht betrifft. Man fragt, sagt der Prälat, ob es vortheilhaft sei, daß Jedermann lesen lerne, **an expediat ut omnes legere discant?** Und er antwortet: „Viele sagen: Nein, wegen der zahlreichen Mißbräuche, die daraus entstehen; wir aber sagen: Ja." Das ist ein Glück! Es erscheint dem hochwürdigen Herrn wünschenswerth, daß die Kinder aus den verschiedenen Volksklassen **bloß** lesen, schreiben und rechnen lernen. Was sie außerdem wüßten, wäre überflüssig und oft schädlich, **quod ultra noscerent superfluum ac sæpe nocivum esset.** „Daraus entsteht Ehrgeiz, das Gelüste, aus seinem angewiesenen Kreise heraus zu treten, und andere Laster, die wir von Tag zu Tag überhandnehmen sehen." Also nicht einmal die Anfangsgründe der Nationalgeschichte, keine Idee von Physik oder Geographie. Das Volk darf seine Rechte nicht erfahren und seine Fürsten nicht durch Vergleichung beurtheilen lernen. Es genügt, wenn es bereit ist, während des Sturmes die Glocken zu läuten, um den Blitz zu vertreiben, und wenn es fest an dem Glauben hängt, die Sonne bewege und drehe sich um die Erde herum, da Josua sie stille stehen gemacht habe.

Ei, ei, hochwürdigster Herr, warum stellen Sie sich dem Edelsten und Schönsten, der Erhebung des Menschen mittelst seiner Intelligenz, entgegen? Sie wollen nicht, daß diese Intelligenz all die Pflege erhalte, deren der Schöpfer sie fähig gemacht hat; Sie wollen die Kinder in das Gewerbe ihres Vaters einpferchen, wie sie es bei den Egyptern waren. Verzeihen Sie, hochwürdigster Herr; aber wenn man Ihre Ideen in Ausführung gebracht hätte, würden Sie dann auch jetzt Bischof sein?

Ja, es ist ein großes Uebel um das blinde, ehrgeizige Gelüste, aus einer Sphäre herauszutreten; aber das Heilmittel für dieses Uebel besteht nicht darin, daß man den Unterricht unterdrückt, sondern daß man ihn gut und der christlichen Philosophie angemessen ertheilt. Ich wage es nicht, zu behaupten, daß Ihre philosophische Anleitungen hiezu genügen könnten; aber wir haben ja auch noch das Evangelium.

Glauben Sie mir, hochwürdigster Herr, Sie werden die Diebe dadurch nicht ausrotten, daß Sie ihnen die Leitern entziehen, sondern dadurch, daß Sie dieselben von der Lust heilen, hinaufzusteigen, um Böses zu thun.

Man wird sich nicht wundern, wenn ein Mann, welcher die Benutzung der Geistesgaben beschränken will, auch die physische Freiheit des Menschen mit Beschlag zu belegen wünscht und das Recht des Pflanzers auf den Neger bestätigt. Der Feind

der Aufklärung muß ein Anhänger der Sklaverei sein. Nach der Knechtung des Geistes die Knechtung der Materie. Der hochwürdige Herr Bouvier läßt es hierin nicht fehlen: er erklärt, „die Sklaverei sei, an und für sich betrachtet, eine durchaus erlaubte Sache. Sie könnte nur dann unerlaubt sein, wenn es der Vernunft widerstritte, daß der Mensch ewig seiner Freiheit beraubt sei; nun widerstreitet es der Vernunft nicht, daß der Mensch ewig seiner Freiheit beraubt ist; folglich u. s. w." Welch schauderhafte Sätze hier der hochwürdige Herr aufstellt, und wie er sie mit kaltem Blute beweist! Er ist seiner Sache gewiß; er wandelt seines Wegs voll Vertrauen, mit geschlossenen Augen, geleitet von seiner unfehlbaren Logik. Und ist nicht sein Syllogismus der Form nach unfehlbar? Was will man weiter? Die christliche Religion und das ist eine ihrer glorreichsten Seiten, war gekommen, den Menschen vom Joch des Menschen zu befreien, die Gleichheit des Schwachen und des Starken, des Reichen und des Armen, des Unterthanen und des Monarchen zu verkündigen; und da steht nun ein Priester Jesu Christi, der seinerseits Ketten und Halseisen schmieden will für diejenigen, welche ihm befohlen ist seine Brüder zu nennen! Das Mitleid, das er den Unterdrückten schuldet, widmet er den Unterdrückern. Der hochwürdige Herr Bouvier beklagt die Kolonisten! „Die Herolde der modernen Philosophie," sagt er mit Bitterkeit, „haben, indem sie sich von diesen weisen Lehren entfernten, die Neger zur Empörung getrieben und sind auf diese Art unter dem Vorwande der Menschenliebe Schuld gewesen, daß beinahe alle Kolonisten grausamlich ausgeplündert und erwürgt worden sind!" (Dritter Band S. 244.) Trösten Sie sich, hochwürdigster Herr! es sind deren noch übrig; trösten Sie sich, die Engländer treiben den Sklavenhandel, und es steht zu hoffen, daß, wenn Ihre weisen philosophischen Lehren in den Seminaren und Kollegien Früchte tragen, (denn ihr werdet morgen die Herren des öffentlichen Unterrichts sein) der Sklavenhandel auch in Frankreich wieder in seine Ehren eingesetzt wird. Ich rathe Ihnen, lassen Sie, um dieses wünschenswerthe Resultat zu beschleunigen, neuntägige Gebete sprechen, wie sie in diesem Augenblicke gesprochen werden, um den Sturz der Universität herbeizuführen. Wie schön, hochwürdigster Herr, wie erbaulich ist es, das Gebet, das Ansehen der Religion und den geheiligten Namen Jesu Christi zur Verbreitung und zum Triumphe dieser Ideen dienen zu lassen! Sie bestätigen nicht blos das Recht der Herren, sondern, um es noch fester zu stellen, verbieten Sie den Sklaven jeglichen Versuch, ihre geraubte Freiheit wieder zu erstreben: — „Sie müssen gehorchen, mit Ergebung ihr Schicksal ertragen und getreulich dienen, bis man die Gewogenheit hat, ihnen die Freiheit wieder zu schenken." Zum Troste sagen Sie ihnen, daß das gegenwärtige Leben kurz ist und das zukünftige Leben ewig sein wird. Nun, das ist bestimmend und entscheidend. Wo sind diese modernen Philosophen, die

unter dem Vorwand der Menschlichkeit, wie Sie sagen, ihren Nächsten lieben als sich selbst, und Andern thun, was sie sich selbst gethan wünschen? Es sind dieß Universitätsphilosophen! Werden Sie nicht müde, hochwürdiger Herr, diese Schurken zu verfolgen; vertilgen Sie dieselben oder führen Sie sie wenigstens in Sklaverei ab, und dann werden Sie sich rühmen können, sich wohlverdient gemacht zu haben um Gott und die Menschen, um die Religion und um die Menschlichkeit; lassen Sie mir dieses Wort gelten.

Es ist kaum zu glauben, welches Unheil diese modernen Philosophen anrichten! Der hochwürdige Herr Bouvier schreibt ihnen den wahnwitzigen Gedanken zu, die Todesstrafe abzuschaffen! In der That finde ich den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung in einem Briefe von einem aus ihrer Schaar. Dieser moderne Philosoph nannte sich der heilige Augustin; er war Bischof von Hippo, Amtsbruder, wie man sieht, des hochwürdigen Herrn Bouvier. Einige Sektirer, die einen katholischen Priester ermordet hatten, waren eingebracht worden und sollten die Todesstrafe erleiden. Der heilige Augustin schreibt an den Tribun Marcellin: „Man muß diese Menschen, statt sie hinzurichten, mit Gefängniß bestrafen, damit sie von einer verbrecherischen Thätigkeit zu irgend einer nützlichen Arbeit und von dem Wahnsinne des Frevels zur Vernunft und Buße zurückgebracht werden.“ Aber der hochwürdige Herr Bouvier bedarf blos eines Kettenschlusses und eines Enthymems, um die Abgeschmacktheit dieser Ansicht handgreiflich zu machen. Wenn ein Glied krank ist, sagt er sinnreich, so muß man es abschneiden. Nein, heilen muß man es! rief ein moderner Philosoph, dem man diese Stelle vorlas.

Wir kommen zur Politik. Dieß ist die beste Seite des Buches. Man sehe, wie in den kirchlichen Seminaren und Kollegien das konstitutionelle Recht studirt wird.

Der philosophische Prälat beginnt natürlich mit einer Brandmarkung des gottlosen Lehrsatzes von der Souveränetät des Volkes, **ex quo lugendæ provenerunt calamitates.** Er vernichtet das System Rousseaus mit einem einzigen Worte. Wahrhaftig, sagt er, wenn alle Menschen gleich sind, wie der Bürger von Genf will, so würde es also keine Vorgesetzten mehr unter ihnen geben! Es steht in Frage, ob der Bürger von Genf auf dieses Argument etwas zu antworten gehabt hätte.

Theorie des göttlichen Rechts: „Die höchste Gewalt kommt von Gott und kann nur von Gott kommen, weil die bürgerliche nur das Bild der väterlichen Macht ist, welche augenscheinlich von Gott kommt.

„Gott allein kann die höchste Behörde richten, weil er allein noch höher ist als sie.“ — Gott, d. h. mit andern Worten, seine Diener, die Geistlichkeit.

Theorie der Willkür. — „Die Fürsten sind eigentlich durch kein bürgerliches Gesetz verpflichtet, denn sie können nur durch Gesetze verpflichtet sein, welche von andern gemacht worden sind, als von ihnen selbst„ Nun kann dieses nicht sein, weil sie in der weltlichen Ordnung keinen Höheren anerkennen und ihre eigenen Gesetze können sie nicht verpflichten, weil niemand sich selbst verpflichtet.“ (S. 605, 6te Aufl.) Inzwischen hat der Prälat doch die Gewogenheit, zuzugestehen, daß die Fürsten sich den Gesetzen, welche sie gemacht haben, unterwerfen müssen, aber blos des guten Beispiels halber, nicht kraft eines verbindenden Mandats.

Theorie des reinen Absolutismus. — „Es ist niemals erlaubt, sich gegen die höchste Gewalt zu empören, selbst wenn diejenigen, welche sie ausüben, ihre Unterthanen hart und streng behandeln sollten. Ein Fürst kann durch Mißbrauch der Gewalt so wenig seine Rechte verlieren, als ein Vater... ein von seinem Fürsten ungerechter Weise mißhandelter Unterthan darf sich nicht empören, sondern soll lieber die Flucht ergreifen.

„Auch ist es ein schauerliches Verbrechen, wenn man unter dem Vorwande, Mißbräuche abzustellen, ein bewaffnetes Volk gegen den Fürsten aufwiegelt und den Fürsten zwingt, eine neue Verfassung zu beschwören. — Das ist Aufruhr!“ (S. 606.)

Nur Geduld, Leser, und ich bitte, wohl aufzumerken. Wir sind erst an 89, werden aber sogleich an 1830 kommen. Geduld! bewundert einstweilen folgende Lehre von den Staatsstreichen:

„Wenn solche außerordentliche Fälle eintreten sollten, in denen die Kammern nicht versammelt werden könnten, oder, nachdem sie sich versammelt, die königliche Gewalt an sich reißen wollten, so gibt es nichts, was der Fürst nicht thun dürfte, nihil est quod princeps facere non posset.“ Hier citirt der Prälat den vierzehnten Artikel der Charte Ludwigs XVIII.: „Der König gibt die nöthigen Befehle und Ordonnanzen u. s. w.“ Dann fügt er hinzu: „Diese Bestimmung ist in der Charte vom 7. August 1830 nicht aufgeführt; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß der König in einer äußersten Gefahr dasselbe thun kann, weil das natürliche Gesetz es lehrt.“ (S. 624.) Karl X. hätte diese Erlaubniß kraft des göttlichen Rechtes gehabt; man beachte diesen Unterschied wohl: er ist von Bedeutung.

Jedermann sieht ein, wie nothwendig es ist, daß die Seminaristen entschiedene politische Ansichten bekommen: auch läßt man sich's angelegen sein, ihnen zur größeren Sicherheit und Einförmigkeit welche beizubringen. Aber zu wessen Gunsten stiftet man für die Monarchie so schöne Rechte, so umfassende Privilegien? Eben das ist der Punkt. Ihr bildet euch ein, es sei dieß ein Zeugniß der Erkenntlichkeit gegen

das Julikönigthum, welches dem hochwürdigen Herrn Bouvier seinen Krummstab und seine Mütze gegeben hat, wie dem hochwürdigen Herrn von Bonald sein Erzbisthum und sein Barett? Ihr werdet von diesem Irrthum abkommen und aufgeklärt werden, sobald ihr die Augen auf das letzte Kapitel werfet, welches den Titel führt: **Pflicht der Unterthanen gegen den Usurpator.**

„So viel ist gewiß, daß der Usurpator, welcher sich der Regierung durch Gewalt oder durch List bemächtigt hat, nach dem Ausdrucke des Scythen im Quintus Curtius, nur ein großer Räuber ist. Er hat kein Recht auf das Volk, das zu beherrschen er sich vermißt. Gleichwohl führt er Gesetze ein, ertheilt Befehle, legt Strafen auf. Was müssen oder können getreue Unterthanen thun?

„Sie sind verpflichtet, dem legitimen Fürsten zu gehorchen, so lang er es verlangt und für sich nützlich glaubt, denn sie sind durch die bloße Thatsache der Usurpation ihres Eides der Treue nicht entbunden. Auf die Stimme des legitimen Fürsten müssen sie gegen den Usurpator die Waffen ergreifen, ihn belagern, ihn besiegen, ihn verjagen. Ja, **sie müssen ihn wie einen Missethäter ermorden,** wenn der legitime Fürst es ausdrücklich verlangt.*)

Es steht in den zehn Geboten des Herrn geschrieben: Du sollst nicht tödten. Und da ist ein Bischof, welcher im Namen der Religion und der Philosophie den Mord predigt! Dieses Kapitel kann nicht von der Hand des hochwürdigen Herrn stammen. Vielleicht haben sich ohne sein Wissen einige Blätter aus den Papieren des Jacques Clement, der gleichfalls Seminarist war, in sein Manuscript eingeschlichen.

Diese, wie bekannt, von den Jesuiten erfundene Lehre vom Königsmord ist immer wieder in ihren Büchern aufgetaucht. Weder Zeit noch Ereignisse, nichts hat sie zwingen können, dieselbe zurückzunehmen, abzuändern oder auch nur zu verheimlichen. Mariana hatte in seinem Buche de Rege geschrieben: „Die öffentliche Stimme und das Gutheißen ehrwürdiger und gelehrter Männer (wie z. B. die Jesuiten sind) genüge, um jedem Individuum das Recht zu ertheilen, den Tyrannen zu ermorden.“ In Betreff dieser Stelle ziehen sich die Jesuiten damit aus der Klemme, daß sie zwischen dem König und dem Tyrannen unterscheiden. Alles kommt also auf die Definition des Wortes Tyrann an, und dieß ist eine Kleinigkeit; wenn zwischen dem Herzen und dem Dolche kein anderes Hinderniß mehr liegt, so läuft der Fürst große Gefahr. Nun gut, man sehe, wie sich ein Priester in einer Apologie der Jesuiten, die als Antwort auf das Buch der Herren Michelet und Quinet gelten will, hierüber ausspricht:

---

*) **Ad ipsius vocem debent subditi arma sumere, illum expugnare, vincere et expellere, si possint. Imo *privatim illum tanquam publicum malefactorem occidere,* si legitimus princeps id expresse jubeat. (S. 828.)**

„Man kann freilich Lehren, welche wir geprüft haben, mißbrauchen; man mißbraucht alles; aber ich wende mich an aufrichtige Leute:.... Ist diese Lehre Marianas im Grunde auch die ihrige? Seien wir nicht Sklaven des Buchstabens: tödten ist ein sehr garstiges Wort, ich weiß es wohl; aber es ist auch eine schöne Sache um die Logik. Nun gut, die Frage ist gestellt: Was soll ein unterdrücktes Volk thun? Sich befreien; und wie? Durch sanfte und kluge Mittel, wenn dieß möglich ist; wo aber nicht, durch Empörung, welche nur dann meuterisch ist, wenn sie keine Begründung hat, wie der Kanzler sagt, welcher das Werk über die Nachahmung Jesu Christi geschrieben. Aber der Tyrann findet Mittel, der Absetzung zu entgehen; er besitzt Pulvermagazine, Maschinen zum Schießen, mit einem Wort, er hat Vorsichtsmaßregeln getroffen; muß dann das Volk die Arme hängen lassen und sich niederlegen, um in schmachvoller Gleichgültigkeit einem Todten zu ähneln? Ein kühner Streich würde ihm Freiheit und Leben geben; sprecht: was ist ein Volk und was ist ein einziger Mensch*)?"

Gewiß nach dieser Theorie, und da die Logik eine schöne Sache ist, muß man Ravaillac freisprechen. Höchstens könnte man ihm vorwerfen, daß er sich getäuscht habe; aber da sein aufrichtiger Wille nicht angefochten werden kann, so hat er durch die Ermordung Heinrichs IV. kaum eine verzeihliche Sünde begangen.

Es ist wohl zu bemerken, daß dieses Buch des Einsiedlers die besondere Auszeichnung genießt, an allen Kirchenthüren angeschlagen zu sein.

Man schaudert, wenn man solche Abscheulichkeiten aufgestellt, besprochen und kalten Blutes vertheidigt sieht, und zwar von wem? von Priestern! Und was vielleicht noch betrübender und bezeichnender ist, kein Mensch wundert sich darüber. Durch fortwährenden Mißbrauch des Aergernisses haben sie dasselbe verbraucht, es ist nicht mehr vorhanden!

Denken wir uns den hochwürdigen Herrn Bouvier ruhig in seinem Kabinet sitzend. Ein Kammerdiener meldet ihm, daß ein Angehöriger des Sprengels Sr. Gnaden einen Gewissensfall vorzulegen wünsche. Der von christlicher Liebe erfüllte Prälat gibt einen Wink, der Rathsbedürftige wird hereingeführt und drückt sich etwa mit folgenden Worten aus:

„Hochwürdigster Herr, ich war Beamter unter unserm guten König Karl X., und ich bleibe seinem Enkel von ganzem Herzen ergeben. Das Jahr 1830 hat mich abgesetzt, aber heute bietet mir die Regierung eine Stelle an, um mich zu gewinnen, wie diese Leute sagen. Ich hätte große Lust, diese Stelle anzunehmen, denn sie ist glänzend. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um den Posten eines ersten

---

*) Die Jesuiten, von einem Einsiedler.

Präsidenten....“ — „Mein Sohn, Ihr Gewissen mag sich beruhigen. Es ist erlaubt, unter der Herrschaft des Usurpators öffentliche Aemter, bürgerliche Stellen zu bekleiden, denn die Gesetze müssen nothwendig beobachtet werden, und das können sie nicht, wenn man nicht Beamte wählt, welche fortwährend für die Einhaltung der Gesetze und die öffentliche Ruhe Sorge tragen. Diejenigen, die solche Aemter in guten Absichten annehmen, handeln nicht gegen den muthmaßlichen Willen des legitimen Fürsten. Sie thun sogar etwas, das ihm angenehm sein muß, denn sie fördern seine Sache wirksamer, als wenn sie im Privatleben verblieben und dadurch den Gottlosen, den Freunden des Usurpators die Stelle abträten.“

— Allerdings, hochwürdigster Herr. Das habe ich mir bereits selbst gesagt; aber was mich in Verlegenheit setzt, das ist der Eid.

— Man kann, wenn man in Würden tritt, dem Usurpator den Eid leisten, denn dieser Eid wird zu erlaubten und löblichen Zwecken geleistet.

— Ich verstehe wohl. Aber wenn Heinrich V. zurückkäme, so würde mich dieser Eid in eine neue Verlegenheit stürzen. Ich habe im Falle einer zweiten Restauration durchaus nicht im Sinn, meinen Vortheilen zu entsagen.

— Das ist auch nicht nöthig. Wenn es wieder einen Umschwung gibt, wenn der legitime Fürst wieder zu der ihm gebührenden Gewalt gelangt, so ist das Band des Eides, welchen man dem Usurpator geschworen hat, alsbald zerrissen, weil es nur noch zu einer unerlaubten Sache bestände.

— Sehr verbunden, hochwürdigster Herr; Sie befreien mich von einer schweren Last; ich werde die Stelle annehmen und den Eid leisten.

Die Deputirten, welche nach Belgrave-Square gepilgert sind, brauchen, statt aller Erklärung und Rechtfertigung ihres Benehmens, der Kammer nur diese Seite aus den philosophischen Institutionen des Bischofs von Mans vorzulesen. Man kann ihnen nicht den mindesten Vorwurf machen, da sie ja blos einen Grundsatz befolgt haben, welcher mit Genehmigung der Regierung gelehrt wird. Worüber beklagt sich die Regierung?

Ein zweiter Konsultant tritt ein: — Hochwürdigster Herr, ich bin Militär. Sie wissen, daß die Armee Heinrichs V. Paris belagert. Man befiehlt mir, mit meiner Mannschaft gegen ihn zu marschiren.

— Wenn der Fall eintritt, daß der Usurpator Befehle gegen den legitimen Fürsten ertheilt; wenn er z. B. befiehlt, bewaffnet gegen ihn oder gegen sein Heer auszuziehen, dann ist es nicht erlaubt zu gehorchen, wenigstens so lange die Sache des legitimen Fürsten nicht verzweifelt steht.

— Aber, hochwürdiger Herr, wenn man mich erschießen will?

— Ja das ist etwas anderes! „Wer als Soldat bei Todesstrafe gezwungen wird, zu den Waffen und zu der Uniform zu greifen und in den Reihen der Armee

zu bleiben, kann es thun, bis sich eine Gelegenheit zur Flucht einstellt, aber er darf die Vertheidiger des legitimen Fürsten nicht in Schaden versetzen, sie weder verwunden, noch umbringen."

— Wie? hochwürdiger Herr, so sollte ich also mit gekreuzten Armen zu Felde ziehen, oder in die Luft schießen? und dann werden Sie wohl wissen, daß dieser Fürst, getragen auf den Armen der Fremdlinge zurückkehrt; seine Armee besteht aus den Truppen von 1815, aus den Preußen, den Russen, den Kosaken, den Feinden des Vaterlandes.

— Was sagen Sie, Unglückseliger! „Man darf die fremden Armeen, welche die Sache des legitimen Fürsten vertheidigen, und gegen seine rebellischen Unterthanen streiten, nicht als Feinde des Vaterlandes betrachten: sie sind vielmehr **Freunde und Wohlthäter.** Es ist wahr, ihre Hülfe ist lästig, aber die Uebelstände, welche sie mit sich führen, müssen einzig und allein den Rebellen angerechnet werden." (S. 629 und 630. 6te Aufl.)

Auf diese Art ermächtigt der hochwürdige Herr Bouvier zu falschen Eiden und zum Treubruch, freilich blos in erlaubten Absichten. In denselben Absichten empfiehlt er die Desertion, den Verrath und preist den Einfall fremder Heere auf den vaterländischen Boden. Die Könige sind legitime Könige, kraft des göttlichen Rechtes, und über dieses Recht erkennen die Priester. Das lehrt man in den Seminaren neben der Gesetzlichkeit der Sklaverei, dem Nutzen einer beschränkten Erziehung und den Gewissensfällen der Väter Rousselot und Sättler.

Dieß sind die Grundsätze, welche auf Kosten des Staates zwanzigtausend Seminaristen eingeprägt werden. Es liegt darin der Saame zu einem Bürgerkrieg, welchen diese zwanzigtausend Seminaristen, wenn sie einmal Pfarrer geworden, mit Hülfe der Kanzel und des Beichtstuhls über ganz Frankreich ausstreuen werden.

Und die Bischöfe beklagen sich, ihr Unterricht sei nicht frei!

Man vergesse vor allem nicht, daß das Buch des hochwürdigen Herrn Bouvier die sechste Auflage erlebt hat, daß die Bischöfe die einzigen sind, welchen die Aufsicht über Seminare zusteht, wo solche Werke den Studien zu Grunde gelegt werden.

Ueber diesen entsetzlichen Unterricht sind in der Kammer Klagen erhoben worden. Der Redner, vom Unmuth hingerissen, hat unvorsichtiger Weise gleich zum Anfang den rechten Ausdruck gebraucht und diese Lehren als schändliche bezeichnet. Da hat die Kammer ihn sogleich angehalten: sie hat nichts mehr davon hören, hat sich nicht aufklären lassen wollen, weil sie zum voraus als gewiß annahm, die Darstellung sei übertrieben, so daß eben die Ungeheuerlichkeit des Dinges es ist, die ihm als Brustharnisch dient.

Hätte jedoch die Kammer den Beweis, den unverwerflichen Beweis, denjeni-

gen, der aus der Lesung des Textes hervorgeht, gestattet, welche Ansicht hätte sie dann aussprechen müssen? Daß es von dringender Nothwendigkeit sei, den Unterricht in den Seminaren vom Staate überwachen zu lassen. Dieser Vorschlag ist von den Organen der Presse schon zwanzigmal gemacht worden. Das Journal des Debats unter andern hat die, das gemeinschaftliche Recht und Gleichheit Aller vor dem Gesetze begehrende, Geistlichkeit gefragt, ob sie darein willigen würde, ihre Seminare vom Staate beaufsichtigen zu lassen, gleich wie derselbe die Collegien beaufsichtige. Auf dieses hin hat das Univers alle Schleußen seiner Wuth geöffnet; der Herr von Chartres hat voll Entrüstung zur Feder, seiner gewöhnlichen Zuflucht und Tröstung, gegriffen, und auch der Herr Bischof von Perpignan hat dem religiösen Journal sein Schreiben zufließen lassen. Der Leser, welcher Herrn von Chartres, seine Ansicht und seinen Styl zur Genüge kennt, wird vielleicht nicht ungern die Bekanntschaft des Herrn von Perpignan machen.

„Man verlangt also", sagt dieser Prälat, „man verlangt also, daß die Seminare, im Fall die freie Konkurrenz zu Gunsten des öffentlichen Unterrichts bewilligt würde, unter demselben Gesetze stehen sollen, wie die Collegien und Pensionen der Laien; daß der Staat (d. h. die Universität) das Recht erhalte, hereinzukommen, zu untersuchen und Aufsicht zu führen.

„Dasselbe Gesetz in den Seminaren und den Anstalten der Laien; folglich dieselben Regeln, dieselben frommen Uebungen, dieselben Lektionen, ohne Zweifel auch den Unterricht im Tanzen und Fechten miteinbegriffen! Ja, eine Trommel würde, wenn man es für angemessen erachtete, vortheilhaft den Glockenton ersetzen, um das Signal zu den religiösen Uebungen zu geben!

„Dasselbe Recht, hereinzukommen, zu untersuchen und Aufsicht zu führen, und folglich hätten die Herren Vorsteher der Universität zu jeder Stunde die Befugniß, die Studierstuben, die Hörsäle, die Bibliotheken, und ohne Zweifel auch die Zellen, Speisezimmer, Kapellen, Sakristeien und Beichtstühle der Seminare zu untersuchen! Hätten das Recht, Aufsicht zu führen über die Superioren, die Direktoren, Professoren und Zöglinge dieser Institute; über den Unterricht, welchen man allda den Schülern des Heiligthums ertheilt, über den Unterricht in dem gregorianischen Gesang, in den priesterlichen Zeremonien, die sich für jeden Orden und jede Feier eignen; über den Unterricht in der Kirchengeschichte, in der Heiligengeschichte, in der dogmatischen, moralischen und mystischen Theologie; sie dürften die Zöglinge fragen über die Art, die Sakramente zu verwalten, das Gebet aus dem Herzen zu verrichten u. s. w. Und noch nicht genug; sie könnten sich auch Rechenschaft geben lassen über die Moralität der diesen Anstalten vorgesetzten Geistlichen, könnten die Orthodoxie ihrer Lehre beurtheilen und zur Erfüllung dieses

erhabenen Berufs beliebige, durch ihr Wohlwollen gegen die Geistlichkeit, durch die Reinheit ihrer Moral und die Orthodoxie ihrer Grundsätze wohlbekannte Mitglieder auserſehen! Unter dieſen Bedingungen würden die Familienväter die freie Konkurrenz im öffentlichen Unterrichte erhalten.

„Gefällt euch der Handel? ſagt man mit ausnehmender Höflichkeit zu den Biſchöfen... Wir fordern euch auf, über dieſen Punkt euer letztes Wort zu ſagen.

„Nun gut, nein; dieſer Handel gefällt uns nicht; wir ſagen hundertmal nein: das Episkopat würde niemals ſo tyranniſche und widerſinnige Bedingungen unterſchreiben.

„In allen Jahrhunderten und bei allen Völkern haben die Biſchöfe ſich das Recht bewahrt, zu Heranbildung und Unterweiſung in der prieſterlichen Wiſſenſchaft, durch ſie ſelbſt oder durch Männer von ihrer Wahl, diejenigen Mitglieder auszuerſehen, welche ſie für würdig halten, dem Stamme Levi beigezählt zu werden; und dieſes Recht, ohne welches kein Prieſterthum mehr möglich iſt, kann ihnen nur durch eine Tyrannei geraubt werden, die höchſtens barbariſchen Zeitaltern angehört, denen wir glücklicher Weiſe ferne ſtehen.“ *)

Es iſt ein betrübender Anblick, wie bei einer ſo ernſten Frage ein angeſehener Mann, ein Biſchof, ſich muthwillig in närriſche Extremitäten ſtürzt. Der Herr Biſchof von Perpignan kann alſo die Oberaufſicht des Staates über die kirchlichen Inſtitute nicht begreifen, ohne ſich ſogleich Trommelgewirbel inmitten der Seminare zu denken und die Seminariſten, Diakonen und Subdiakonen Tanz- und Fechtſtunden nehmen zu ſehen? Seinem Blicke ſchweben bereits die Direktoren der Univerſität vor, wie ſie die Kapellen, die Sakriſteien, die Beichtſtühle viſitiren, die Zöglinge über das innere Gebet u. ſ. w. ausfragen. Der Herr Biſchof von Perpignan hat dieſe Aufzählung für ſehr pikant, ſehr geiſtreich gehalten, und für wohlgeeignet, die Widerſinnigkeit der Aufſicht des Staates ins Licht zu ſtellen. Es iſt viel Geiſt dabei verſchwendet worden, und wie es ſcheint, hätte Herr von Perpignan mit dieſem Artikel beſſer haushalten ſollen. Aber wie! es ſcheint gewiſſen Mitgliedern der Geiſtlichkeit platterdings unmöglich, ſich den Gebrauch vom Mißbrauche getrennt und die Ausübung einer Amtsgewalt in den Schranken der Vernunft und des Anſtandes zu denken. Entweder die Biſchöfe ausſchließlich, oder den Staat ausſchließlich; freie Vorträge über Königsmord und Legitimismus, oder gezwungenen Unterricht im Fechten und Tanzen; keine Mitte. So betrachtet der Herr Biſchof von Perpignan die Sache.

Im Vorbeigehen iſt noch zu bemerken, daß der hochwürdige Herr François

*) Univers vom 17. Januar 1844.

zugibt, daß die Universität den Staat vertrete: den Staat, d. h. die Universität. Man hat gehört, wie Herr Affre und die Andern diesen Grundsatz kräftig bestritten. Es richtet sich dieß immer nach den Bedürfnissen der Thesis, die man für den Augenblick verficht.

„Die Bischöfe werden niemals so tyrannische und widersinnige Bedingungen unterschreiben." Die Tyrannei und die Widersinnigkeit würden darin bestehen, daß man ihnen die Mittel entzöge, sobald es ihnen beliebt, die Regierung zu stürzen und die Gesellschaft über den Haufen zu werfen. Es ist dieß ihr Recht, ohne welches kein Priesterthum mehr möglich wäre. Nimmt man es ihnen, so kehrt man zu den barbarischen Zeitaltern zurück; mir scheinen indeß die barbarischen Zeitalter diejenigen gewesen zu sein, wo sie dieses Recht unbeschränkt genossen und nach Belieben Gebrauch davon machten. Dem Herrn Bischof von Perpignan sei es gedankt, wir haben nun endlich über den wahren Sinn der Forderungen des Episkopats den richtigen Standpunkt gewonnen; dieselben lauten: Freiheit für alle, Geistliche und Laien, Gleichheit vor dem Gesetz, gemeinschaftliches Recht, jedoch so, daß die Laien der doppelten Aufsicht, der doppelten Kontrolle des Staates und der Geistlichkeit unterworfen sind, die Geistlichen dagegen sich keinerlei Kontrolle oder Aufsicht von irgend einer Seite her zu unterziehen haben.

Bleibt noch übrig, zu wissen, ob die Kammern es auch so meinen werden.

In der letzten Zeit hat der Herr Minister des öffentlichen Unterrichts, eingedenk der Ordonnanzen von 1828, welche als die maßgebende Richtschnur für den dermaligen kirchlichen Unterricht betrachtet werden, den Einfall gehabt, nur der Probe wegen auf einen Punkt darin aufmerksam zu machen. Diese Neugierde kommt ein wenig spät, doch mag das Sprüchwort ihn entschuldigen. Herr Villemain schrieb also den Bischöfen und verlangte die jedem Seminarprofessor aufgelegte Erklärung, daß er keiner von den Gesetzen des Königreichs nicht genehmigten Kongregation angehöre. Dieser Eid wurde rundweg verweigert, und die Quotidienne zerraufte sich die Haare und erhob lautes Klagegeschrei über Gewissenstyrannei. Am Vorabend der Freiheit des Unterrichts eine solche Erklärung zu verlangen, war wirklich impertinent!

Was inzwischen thun, was beginnen, wenn man sich zwischen positive Gesetze einer- und das Gewissen der Jesuiten andererseits gestellt sieht? Es ist dieß ein sehr kitzlicher Fall. Glücklicher Weise ist der Herr Kultminister da, um uns aus der Klemme zu befreien. Herr Martin steigt auf die Tribüne und versichert, man könne vollkommen ruhig sein, da er, Herr Martin, den Unterricht in den Seminaren aus der unmittelbarsten Nähe überwache; die Grundsätze, die dort gelehrt werden, haben durchaus nichts Beunruhigendes und passen vollkommen zum Systeme

der Regierung; die Ordonnanzen von 1828 werden mit unerhörter Strenge festgehalten *) und von dem Episkopat im Allgemeinen seien ihm die befriedigendsten Antworten zugekommen. Was Herrn Bouvier insbesondere betreffe, so fügt er hinzu, und Herr von Larochejaquelein bestätigt diese Versicherung, derselbe sei unter allen Bischöfen Frankreichs der Juliusregierung am treusten zugethan. Wenn dem so ist, so läßt sich von den andern nicht viel erwarten, denn ihre Schriften liegen einmal vor. Aber die Kammer will sie nicht kennen lernen und verläßt sich lieber auf die Worte des Herrn Martin.

Viertes Kapitel.

Bücher über transcendentale Moral.

Das Kompendium. — Die Theorie Sättler's, neu herausgegeben und vermehrt von dem Abbé Rousselot.

Ein Grundzug im Charakter der Jesuiten ist ihre Unwandelbarkeit. Trotz der Provinzialbriefe, trotz der Parlamente, trotz der öffentlichen Mißbilligung, allem Spotte, allen Brandmarkungen und Vertreibungen zum Trotz haben sie fortwährend die Grundsätze ihrer Kasuisten gelehrt, ohne eine Sylbe davon wegzuschneiden oder abzuändern. Sie haben das Kaiserthum und die Restauration durchgemacht, ohne von ihrem Werke abzugehen; die Revolution von 1830 hat sie keine Minute lang demselben entzogen, und das Jahr 1843 hat sie beschäftigt gefunden, in ihren Schulen den Escobar, Tambourin, Sanchez, Filiutius, Caramuel, kurz alle Doktoren des Probabilismus so friedlich zu erklären und zu umschreiben, als hätte dieß nicht das mindeste auf sich. Niemand achtete darauf. Die scheinbare Unmöglichkeit der Sache verhinderte, daß man ihre Wirklichkeit sah, die sich unter unsern Augen entfaltete. Ein Bewohner von Straßburg war der erste, der in einer Broschüre, welche er Entdeckungen eines Bücherfreundes betitelte, auf diese Erscheinung in der gesellschaftlichen Welt aufmerksam machte. Er brachte die Texte und schnitt somit allen Zweifel zum Voraus ab. Seine Citate waren zwei Werken entnommen, welche im Straßburger Seminar als Unterrichtsbücher eingeführt

---

*) Er hat einen Beweis angeführt: Die Ordonnanzen schreiben für alle Zöglinge das kirchliche Gewand, den Chorrock vor. Herr Martin verkündet, dieselben tragen alle einen gleichen dunkeln Rock, der für ein kirchliches Kleid gelten könne. O Escobar!

sind. Das eine ist ein Abriß der Moraltheologie, aus den besten Autoren, namentlich dem seligen Liguori, ausgezogen von J. P. Moullet*); das andere der Wiederabdruck eines Kommentars über das sechste Gebot von Caspar Sättler, durchgesehen und vermehrt von dem Abbé Rousselot, Professor am Seminar zu Grenoble. Das erste ist für die Candidaten der Theologie, das zweite für die jungen Beichtväter und die Seminaristen bestimmt. **)

Das Publikum war höchlich erstaunt; es war, als hätte ein neuer Columbus ein neues Amerika entdeckt. In die Ueberraschung mischte sich der Unwille; die dynastischen Journale und die der Opposition, dießmal einig, machten sich zu Dolmetschern der allgemeinen Gefühle; das Univers lachte ihnen ins Gesicht. In ihrer Großmuth boten die Debats und der Constitutionnel der Geistlichkeit eine Zuflucht an, indem sie erklärten, diese schmutzige, schamlose Theologie könne unmöglich die aller Bischöfe und Seminare in Frankreich sein; sie wollen deßwegen warten und bitten dringend um eine Widerlegung der entgegengesetzten Behauptung. Sie können lange warten! erwiederte das Univers. Und als der Constitutionnel noch immer auf seiner Ungläubigkeit beharrte, erklärte sich der Moniteur der Jesuiten aufs Neue kategorisch: „Wir haben gesagt, daß dieser Unterricht keine Eigenthümlichkeit der Seminare von Straßburg und Grenoble, sondern allen Seminaren Frankreichs gemeinschaftlich ist. Er hofft, unsere Versicherung werde Lügen gestraft werden; wir können ihm dafür bürgen, daß er vergebens hofft***).

Wirklich entblödeten sich infulirte Bischöfe nicht, die Feder zu ergreifen, um öffentlich, offiziell Bücher zu vertheidigen, in welchen eine der plumpsten abergläubischen Meinungen des Mittelalters, der coitus cum dæmone, bestätigt, in welchen mittelst zahlloser Unterscheidungen und Nebenunterscheidungen Diebstahl, Mord, Ehebruch, kurz die sieben Hauptsünden genehmigt werden.

Man hat mir erzählt, ein junger Wüstling, den ich weiß nicht was für ein

---

*) Compendium theologiæ moralis, quod ad usum theologiæ candidatorum ex variis auctoribus, præsertim ex B. Liguorio excerpsit J. P. Moullet, olim professor theol. mor., superiorum permissu. Friburgi Helvetiorum, apud Antonium Labastrou, bibliopolam, 1834, 2 Bände 8^0.

**) Joannis Gaspari Sættler in sextum Decalogi præceptum, in conjugum obligationes, et quædam matrimonium spectantia, prælectiones ex ejusdem theologia morali universa excerpsit, notis et novis quæsitis amplificavit et denuo typis mandari curavit P. J. Rousselot, S. S. theologiæ in seminario Gratianopolitano professor, in gratiam neo-confessariorum et discipulorum. Gratianopoli prostat apud Augustum Carus, bibliopolam et editorem, viâ vulgo dictâ Brocherie, No. 16, 1840; 192 S. 8^0.

***) Das Univers vom 19. Mai.

Umstand in den Beichtstuhl geführt, habe angegeben, er habe sich mit der Frau seines Nachbars vergangen. Er glaubte sich des Ehebruchs schuldig. — Mein Sohn, sagte sein Beichtvater zu ihm, warum haben Sie sich mit dieser Frau vergangen? — Ach, hochwürdiger Vater, weil sie schön war und ich sie liebte. — Also nicht, weil sie verheirathet war? — O nein, mein Vater. — Sind Sie in diesem Punkte Ihrer Sache gewiß? es ist dieß von hoher Wichtigkeit. — Ach ja, mein Vater; ich hätte es auch gethan, wenn sie noch Mädchen gewesen wäre. — Gott sei gelobt, mein Sohn! in diesem Fall sind Sie allzubedenklich und haben sich mit Unrecht angeklagt. Sie haben keinen Ehebruch begangen. — Ists möglich, mein Vater? — Nicht blos möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich. Da, fuhr er fort, indem er ein Buch aus der Tasche zog, da sehen Sie zu Ihrer Beruhigung die Moraltheologie des guten Paters Moullet; lesen Sie einmal hier S. 126:

„Wenn jemand unerlaubten Umgang mit einer verheiratheten Frau pflegt, nicht weil sie verheirathet, sondern weil sie schön ist, so daß er also gewissermaßen von dem Umstande der Verheirathung absieht, so konstituirt ein solcher Umgang nach mehreren Autoren nicht die Sünde des Ehebruchs: **Si quis delectatur de copula cum mulierie nupta, non quia nupta, sed quia pulchra est, abstrahendo scilicet a circumstantia matrimonii, juxta plures auctores hæc delectatio non habet malitiam adulterii, sed simplicis fornicationis.** Dieser Entscheid, fügt der Pater Moullet hinzu, wird von dem seligen Liguori sehr wahrscheinlich genannt."

— Nun gut, können Sie noch zweifeln? Aber wenn Sie diese Frau begehrt oder sich mit ihr vergangen hätten, weil sie einmal verheirathet ist, o dann wären wir unbarmherzig und mit Recht; denn müßten Sie nicht ein sehr gottloser Mensch sein, um eine Frau sträflich zu begehren, weil sie einem andern gehört, während man Ihnen erlaubt, sie ihrer bloßen Schönheit wegen zu begehren und sich sogar mit ihr zu vergehen? Dieß wäre eine teuflische Bosheit, nicht wahr? und so nachsichtig wir gegen die Leidenschaft sind, so streng sind wir gegen die Bosheit.

— Sie haben sehr recht, mein Vater, und ich danke Ihnen im Namen der Gesellschaft, denn ich sehe aus Ihrer Definition, daß es künftig keine Ehebruchssünden mehr geben wird, wie es Dank Ihrer Definition von der Faulheit keine faulen Leute mehr gibt. Ich hoffe, daß die Moraltheologie in die Tribunale dringen wird, dann wird ein Mann, der mit einer verheiratheten Frau ein Kind gezeugt hat, erklären, daß er diese Frau einzig wegen ihrer Schönheit und nicht wegen ihres Titels als Ehefrau begehrt hat; daß somit das aus dieser Verbindung entstandene Kind kein im Ehebruch erzeugtes Kind ist, sondern ein einfaches, natürliches Kind, das seine bürgerlichen Rechte hat, anerkannt, adoptirt werden kann und nach dem Tode seiner Eltern den dritten Theil ihres Vermögens erbt. Sie machen mit dem Ehebruch zu-

gleich den im Ehebruch erzeugten Kindern und einer gewissen Klasse von Eheleuten.... Sie wissen ja, wie Molière sie nennt, ein Ende. Wie viele Leute müssen Ihnen dankbar sein! — Nicht mir, sagt der Pater bescheiden, sondern der Moraltheologie. — Ja, mein Vater, oder vielmehr dem Jesuitenorden, welcher diese Theologie und diese Moral erfunden hat. Ich mußte Ihnen dieß entwickeln, denn ich bin überzeugt, daß Sie niemals an diese Folgen gedacht hatten. — Das ist wahr, sagt der Pater, doch wundere ich mich nicht darüber: die Dienste, welche wir leisten, haben unberechenbare Wirkungen, und man sieht ihre ganze Bedeutung niemals auf den ersten Blick.

Weil wir doch einmal daran sind, mein Vater, so will ich Ihnen alles sagen, und da Sie ein so erfindsamer Mann sind, so werden Sie gewiß ein Mittel ausfindig machen, mich aus der Verlegenheit zu ziehen. Ich gestehe Ihnen, daß ich halb durch Bitten, halb mit Gewalt ein armes junges Mädchen verführt habe und.... — Genug! unsere Väter sind in solchen Angelegenheiten unbarmherzig: sie verurtheilen Sie geradezu, das Mädchen zu heirathen. — Mein Vater, ich will alles thun, was Sie mir befehlen, denn ich habe Religion: ich bin in Freiburg erzogen worden, und habe dort die Tugend des Gehorsams gelernt. Inzwischen... — Was gibt es da für ein inzwischen? — Das will ich Ihnen sagen, mein Vater: ich bin ein Sohn aus guter Familie, bin adelig, reich, sie ist eine bloße Arbeiterin. Nun befinden wir uns, Gott sei Dank! nicht mehr in der Zeit, wo ein Jean-Jacques den Vorschlag machte, man solle den Königssohn mit der Tochter des Henkers verheirathen. Meine Verbindung mit einer Grisette würde ein lautes Geschrei veranlassen, würde gegen die Vernunft verstoßen, und die Religion kann niemals gegen die Vernunft verstoßen: der Pater Lacordaire hat das am Sonntag in Saint-Germain-l'Auxerrois dargethan. — Ganz richtig, das ändert die Sache ein wenig. Sie brauchen das Mädchen nicht zu heirathen, sind aber in Ihrem Gewissen verpflichtet, sie schadlos zu halten, ihr eine Aussteuer zu geben, damit sie einen andern heirathen kann. — Ich wollte das herzlich gern thun, aber mit was? Mein Jahrsgehalt ist nicht groß genug, um solche Kosten zu bestreiten; mein Vater wird in unerhörte Wuth gerathen, wenn ich ihm davon sage; er ist, wie Sie wissen, ein schmutziger Geizhals. Es ist sogar möglich, daß der Zorn eine Art Schlag bei ihm herbeiführen würde; nun hat er schon zwei Schlaganfälle gehabt; der dritte würde ihn, aller Wahrscheinlichkeit nach, von hinnen nehmen. Wollen Sie denn, daß ich ein Vatermörder werde? — Da sei Gott für, mein Sohn! Das wäre noch das Schlimmste von allem! Warten Sie einmal: ist Ihre Intrigue mit der Kleinen ruchbar geworden? hat die Sache Skandal gemacht? — Ganz und gar nicht, mein Vater. O, was den Artikel Vorsicht betrifft, so lasse ich mir nichts zu Schulden kommen; weder Vater, noch Mutter, noch Nachbarn... — Vortrefflich! ich dachte mirs doch-

denn Sie scheinen mir ein anständiger Mann zu sein. Nun gut, Sie sind gerettet, sind aller Verbindlichkeiten gegen sie ledig, ich sage aller. — Ist es wahr, mein Vater? — Glauben Sie, ich wolle Sie täuschen? Lesen Sie nur selbst. Es steht hier S. 406:

„Wer mit Gewalt, durch Drohungen, durch Betrug oder durch ungestüme Bitten eine Jungfrau verführt hat, ohne ihr die Ehe zu versprechen, der ist verbunden, dem Mädchen und ihren Angehörigen jeden Schaden, welcher für sie daraus erwächst, zu vergüten, indem er sie aussteuert, damit sie heirathen kann, oder sie selbst heirathet, wenn er sie nicht anders zu entschädigen vermag. Wenn jedoch sein Verbrechen ganz geheim geblieben ist, so ist es wahrscheinlicher, daß der Verführer vor seinem innern Richter zu keinem Ersatze verbunden ist." *)

— Das ist sehr bestimmt, dächte ich. Aber wie? Sie sollten hocherfreut sein und ich sehe Sie ganz traurig und nachdenklich. — Ich habe Grund dazu, mein Vater; dieser Text bezieht sich nicht auf mich. Er sagt: ohne ihr die Ehe zu versprechen, und unglückseliger Weise... — Haben Sie das versprochen? — Ja, und zwar mit einem feierlichen Eid. — Welche Thorheit! — Sie hätte sich sonst niemals ergeben. — Ein Eid! o dreimal unbedachtsame Jugend! Und was wollen Sie jetzt, daß man für Sie thun soll? — Nichts, mein Vater, nichts. Ich sehe nur zu deutlich, daß hier nichts zu machen ist und daß ich verloren bin. — Vielleicht, vielleicht doch, denn ich setze meine ganze Selbstliebe daran. Hören Sie mich einmal an und nehmen Sie Ihre Erinnerungen wohl zusammen. Als Sie schwuren, hatten Sie da die Absicht, Ihr Wort zu halten? Geben Sie wohl Acht! — Im Gegentheil, mein Vater. — Gut, so thaten Sie's einzig und allein, um sie zu täuschen? — Einzig und allein in dieser Absicht. — Sind Sie Ihrer Sache gewiß? — Ei, potztausend, das will ich meinen! Wie sollte ich das nicht! — Nun sehen Sie, wie Sie von Glück sagen können, daß unsere Väter sich dem Studium der Moraltheologie gewidmet haben. — Was wollen Sie damit sagen? — Daß wir mit diesem Fall ganz im Reinen sind, aber es geschieht nicht immer ohne Mühe. Ich habe geglaubt, ich würde nicht damit zu Stande kommen! So wissen Sie denn, daß die Absicht des Eides es ist, was das Wesen des Eides ausmacht. Nun hatten Sie, als Sie schwuren, nicht die Absicht, es zu halten, folglich sind Sie zu

---

*) (P. 406.): „Qui vi, minis, fraude, precibus valdè importunis virginem corrupit, absque matrimonii promissione, tenetur omnia damna compensare virgini et ejus parentibus indè obvenientia, eam nempè dotando, ut nubere possit, imò eam ducere debet, si alio modo indemnem præstare nequeat. Si tamen scelus *omnino occultum* maneat, probabilius ad nullam restitutionem in foro interno obligandus est stuprator."

ganz und gar Nichts verbunden. — Ists möglich! — Nicht blos möglich, sondern dießmal gewiß.

„Man fragt, zu was ein Mensch verbunden sei, der fälschlicher Weise und in der Absicht zu täuschen einen Eid geleistet hat. Antwort: Er ist kraft der Religion zu nichts verbunden, weil er keinen wahren Eid geleistet hat, aber von der Justiz kann er angehalten werden zu thun, was er fälschlicher Weise und in der Absicht zu täuschen geschworen hat." *)

Ficte et dolose, das ist doch wohl Ihr Fall? — Ja, ja, **ficte et dolose**. Was die Justiz betrifft, auf die pfeife ich; ich halte nur an der Religion; die Religion geht mir über alles! Ich bin ein Freiburger Schüler. Die Kleine mag sich behelfen so gut sie kann, mein Gewissen ist ruhig. Leben Sie wohl, mein Vater. Ihr Pater Moullet ist ein bewundernswürdiger Mann, und Sie desgleichen; ich werde Ihnen alle meine Freunde schicken und denselben dringend anempfehlen, niemals anders, als **ficte et dolose** zu schwören. Ohne dieses **ficte et dolose** war es um mich geschehen; ich war verdammt! **ficte et dolose**! Ich werde es nie vergessen!

Nach diesem jungen Wüstling kommt ein alter Landedelmann aus dem Süden, ein ehemaliger Mitarbeiter des Herrn von Trestaillons. Er hat folgendes vorzutragen: — Mein Vater, einer meiner Nachbarn macht mir ein Pachtgut streitig; wir prozessiren. Er hat unrecht, aber er wird gewinnen, weil er eine falsche Urkunde vorbringen wird, deren Falschheit ich unglücklicher Weise nicht beweisen kann. Die Familie würde sich mit mir verständigen; aber er ist hartnäckig. Ich werde folglich mein Pachtgut verlieren. Nun hören Sie mich einmal an: Wir sind viel auf der Jagd, er auf seiner Seite, ich auf der meinigen. Ich habe Lust, ihm das nächstemal, da ich ihn an einer Waldecke sehe, eine Kugel an den Kopf zu senden. Was sagen Sie dazu, mein Vater? — Hüten Sie sich wohl, mein Sohn! Sie würden verhaftet, vor die Gerichte gebracht und ... — O, was die Gerichte betrifft, das ist meine Sache. Ich erbitte mir Ihren Rath blos vom religiösen Standpunkte aus; denn ich bin ein sehr gewissenhafter Mann. — Und dieses Pachtgut ist von Werth? — Das will ich meinen. — Sehr gut. Es ist Ihnen nothwendig, um zu leben? — O nein! ich bin außerdem reich, sehr reich. — In diesem Falle ist es, wenn Ihr Gegner auch noch so ein ungerechter Mann ist, zweifelhaft, ob man die Handlung, welche Sie gegen ihn vorhaben, entschuldigen kann. — Zweifelhaft, mein Vater? — Ja, zweifelhaft, mein Sohn; Sie verstehen doch Latein? „**Dubium est utrum liceat occidere injustum agressorem bonorum temporalium magni momenti, quamvis ad vitam necessariorum, si**

*) „Queritur ad quid teneatur, qui fictè et dolosè juravit? Resp. Ad *nihil* tenetur ex virtute *religionis*, cum *verum* juramentum non emiserit; tenetur tamen ex justitia ad præstandum, quod fictè et dolosè juravit." (P. 221.)

utiliter defendi nequeant.“ So spricht der Pater Moullet nach dem seligen Liguori und allen unsern Doktoren. — Ja, aber warten Sie doch mein Vater, ich sehe noch etwas; fahren Sie fort. — „Sententia affirmans videtur probabilior.“ Die bejahende Ansicht wird als die wahrscheinlichere angenommen.“ — Ich habe eine solche Hochachtung, eine solche Verehrung für Ihre Väter, daß ich mich begnüge zu wissen, welche Ansicht sie für die wahrscheinlichere halten, und nicht mehr weiter forsche. Und in der That scheint mir der zur Unterstützung dieses Entscheids angeführte Grundsatz vortrefflich; der Grundsatz nämlich, daß „die christliche Liebe nicht verlangt, daß man, um einem andern das Leben zu retten, einen ansehnlichen Theil seines Vermögens opfere.“ **) Ich danke Ihnen bestens, mein Vater; ehe acht Tage vergehen, wird der gute Mann sein Sächlein haben, und ich werde mein Pachtgut haben, und zwar ohne Sünde!

Nun kommen zwei Leute, die sich ganz im gleichen Falle befinden. Der eine ist ein Bedienter, der andere ein Schneider; der Bediente bestiehlt seinen Herrn, der Schneider seine Kunden. Man nimmt sie nach Anleitung des Kompendiums ins Gebet. Der eine sagt: mein Lohn ist zu gering für den Dienst, den man von mir fordert; der andere; mein Arbeitspreis ist zu niedrig. — So müsset Ihr mehr fordern. — Nein; mein Herr würde mich wegschicken, und für das Geld, das er mir gibt, einen andern Kammerdiener finden, der sich auf dieselbe Art entschädigen würde, wie ich. — Just so ergeht es mir, fügt der Schneider hinzu: man wird mich sitzen lassen, und die Arbeiten andern Schneidern geben, die eben so arg oder noch ärger stehlen, als ich, und ich werde mit meiner Familie Hunger sterben. — In diesem Fall sprechen euch hochangesehene Theologen, graves theologi, von der Sünde frei, und erlassen euch die Zurückgabe des ungerecht Erworbenen; denn ihr Grundsatz ist folgender: „Der Diebstahl ist entschuldigt, wenn er eine heimliche Ausgleichung bildet, mittelst welcher der Gläubiger seinem Schuldner unbemerkt so viel entzieht, als dieser ihm schuldig ist.“ Nur den gleichen Werth, das ist die Hauptsache, wenn ihr aber mehr nehmet, dann sündiget ihr. Wer hat nun das Verhältniß zu beurtheilen? Der Bediente und der Schneider. Sie sind Richter und Partei zugleich, aber das macht nichts zur Sache: sie sind ehrliche und fromme Leute, so lange sie beide zur Brüderschaft oder zur Gesellschaft für Verbreitung des Glaubens gehören; sie werden gewiß die Sachen gewissenhaft anschlagen.

**) „Dubium est, utrum liceat occidere injustum agressorem bonorum temporalium magni momenti, quamvis ad vitam *non* necessariorum, si utiliter defendi nequeant? Sententia affirmans videtur *probabilior*. Ratio est, quia charitas non exigit, ut quis faciat *jacturam notabilem bonorum temporalium ad servandam vitam proximi*.“ (P, 206.)

Der Diebstahl wird ferner in einem andern Falle entschuldigt, wenn nämlich die Noth ihn erfordert. Und dieß kraft des kommunistischen Prinzips. „Wer in der äußersten Noth einem andern das zu seiner eigenen oder seiner Familie Nothwendige nimmt, begeht keinen Diebstahl, denn in einer solchen Noth sind alle Dinge gemeinschaftlich, wenigstens was den Gebrauch betrifft. Die Natur gibt Jedem das Recht, und legt ihm sogar die Verpflichtung auf, sein Leben zu erhalten u. s. w.“ (Comp. Bd. I. S. 213.) Nur Schade, daß die Gerichte strenger sind, als die Gesellschaft Jesu, und diese Grundsätze nicht gelten lassen; die Gesellschaft würde bald in einen guten Zustand gerathen! Inzwischen gehen die Gerichte schlechterdings nicht darauf ein, und daraus entsteht die Nothwendigkeit, die Jesuiten an einen guten Rath zu erinnern, welchen Pascal ihnen gab:

„Ihr habt sie (die Verbrecher) sicher gestellt von Seiten der Beichtväter, aber gegenüber den Richtern habt ihr sie nicht gesichert... Wenn ihr von der einen Seite die Richter der Beichtväter seid, seid ihr nicht auch auf der andern die Beichtväter der Richter? Zwinget sie bei Strafe der Ausschließung von den Sakramenten, die Verbrecher frei zu sprechen, die eine wahrscheinliche Meinung für sich haben, damit es nicht zu großer Verachtung und zum Aergerniß der Wahrscheinlichkeitslehre geschehe, daß diejenigen, welche ihr in der Theorie unschuldig machet, in der Praxis ausgepeitscht oder gehenkt werden.“ (Sechster Provinzialbrief.)

Der Uebelstand ist von schwerer Bedeutung. Bis jetzt haben die Jesuiten kein anderes Mittel dagegen gefunden, als daß sie überall in ihren Büchern die Empfehlung anbringen: Meidet das Aergerniß.

Diese anscheinend so tiefe und so verwickelte Kunst der Kasuistik beruht ganz und gar auf einem höchst einfachen Verfahren. Es handelt sich blos darum, zwischen der Theorie und der Praxis zu unterscheiden, und immer in der Praxis das Vergehen als unschuldig zu erklären, daß man in der Theorie an und für sich, per se, wie sie sagen, immer verdammt. Mit diesen zwei einsilbigen Wörtchen per se retten sie zugleich alle Grundsätze und alle Verbrecher. Es bedarf nur einer kleinen Unterscheidung. Daran kann man sich gewöhnen, und das ist das Ganze.

Zum Beispiel der Diebstahl ist, theoretisch genommen, an und für sich, per se, ein Verbrechen; aber wenn ein Bedienter, ein Schneider u. s. w....

Selbst die strengsten Doktoren, etiam strictiores, welche das Schmuggeln an und für sich, per se, als ein Verbrechen erklären, entschuldigen die Schmuggler damit, daß man „von den Fürsten nicht annehmen könne, sie legen ihren Unterthanen eine Gewissensverpflichtung auf.“ Und das Kompendium fügt hinzu: Diese Meinung erscheine wahrscheinlich und sehr sicher in der Praxis, et in praxi valde tuta. Wohlverstanden in der Praxis des Beichtstuhls, nicht aber auf der Grenze, den Zollschutzwächtern gegenüber.

Auch die Verläumdung ist per se eine Todsünde, ein Verbrechen: „Wir sagen an und für sich, denn es ist eine wahrscheinliche Meinung, daß es keine Todsünde sei, zu verläumden, um seine Ehre zu retten. Diese Meinung wird von mehr als zwanzig angesehenen Doktoren unterstützt. Wenn also diese Lehre nicht wahrscheinlich wäre, so würde es in der ganzen Theologie kaum eine einzige geben, die es wäre." (Caramuel Nr. 1151. S. 550.)

Nach dieser Art zu kalkuliren sind die Jesuiten, welche Schmähschriften gegen die Mitglieder der Universität fabriziren, weißer als Schnee, da sie dabei den Zweck haben, ihre Ehre aufrecht zu erhalten.

Die Jesuiten haben ihre Lehre auf den Grundsatz gebaut, daß der Zweck die Mittel rechtfertige, einen Grundsatz, der von empörender Unsittlichkeit zeugt und sie nothwendiger Weise auf den andern Grundsatz geführt hat: das Verbrechen ist nur dann ein Verbrechen, wenn es zwecklos ist. In diesen beiden Grundsätzen liegt der Kern aller ihrer Bücher und ihres ganzen Benehmens.

Man vergesse nicht, daß diese Moral in allen Seminaren Frankreichs gelehrt wird.

Der Abriß von Sättler, neu herausgegeben von dem Abbé Rousselot, ist in einer andern Weise anrüchig. Es ist dieß eine wahrhaft empörende Anhäufung von Unfläthigkeiten; man weiß nicht, ob der Gedanke oder der Ausdruck größeren Eckel erregt. Man hat Recht gehabt, sich zu entrüsten über die schlüpfrige und verderbte Einbildungskraft, welche so viele garstige Einzelheiten in gratiam discipulorum et neo-confessariorum zusammengestellt hat. Aber in einem Punkte hat man sich getäuscht: man hat geglaubt, es sei dieß ein ausnahmsweises, in seiner Art einziges Werk, und hat die ganze Gehässigkeit dem Abbé Rousselot ins Gewissen geschoben; darin besteht der Irrthum. Der Abbé Rousselot ist nicht strafbarer, als dreißig oder vierzig andere, die denselben Gegenstand behandelt haben: sie haben die Wissenschaft schon ganz fertig und zwar auf diese Art fertig angetroffen; sie haben sie genommen, wie sie sie gefunden. Das Uebel ist also weit bedeutender, als man vermuthet hat: was den Laien als abscheuliche Schändlichkeit erscheint, ist ein Gegenstand, der unter der Geistlichkeit tagtäglich wiedergekäut und wenigstens von den Professoren mit kaltem Blute behandelt wird. Die Unzucht und ihre schändlichsten Geheimnisse, solche, vor denen die Natur zurückbebt, werden in den Seminaren den Diakonen erklärt, wie man in den Collegien den Studierenden der Rhetorik die oratio pro Milone oder pro corona erklärt. Dieß ist zur Gewohnheit geworden und einige Bischöfe vertheidigen sie als eine Staatsnothwendigkeit (ohne sie jedoch zu beklagen) und als eine der kostbarsten Ueberlieferungen. Wir werden später sehen, was man ihnen antworten kann, wenn der Leser einmal einen Begriff von diesen Werken hat; denn

man könnte glauben, mein Urtheil sei durch Leidenschaft übertrieben. Wollte Gott, es wäre möglich, hier übertriebene Ausdrücke zu gebrauchen!

Ich will keine Analyse von Sättler oder dem Abbé Rousselot geben. Ich will nur eine einzige dieser Abhandlungen prüfen, und ziehe es vor, mich sogleich nicht einmal an die vollständigste zu halten, sondern an diejenige, welche das größte Ansehen genießt, die verbreitetste ist und von den kirchlichen Schriftstellern, es versteht sich den modernen, befolgt, häufig sogar Wort für Wort abgeschrieben wird. Es ist dieß der Kommentar des Herrn Bouvier, Bischofs von Mans, über das sechste Gebot. Wer diesen kennt, der kennt alle andern zur Genüge *).

---

*) Hier einige von den Fällen, welche Herr Bouvier ohne Zweifel absichtlich ausgelassen hat, und man kann ihm dazu nur Glück wünschen.

„Expedit prudenter et data occasione, in confessionibus præsertim generalibus, a mulieribus et etiam a puellis quærere utrum cum bestiâ aliquid inhoneste egerint, v. g. bestiam in lectum intromittendo seque ab ea lambente tangi procurando.“ (Rousselot, S. 38.)

Das Kompendium lehrt uns, daß für diejenigen, welche im Anfange der Schwangerschaft eine Fehlgeburt veranlassen, oder abtreibende Getränke geben, keine kanonische Strafe besteht: „Propter abortum fœtus nondum animali hodierno jure nulla poena ipso facto incurritur sicut nec obsterilitatis procurationem.“ Das Assisengericht hat mehr als einmal bewiesen, daß Priester, die wegen Sittenlosigkeit beschieden waren, unzeitige Geburten bei ihren Geliebten veranlaßt hatten. Ist es nicht schauderhaft, wenn man denken muß, daß diese Elenden ihr Gewissen vielleicht mit ihrem Kursus in der Moraltheologie beschwichtigt hatten?

Der Pater Sättler lehrt über die Zeugung Geheimnisse, welche der Medizin bis dahin unbekannt gewesen: „Probabilius potest sese vir post seminationem retrahere non expectata seminatione mulieris, quia haec non est ad generationem necessaria.“ (S. 123.) Im Allgemeinen ist Sättlers Sprache die obscönste: „Sunt peccata mortalia si maritus membrum virile immittat in os mulieris, vel ejus verenda osculetur, vel propria verenda perfricet circa vas ejus præposterum.“ (S. 134.) Es fehlt an Ausdrücken, um ein solch wahnwitziges Schwelgen in Schlüpfrigkeit zu bezeigen und diese Sprache, die, wie der Straßburger Bücherfreund sagt, einem Matrosen Schamröthe ins Gesicht jagen würde, diese entschuldigt und rechtfertigt der Freiburger Jesuit, welcher die Antwort auf die Entdeckungen u. s. w. verfaßt hat, mit der Bemerkung, „die Lektion werde vor einem Kruzifixe ertheilt.“

Fünftes Kapitel.

Der Beichtstuhl der Jesuiten. — Kommentar über das sechste Gebot und Supplement zu der Sanchez'schen Abhandlung: De matrimonio, von Herrn Bouvier, Bischof von Mans *).

Erzählen werd' ich jetzt von seltsamlichen Dingen,
Doch bitt ich, laßt dadurch euch nicht in Harnisch bringen:
Ich muß, das sei erlaubt, gar vielerlei berühren,
Um, wie ich euch gelobt, euch ganz zu überführen.
(Moliere, Tartüfe.)

§ 1.

Ich befinde mich beim Anfang dieses Kapitels in großer Verlegenheit: es handelt sich um Beleuchtung eines Buches, das zu übersetzen unmöglich und wörtlich anzuführen sehr schwer ist: denn dieses Latein bietet gar zu schamlos aller Anständigkeit Trotz. Ich weiß nicht, wie es mir gelingen wird, mich aus der Sache zu ziehen. Jedenfalls rufe ich die Nachsicht des Lesers an, und wenn er sie mir bewilligt, so verspreche ich dagegen, ihm so viele Obscönitäten als nur immer möglich zu erlassen und nur so viel anzuführen, als zur Würdigung des fraglichen Buches nothwendig ist, mit einem Wort das zu thun, was Herr Bouvier nicht einmal versucht hat, d. h. so oft es angeht, verschleierte Wendungen zu gebrauchen und Ausdrücke, welche nicht aller Sittsamkeit geradezu Hohn sprechen.

Eine kurze Vorrede benachrichtigt uns, daß diese Abhandlung ausschließlich für die Priester und die Diakonen bestimmt ist; daß der Verfasser sie, nach den Schriften hochberühmter Theologen und Kasuisten compilirt hat, in der Ueberzeugung, den jungen Priestern und Diakonen einen Dienst damit zu erweisen: **rem junioribus presbyteris et diaconibus utilem.** **) Sofort gibt es in Anbetracht, daß der Gegenstand an und für sich selbst unendlich kitzlich ist, und in Erwägung der menschlichen Gebrechlichkeit, die Formel zu einem kurzen, in drei Zeilen zusammengefaßten Gebet an die heilige Jungfrau, welches man bei Durchlesung der Schändlichkeiten, auf die wir jetzt kommen werden, mit Vortheil zwischenhinein sprechen wird. Es ist dieß der Ariadne-Faden an der Thüre des Labyrinths; junge Priester, junge

---

*) **Dissertatio in sextum Decalogi præceptum et supplementum ad tractatum de matrimonio. Decima editio, 1843, Paris. Méquignon junior.**

) **Diaconibus ist, beiläufig gesagt, ein Barbarismus; man sagt nie anders als **Diaconus.** Inzwischen hätte man gar zu viel zu thun, wenn man es mit der Latinität streng nehmen wollte; die Gedanken geben mehr als genug zu schaffen.

Diakonen, haltet ihn fest! verlieret ihn nicht! ach! auch mit dem Latein in der Hand kann man sich noch verirren.

Die ersten Kapitel handeln von der Unzucht im Allgemeinen, von der einfachen Hurerei, vom Konkubinat, von der Prostitution, von der Nothzucht und der Entführung. Halten wir uns nicht bei Kleinigkeiten auf. Ich bemerke blos im zweiten Kapitel, erstens, daß derjenige, welcher beichtet, er habe ein Mädchen begehrt, erklären muß, ob er sie noch für eine Jungfrau halte, oder nicht, wodurch er also gewissermaßen seinen Nebenmenschen denunzirt und für eine andere Person beichtet; zweitens, daß ein Mädchen, das man nothzüchtigen will, sich mit den Füßen, den Händen, den Nägeln vertheidigen, aber auf der Hut sein soll, daß sie den Angreifer nicht tödte, oder verstümmle, „weil das Leben und die wichtigsten Glieder des Körpers von weit größerer Bedeutung sind, als die materielle Verletzung der Ehre.“ (S. 24 und 28.) Ferner, daß das Mädchen, wenn sie Gefahr liefe, ihr Leben oder ihren Ruf bloßzustellen, nicht verbunden ist, zu schreien, indem der Ruf und das Leben über alles gehen.

Die Kapitel vom Ehebruch, von der Blutschande, von Geistlichen, die zu schmählichen Sünden aufreizen, bieten Erörterungen, Unterscheidungen und Voraussetzungen höchst seltsamer Art dar; ich werde mich mit einem einzigen Beispiele begnügen: „Ein Priester, der bei Reichung der Sakramente, oder wenn er die Messe spricht, oder wenn er angekleidet ist, um sie zu sprechen, oder beim Herabgehen vom Altar **voluntarie se polluit aut in venereis delectatur**, begeht eine doppelte Kirchenschändung.“ (S. 39.) Diese Entscheidung stützt sich auf die Autorität des seligen Liguori. Aber wenn der selige Liguori die Sache nicht entschieden hätte, dann wäre man im Ungewissen geblieben. Aufrichtig gestanden, ist es nothwendig, solche Verirrungen vorherzusehen und die jungen Priester damit zu unterhalten? Dadurch, daß man dem Verbrechen entgegengeht, ruft man es häufig hervor. Eine Strafe, die an dem Tage, wo man sie festsetzt, keinen Gegenstand hat, wird am folgenden Tag ihre Anwendung finden. Diese Bemerkung bezieht sich auf die Kasuistik im Allgemeinen und, wie man sehen wird, namentlich auf die Abhandlung des Herrn Bouvier.

Kommt sofort ein fünfundzwanzig Seiten langes Kapitel über das Vergehen, von welchem Rousseau in seinen Bekenntnissen spricht, und das er mit dieser Umschreibung als einen gefährlichen Ersatz bezeichnet. Nach mehreren, zum mindesten überflüssigen *), Einzelnheiten zeigt der Prälat, wie dieses Vergehen von Caramuel und mehreren Probabilisten entschuldigt, ja sogar genehmigt

*) Z. B. die Definition: „**Pollutio est humani seminis ejectio extra omnem concubitum. — Semen est humor viscosus.**“ etc. etc.

wird *). Was ihn selbst betrifft, so verdammt er dasselbe unbedenklich mit der Autorität des Pabstes Innocenz XI. und des zweiundvierzigsten Epigramms von Martial: **istud quod digitis, Pontice, perdis, homo est.**

Dieser Gegenstand wird mit einer Gelehrsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit behandelt, welche den Weltmenschen, den sogenannten Gottlosen, Atheisten, Pantheisten maßlos erscheinen muß. Ist es erlaubt, sich an den Gaukelbildern eines Traumes zu ergötzen und in Absicht auf die Gesundheit seine Freude daran zu haben? Was soll derjenige thun, der unter der Herrschaft einer solchen Illusion erwacht, aber zu spät, um sie zu bekämpfen? Nachdem er diese Fragen ebenso weise entschieden, als er sie mit den gebührenden Rücksichten auf den Anstand gestellt hat, geht der Prälat zu den Schilderungen über. Diese nun sind scheußlich! Hier werden die Diakonen und jungen Geistlichen, für welche Herr Bouvier so väterlich besorgt ist, nicht ohne Eckel, hoffe ich, mehrere Seiten finden, die aus dem nur allzu bekannten Buche Tissots entnommen und zwar im französischen Urtexte hieher gesetzt sind. Die rohen und kecken Ausdrücke schrecken den hochwürdigen Herrn Bischof von Mans nicht; z. B. er schreibt folgende Methode vor, die jungen Leute in der Beichte über diesen Artikel auszufragen: Wenn man, sagt er, junge Knaben in der Beichte hat, „**qui cum aliis senioribus turpia fecerint, quoniam illos probabilissimè viderunt seminantes licet quærere ab illis an aliquid simile experti fuerint.**“ (S. 68.) Auf diese Weise etwa mag man sich in den Wachtstuben des alten Rom ausgedrückt haben.

---

*) **Plures probabilistæ negarunt pollutionem jure naturali esse prohibitam, dicentes cum Caramuel ejectionem seminis comparandam esse profusioni sanguinis, lactis, urinæ et sudoris, ac proindè, seclusâ lege Dei id vetante, eam provocare licitum imò et necessarium fore quoties id natura postularet.** — Wozu solche Notizen, solche Ansichten mittheilen, die Sie doch als falsch erklären? Man sehe hierüber die Bemerkung des Herrn B. Hauréau: (Handbuch der Geistlichkeit.)

„Nach der Methode der Probabilisten spricht Herr Bouvier niemals seine Ansicht aus, ohne zuvor die Meinung derjenigen Kasuisten, welche dieselbe Frage anders entschieden haben, mitzutheilen. Er empfiehlt sodann die seinige blos als die wahrscheinlichere. Nun weiß man, wie gefährlich diese Verfahrungsweise ist, wenn man es mit Leuten zu thun hat, die auf ihre Autoritäten, d. h. auf die Moralisten ihrer Partei so großes Vertrauen setzen. Der Pater Mutio Vitelleschi, General der Jesuiten, hat in einem Kreisschreiben an seine Gesellschaft, welches in das Protokoll der im Jahr 1700 gehaltenen Versammlung der Geistlichkeit Frankreichs eingetragen ist, selbst diese Methode verworfen: „Man lasse sichs sehr angelegen sein“, sagt er, „zu verhindern, daß die Dozenten oder Schriftsteller bei der Auswahl zwischen den verschiedenen Ansichten sich folgender Formen bedienen: Man könnte diese Ansicht verfechten... dieß ist wahrscheinlich... es gibt Autoren, die diese Meinung aufstellen, sondern sie sollen ihre Ansicht so entschieden als möglich aussprechen u. s. w.“

Die Verbrechen, welche das Feuer des Himmels auf die syrische Pentapolis herabgerufen haben, sind nicht übergangen. Herr Bouvier beginnt immer mit der Definition: „est applicatio membri genitalis ad partem corporis ejusdem sexûs, per modum concubitus.“ Der letztere Umstand ist unumgänglich nothwendig; denn es handelt sich darum, daß man sich nicht täuscht, und deßwegen muß klar und deutlich gesprochen werden. In der That: „si fieret tantum applicatio manûs, pedis vel oris ad partes genitales alterius sexûs, etiam si pollutio ex utraque parte locum haberet, non reputatur sodomia...“

„Est alia sodomiæ species quæ est concubitus cum persona diversi sexûs, sed extra vas naturale, verbi gratiâ in vase posteriorè, in ore, inter mamillas, crura vel femora etc. etc.“ (S. 72.)

Ich glaube, daß hier oder nirgends der Ort ist, das kleine Gebet an die heilige Jungfrau zu sprechen. Welche Schändlichkeiten! Welche Abscheulichkeiten und namentlich welche beneidenswerthe Kaltblütigkeit! Nur immer zu, sagte der gute Pater Canaye in einem ähnlichen Falle; wenn man im Kriege gewesen ist, so hat man alles hören gelernt. Auch alles sagen, wie es scheint. Herr Bouvier, der wie der Pater Canaye bei der Armee gewesen, weiß gar artige Sachen vorzutragen. Der routinirteste Wüstling könnte in diesem unfläthigen Schandbuche noch vieles lernen.

Wer hätte es gedacht, daß der hochwürdige Herr Bischof von Mans im Jahr 1843 an die Incuben und die Succuben glaubt? Er ist weiter vorgerückt in dieser Wissenschaft, als Sättler, der, wenn er von dem coitus cum Dæmone spricht, wenigstens die Beschränkung hinzufügt: si quis detur. Herr Bouvier hat und gestattet keine derartigen Zweifel. Der böse Geist, sagt er, kann die Gestalt eines Mannes oder einer Frau, oder eines Thieres annehmen, was Gelegenheit gibt, die gleiche Sünde in drei Kategorien, je nachdem die Sache sich fügt, einzutheilen.

Er untersucht auch, in welche Klasse man die Vermischung mit einem Leichnam setzen muß. (S. 74.)

Ueberall entwickelt er eine mehr überraschende, als erbauliche Gelehrsamkeit; das Kapitel von den Küssen gehört zu den lehrreichsten. Die Küsse auf die Brust auf den Busen, vel more columbarum linguas in os intromittendo, sind Todsünden. Fragen die Beichtväter nach solchen Dingen? Offenbar. Und dabei ist noch wohl zu bemerken, daß sie dieß nur französisch fragen können.

Gehen wir mit gesenkten Augen über das Kapitel von den unkeuschen Blicken und Berührungen hinweg. Aber man muß in hohem Grade vom Geiste der christlichen Liebe beseelt sein, um den hochwürdigen Herrn nicht anzuklagen, daß er sich in den zügellosesten Schlüpfrigkeiten einzig und allein deßwegen gefalle, weil dieß

ihm selbst Vergnügen mache, indem für die speziellen Leser seines Buches nicht der mindeste Vortheil aus solchen Schilderungen hervorgehe. Wie! sein argwöhnischer Eifer respektirt nicht einmal die mütterliche Zärtlichkeit und die kindliche Pietät! Seine ausschweifende Einbildungskraft geht über das Verbrechen des Ham*) hinaus! Er analysirt sogar den Blick einer Mutter, die ihr Söhnchen wascht oder ankleidet!

Wagen Sie es vielleicht zu behaupten, daß die in der Beichte gemachten Erklärungen Ihr Mißtrauen und die Besorgtheit, womit Sie Regeln über Unnatürlichkeiten vorschreiben, rechtfertigen? Man wird Ihnen antworten, daß Sie die menschliche Natur verläumden und sich mit Trugbildern herumschlagen. Nein, weder das Herz einer Mutter, noch das eines Sohnes werden jemals begreifen, was das Gehirn eines Kasuisten von der Gesellschaft Jesu ohne Mühe ausheckt.

Das Buch des Paters Sanchez de matrimonio hat eine traurige Berühmtheit erlangt durch die Unfläthigkeiten, welche der Verfasser darin angehäuft hat, in guter Absicht, sagt man, und auf die naivste Art von der Welt, indem er für die größere Ehre Gottes zu arbeiten glaubte und dabei die seines Ordens nicht vergaß. Man hätte denken sollen, Sanchez habe in seinem Werke den Gegenstand erschöpft; es scheint jedoch nicht, da der hochwürdige Herr Bischof von Mans sich die Mühe nimmt, ein Supplement dazu zu schreiben. Dieses Supplement oder Ergänzungsbüchlein handelt von zwei Punkten, der Impotenz und der ehelichen Pflicht. Das ist, wie man sieht, der eigentliche Kern der Sache. Auch kann der spanische Jesuit die gedachten zwei Punkte unmöglich übergangen haben, aber augenscheinlich hat er Herrn Bouvier nicht befriedigt, nach welchem Niemand mehr sich erdreisten wird, das Thema wieder zu berühren.

Der hochwürdige Herr hat, wie man weiß, nur eine einzige Verfahrungsweise: vor allem die Definition. Demgemäß setzt er zuvörderst auseinander, was die Ehe vollziehen heißt. Es ist dieß **quotiescumque vir penetravit et seminavit, sive mulier seminavit sive non**, und nun genügen ihm zwei Zeilen, um fortwährend mit der Klarheit und Bestimmtheit in seinen Ausdrücken, die er einmal liebgewonnen hat, begreiflich zu machen, was Impotenz ist. Unter den Ursachen dieser Schwäche, über welche er der Reihe nach Musterung hält, steht die Bosheit des Teufels in erster Linie. Wie er an die Incuben glaubt, so glaubt der hochwürdige Herr auch an die Nestelknüpfer. So viel ist gewiß, sagt er, daß die Impotenz von einer Beherung herkommen kann und nur die Encyclopädie und

---

*) „Quis auderet affirmare filium qui pudenda matris suæ libidinose conspexisset vel conspicere desideravisset talem circumstantiam declarare non teneri?“ (S. 90.) Gewiß Niemand; aber wer wird diese Frage an ein Kind richten? Sein Beichtvater.

die Encyclopädisten wagen es, über diese Lehre der Kirche zu lachen. (S. 130.) Die Encyclopädisten im Jahr 1843! Der gelehrte Prälat kommt mehreremale auf die Zaubermittel zurück, womit man einen armen Ehemann beheren könne, und er handelt die Frage ab, ob es erlaubt sei, den Zauber durch einen noch mächtigeren Zauber zu heilen. Er beantwortet sich die Frage mit: Nein. Diese Entscheidung könnte den dabei betheiligten Frauen hart erscheinen, aber, um sie zu trösten, zerreißt der Prälat, wenn der Zauber drei Jahre gedauert hat, ihre Kette und erlaubt ihnen, ein anderes Band zu knüpfen, das seinen Namen besser verdiene.

Herr Bouvier gibt bei den Männern vier Formen oder Ursachen der Impotenz an *), und bei den Weibern blos zwei: **nimia uteri angustia et mala illius aut matricis positio.** Dieß führt ihn darauf fünfzehn Fragen abzuhandeln; fünfzehn, nicht mehr und nicht weniger. Die achte und neunte können einen genügenden Begriff davon geben: „Man fragt, ob eine Frau **præ arctitudine vasis impotens** verbunden sei, einen Einschnitt zu dulden, wenn die Aerzte für den Erfolg der Operation bürgen.“ Es läßt sich allerhand für und wider anführen; aber die Meister der Wissenschaft sind der Ansicht, die Frau müsse sich bedeutenden Unannehmlichkeiten unterwerfen, um ihrem Manne eine so schwere Last, wie die Enthaltsamkeit ist, abzunehmen: **ut onus tam molestum a marito removeat.** Dieß ist die Meinung der Väter Sanchez, Collet, Billuart **), nach deren Leistungen man nichts mehr untersuchen soll. Nun benachrichtigt Herr Bouvier die Diakonen und jungen Geistlichen, daß es auch ohne chirurgische Beihülfe gewisse Linderungsmittel gebe, welche dasselbe Resultat herbeiführen können: **solis quibusdam unctionibus dicta mulieris arctitudo dilatari potest.** (S. 136.) Wozu brauchen die jungen Geistlichen das zu wissen?

Aber der hochwürdige Herr steht ein drittes Mittel voraus, dessen Anwendung ihn auf folgende Frage leitet: „Man fragt, ob die Ehe gültig sei, wenn **mulier arcta per commercium cum altero facta est apta?**“

Und das, behaupten Sie, sei Frömmigkeit! Ich erkläre es für Sittenlosigkeit und für nichts anderes.

---

*) **1°. Partium genitalium difformitas, nimia magnitudo vel singularis exiguitas.**
2°. Mollities inexcitabilis, undè fit quod emissio seminis prolifici sit impossibilis.
3°. Aversio naturalis à commercio carnali et a cunctis rebus venereis.
4°. Mala testiculorum conformatio (P. 129.)

**) Billuart ist einer von denjenigen Kasuisten, welche in solchen Angelegenheiten am häufigsten angeführt werden. Das Univers kündigt einen Wiederabdruck seiner Moraltheologie in zwanzig Bänden an.

Was ist ein schlimmerer Uebelstand. wenn man einen Priester, dem sein Beichtkind einen solchen Fall mittheilen sollte, (denn offenbar wird der Beichtvater nicht von selbst alle Neuvermählten darum fragen,) auf die Eingebung seines Gewissens und des gesunden Menschenverstandes beschränkt läßt, oder wenn man mit solch abscheulichen Unflätigkeiten ein Herz befleckt, welches die beständige Wohnung des Heiligen der Heiligen sein soll? Der Vortheil ist gering und zweifelhaft; der Nachtheil ist unermeßlich und unvermeidlich.

Diese Bemerkung gilt für drei Viertheile sämmtlicher von Herrn Bouvier und allen Casuisten geprüften Streitsätze, und wirft die einer angeblichen Nothwendigkeit entnommene scheinbare Einwendung über den Haufen. Besagte Nothwendigkeit ist nicht vorhanden. In den ersten Zeiten der Kirche war die Welt nicht weniger verdorben, als heute; die Religion war weder weniger streng, noch wurde sie weniger in Ehren gehalten, und doch sehen wir nirgends, daß die Väter diese garstige und gefährliche Wissenschaft der Gewissensfälle gelehrt hätten. Es ist dieß eine Erfindung der Jesuiten; auch trägt sie das Gepräge ihrer Urheber. Sie haben sich damit in das Geheimniß der Familien eindringen und das Gewissen jedes einzelnen Angehörigen in ein Werkzeug zu seiner Knechtung umwandeln wollen.

Irritat, mulcet, falsis terroribus implet
Ut magus.

So ist der Jesuit als Beichtvater.

Ein eigenes Kapitel ist den Ehemännern gewidmet, welche die Zahl ihrer Kinder absichtlich beschränken: **de iis qui peccatum onæ committunt.** Diese suchen in der Ehe nur Sinnenlust und der hochwürdige Herr vergleicht sie mit dem unvernünftigen Pferde und Maulthiere. In einem solchen Falle ist es die Pflicht der Frau, ihren Mann zu ermahnen und sich seinen Wünschen zu entziehen, sonst begeht sie eine Todsünde und man muß ihr die Absolution durchaus verweigern. **Mulierem consentientem et a fortiori se ipsam antè seminationem viri retrahentem mortaliter peccare et absolutione prorsùs indignam esse.** (S. 167.) Immer die Frau! Sie ist das große Mittel, durch welches man wirkt.

Doch ist ein einziger Fall vorbehalten und zwar derjenige, wo die Frau voraussieht, daß der Zorn ihres Mannes sich in Beschimpfungen gegen den Beichtvater und die Priester im Allgemeinen ergießen würde. Dann kann sie, um dieses entsetzliche Unglück zu verhüten, in alles, selbst in die Todsünde willigen, oder vielmehr dieser großen Rücksicht gegenüber gibt es gar keine Sünde mehr. (S. 171.)

Vor nicht langer Zeit hat ein Präfekt*), aus der Malthus'schen Schule, in

*) Herr Dunoyer, Präfekt der Sonne.

einer offiziellen Anrede seinen Untergebenen empfohlen, sie sollen bei Vermehrung ihrer Familien das Verhältniß ihres Vermögens im Auge behalten. Was soll ein Mann thun, wenn er zwischen die bürgerliche und die geistliche Behörde gestellt ist; wem soll er glauben, dem Präfekten oder dem Pfarrer? Die Antwort der Geistlichkeit ist nicht zweifelhaft: Gott segnet die großen Familien, ist eines ihrer Stichwörter. Aber der Handwerker, den sein Interesse auf einmal zum Probabilisten gemacht, wird ohne Zweifel den Rath des Präfekten weiser und sicherer finden.

Das letzte Kapitel des Buches ist noch das abstoßendste von allen. Der Verfasser handelt darin über die acht Arten ab, die Ehe und die Berührungen zwischen den Gatten zu mißbrauchen. Nach diesem Kapitel wird die Erziehung des Diakonen vollendet sein, und selbst der raffinirteste Wüstling wird nichts mehr hinzuzufügen wissen. Herr Bouvier lehrt sie (ich bitte dich um Verzeihung, Leser), welches die -situs naturalis ist, und daß der Mann scharfe Rüge verdient, qui more pecudum à tergo, ob majorem delectationem, accedat aut succumbat; denn, sagt er, diese Umkehrung der Ordnung ist ein Zeichen von böser Lust u. s. w.

Die Eheleute begehen eine Todsünde si copulam in vase indebito exerceant; si mulier membrum viri in os suscipiat; si passivam se teneat ut conceptionem impediat etc. etc.*)

Welcher Art sind demnach die Gespräche, die im Beichtstuhl zwischen dem Priester und einer verheiratheten Frau geführt werden?... Ich verzichte darauf, von dem Uebrigen zu sprechen.

Wissen Sie, hochwürdigster Herr, was Ihrem Werke allein fehlt? Kupfer. Vergessen Sie welche bei der nächsten Auflage nicht, wenn Sie je einen modernen Giulio Romano finden sollten, welcher sich dazu hergäbe, Ihre Worte in Bilder zu bringen. Dann werden Sie den Aretiner nicht nur um nichts zu beneiden haben, sondern im Gegentheil wird sich der Aretiner vor Ihnen demüthigen müssen; denn Sie werden ihn in allen Stücken geschlagen haben.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts schrieb Jean-Jacques an Herrn von Beaumont: „Beruhigen Sie sich, hochwürdigster Herr, Ihre Priester sind sicher vor der Heloïse; sie haben ein Schutzmittel in der Aloysia.“

In unsern Tagen haben sie etwas weit Schlimmeres, als diese schmähliche Aloysia; sie haben das Compendium des Paters Moullet, die Moraltheologie des Jean-Gaspard Sättler und die Auszüge des Paters Rousselot, Professors am Seminar zu Grenoble; die Abhandlung des hochwürdigen Herrn Bouvier, Bischofs von Mans; die theologischen Entscheidungen über die Gebote Gottes,

---

*) Die Medicin kannte den in diesen letzten Worten enthaltenen Grundsatz noch nicht: er ist somit offenbar eine wichtige physiologische Entdeckung.

von einem ehemaligen Professor von Saint-Sulpice; das **Manuale doctrinæ moralis***) von Herrn Lequeux, Generalvikar und Direktor des großen Seminars zu Soissons; die Moraltheologie des Herrn Debreyne, Trappisten u. s. w., Werke, worin sich die Lehre des Herrn Bouvier, sammt ihren Entwicklungen, in ihrem ganzen Cynismus wiederfindet. Herr Bouvier, das Vorbild, die höchste unverweigerliche Autorität aller dieser Schriftsteller, die auf jeder Seite seinen Namen anrufen, hat keinen andern Vortheil vor ihnen voraus, als daß sein Buch zehn Auflagen erlebt hat und in dreißig- bis vierzigtausend Exemplaren verbreitet ist. Die andern werden es auch so weit bringen. Schon beschränkt Herr Lequeux den Kreis seiner Schüler nicht mehr auf die bloßen Diakone und Priester, wie Herr Bouvier that; er schreibt **ad usum seminariorum**; den Seminaristen ohne Unterschied erzählt er von den Incuben, Succuben, den Beherungen, den Zaubereien, den Nestelknüpfern, von allen Fällen der Impotenz oder des Mißbrauchs der Ehe, von den Pollutionen bei Nacht und bei Tag, sie finden nun mit oder ohne Absicht statt u. s. w. u. s. w.**)

Lange Zeit ist diese Anhäufung von Unrath den Blicken des Tages entzogen geblieben; als aber endlich jemand die Sache entdeckte und bekannt machte, als die öffentliche Entrüstung sich unverholen zu erkennen gab, da gerieth das Univers in die heftigste Wuth:

„Wie! ihr Unglücklichen, wenn in euerm letzten Stündlein Gott euch die Gnade schenkt, einen dieser Priester an euer Lager zu schicken, wird er dann die Vergütungen, die Wiedererseţungen, die ihr zu machen habt, beurtheilen können, wenn er die Regeln nicht gelernt hat, welche die Religion und die Gerechtigkeit über diese Gegenstände aufstellen? Wird er die Schändlichkeiten, womit eure Seele bedeckt ist, heilen können, wenn man ihn nicht gelehrt hat, woran er sie erkennt und wie er sie behandeln muß? Steckt der Teufel in euch, daß ihr, nicht zufrieden damit, der Jugend die verkehrteste Richtung zu geben, und ihr euere schmählichen Krankheiten einzuimpfen, nicht einmal dulden könnt, daß man die Heiligen die göttliche Kunst lehre, die Seelen unserer Brüder, die zum Bilde Gottes geschaffenen Seelen von dem Schmuze und der Fäulniß zu befreien, worein ihr sie hinabziehet!“

Ich weiß es nicht und mit mir werden es viele Leute nicht wissen, welche Heilige diese göttliche Kunst bis dato ins Paradies geschickt hat, aber diejenigen kennt

---

*) **De Virtutibus; secunda pars; ad usum seminariorum.**

) Man hatte Herrn Bouvier ersucht, seine Abhandlung auch in seine philosophischen Institutionen zum Gebrauch seiner Schüler aufzunehmen; allein er hat dieß verweigert. (Vgl. das **Monitum, das dem Werke voransteht.)

man nur zu gut, welche sie tagtäglich vor das Assisengericht und von da auf die königlichen Galeeren schickt.

Rufet nicht die Religion oder euer heiliges Amt zur Unterstützung dieser schändenden Studien, dieser unsaubern Bücher herbei. Wenn man euch auch zugibt, daß der junge Geistliche das Gute und das Böse kennen lernen, daß er über manche Punkte unterrichtet werden muß, welche für die weltlichen Studirenden Geheimnisse bleiben sollen, so wird der alltäglichste gesunde Menschenverstand euch immer entgegenhalten, daß man dabei Maß und Ziel beobachten muß, und das thut ihr keineswegs; daß man mit Behutsamkeit und unendlicher Vorsicht zu Werke gehen muß, und ihr werfet alle Behutsamkeit von euch und gebrauchet keine andern Vorsichtsmaßregeln, als die, daß ihr euch verberget und dem Publikum das Geheimniß, sowie die Mittel dieses garstigen Unterrichtes entziehet. Die ganze Gesellschaft ist hier mit dem Theuersten, was sie hat, der Familienehre und Familienruhe, interessirt. Dem gemäß würdet ihr euch der Rechenschaft, die sie von euch zu fordern berechtigt ist, vergebens dadurch zu entziehen suchen, daß ihr euch in die Würde eures Charakters und die Höhe eures Berufes verschanztet. Je höher dieser Beruf ist, um so weniger wird man es dulden, daß ihr ihn in den Koth tretet. Bildet, wird man zu euch sagen, bildet tugendhafte, kenntnißreiche Priester heran, die aber in den Sachen der Frömmigkeit mehr aufgeklärt sein sollen, als in den Angelegenheiten des Lasters. Wenn sie damit christliche Liebe verbinden; so werden sie, welches Geständniß man ihnen auch machen, welches Gewissen sie um Läuterung angehen möge, niemals in Verlegenheiten gerathen, und auch angenommen, sie legen eine zu harte oder zu milde Buße auf, was hat am Ende das zu bedeuten, da nicht die von dem Sünder vollzogene Buße, sondern die Aufrichtigkeit der Reue es ist, die Verzeihung erwirkt?

Wenn ein Mann käme und sich anklagte, er habe seine ehelichen Rechte in Anspruch genommen, in der Hoffnung, daß seine Frau im Kindbette sterbe, so würde der Priester die schwere Sündhaftigkeit dieser Handlung einsehen, auch ohne den betreffenden Gewissensfall im Buche des hochwürdigen Herrn Bouvier studiert zu haben, allwo er lächerlich und nebst hundert andern derselben Art ganz falsch angebracht ist.

§ 2.

Das also ist es, hochwürdiger Herr, was man in den Seminaren lehrt! Sie selbst oder wenigstens alle Pamphletisten und Libellisten Ihrer Partei behaupten, die Abscheulichkeiten des Marquis von Sade seien Eklogen gegen das, was in den Kollegien vorkomme. Die Kollegien sind offen und unverschlossen, Jedermann kann hineingehen und sich selbst überzeugen, welches Gewicht er Ihren Verläumdungen beizulegen hat. Nicht so verhält es sich mit Ihren Seminaren. Was geht hinter diesen hohen, für die Blicke des Publikums und sogar für die Aufsicht des Staats unüber-

steiglichen Mauern vor? was wird verhandelt im Schatten dieses Geheimnisses, das Ihre Schulen umschließt? man weiß es nicht und kann es nicht wissen. Nur das wissen wir, auf welchen monströs schlüpfrigen Ideen diese zwanzigjährigen Phantasten im Namen der Pflicht und der Religion haften; wir wissen, welchen Text man in dieser engen Umhegung, fern von den Zerstreuungen der Welt, diesen größtentheils aus Bauernfamilien hervorgegangenen, kräftigen, lebensfrischen, feurigen jungen Männern für ihre Betrachtungen bietet. Man sieht euch die Flammen der Unzucht und Begehrlichkeit anzünden und schüren; dieß geschehe, behaupten Sie, ohne Gefahr für diejenigen, welche Sie zwingen, durch das Feuer zu laufen. Wenn Sie das glauben, hochwürdiger Herr, so betrachten Sie doch im Beispiel des heiligen Hieronymus das Gemälde der Anfechtungen, womit ihn mitten unter den strengsten Kasteiungen das Fleisch heimsuchte:

„Meine abscheulichen und von der Sonnengluth verbrannten Gliedmaßen hatten ihre natürliche Farbe verändert. Ich glich den Menschen, welche die brennenden Sandwüsten Aethiopiens erzeugt. Mein Körper war beinahe abgestorben und gleichwohl wurde dieser Leichnam, der kaum athmete, innerlich von den Flammen der Wollust verzehrt. Ich kasteite ihn unaufhörlich, und unaufhörlich empörte er sich. Inmitten dieser traurigen Kämpfe verdoppelte ich meine Strenge; ich benetzte die Erde mit meinen Thränen, ich verweigerte mir das Labsal der Nahrung. Ich begann den Tag mit Geschrei und die Nacht fand mich noch in meinen Thränen gebadet. Ich bewaffnete mich mit einem Kiesel; ich zerschlug mir die Brust; ich zermalmte mich unter den Anfällen meines Zornes, und mein Herz entfiel mir; selbst meine Zelle, die einzige Vertraute meiner Gedanken, erfüllte mich mit Entsetzen. Uebermannt von Unwillen und Abscheu, floh ich vor meinen eigenen Blicken. Schreckliche Höhlen, jähe Felsen, finstere Gruben, Kerker, in welche die Sonne niemals ihr Licht leuchten ließ, ihr waret die düstere Zufluchtsstätte, die ich für meine wankende Tugend suchte; und dennoch war ich nicht ruhig!“

Sind Ihre Seminaristen stärker, als der heilige Hieronymus? Während die Heiligen mitten in Einöden zittern und seufzen unter den Anfechtungen, welche sie auszustehen haben, werden da wohl Ihre Seminaristen mitten unter den glühenden Schilderungen von Unzucht und Wollust vor der Gefahr sicher sein? macht etwa ihr Chorrock, ein Widerspiel vom Gewande des Nessus, sie unverbrennbar? Sind sie nicht, wie die andern Menschen, aus Beinen, aus Fleisch und Blut zusammengesetzt? Sind sie nicht in den Spruch des Königs Sirach einbegriffen, daß, wer die Gefahr liebt, darin umkommen wird? Wenn es sich so verhält, so ist dieß ein Wunder, das aber wenige Leute geneigt finden wird, ihm Glauben zu schenken. In dem Kapitel, worin Sie so ausführlich und so gelehrt von der absicht-

lichen Selbstbefleckung sprechen, erwähnen Sie der von Caramuel und mehreren andern Probabilisten aufgestellten Ansicht, welcher zufolge diese Handlung nur mit der Absonderung des Speichels, des Schweißes, der Milch u. s. w. zu vergleichen, somit ganz und gar unschuldig, erlaubt und zuweilen sogar für die Gesundheit nothwendig ist*). Es ist wahr, Sie tadeln die Ansicht Caramuels und behaupten wider ihn, daß z. B. ein Priester, der sich vor einem Bild der heiligen Jungfrau aus Begehrlichkeit nach der Mutter Gottes, concupiscendo eam, dieser Verirrung der Phantasie hingäbe, eine schreckliche Kirchenschändung begehen würde. Das ist ganz recht, aber sind Sie auch versichert, hochwürdigster Herr, daß niemals einer von diesen jungen Priestern, denen Sie die Wahl freistellen, die Entscheidung Caramuels der Ihrigen vorziehen wird?

Da es sich im Uebrigen nicht annehmen läßt, daß der hochwürdige Herr Bischof von Mans blos zu seiner Kurzweil Hirngespinste aushecke und Abhandlungen darüber schreibe, so gibt schon allein die Aufstellung eines solchen Gewissensfalles viel zu denken.

Den Kopf voll von diesen Studien, die Einbildungskraft befleckt und verderbt von diesen Ideen, diesen Bildern, denn man wohnet nicht ungestraft mit der Verderbniß beisammen, setzt sich ein junger Priester in den Beichtstuhl. „Eine Frau-Beichte hören! man stelle sich vor, was das ist. Ganz im Hintergrunde der Kirche steht eine Art Schrank, eine Art Schilderhäuschen an der Mauer, wo dieser Priester, kein Mingrat, sondern ein rechtschaffener Mann, will ich annehmen, tugendhaft und fromm, wie ich deren gekannt habe, jedoch Mann und jung, sie sind das beinahe alle, Abends nach der Vesper seine junge Beichtende erwartet, die er liebt, und sie weiß das; die Liebe bleibt der geliebten Person nicht verborgen. Ihr werdet einwenden: sein Charakter als Priester, seine Erziehung, sein Gelübde... ich bürge euch dafür, daß kein Gelübde Stich hält; daß jeder Pfarrer, der gesund, kräftig und frisch aus dem Seminar kommt, ohne allen Zweifel irgend eines seiner Beichtkinder liebt. Dieß kann nicht anders sein, und wenn ihr mirs bestreitet, so will ich noch mehr sagen, und zwar, daß er sie alle liebt, wenigstens die von seinem Alter... Was sie ihrer Mutter nicht anzuvertrauen, ihrem Manne nicht zu gestehen wagte, das soll er, der Priester, erfahren, er fragt darum, er erfährt es... Eine junge Frau flüstert ihm ganz leise ihre Fehler, ihre Wünsche, ihre Schwachheiten ins Ohr, er empfange ihre Seufzer, ohne sich bewegt zu fühlen, und er zählt fünf-

---

*) Plures probabilistae negarunt pollutionem jure naturali esse prohibitam, dicentes, cum Caramuel, ejectionem seminis comparandam esse profusioni lactis, sanguinis, urinae et sudoris ac proindè, seclusa lege Dei id vetante, eam provocare licitum imo et necessarium quoties id natura postularet. (S. 49.)

undzwanzig Jahre... Die meiste Zeit über allein und ohne andere Zeugen, als diese Wände, diese Gewölbe, plaudern sie; von was? Ach leider von allem, nur von nichts Unschuldigem. Sie sprechen oder vielmehr flüstern leise und ihre Lippen nähern sich, ihr Athem vermischt sich. Dieß währt eine Stunde, wohl auch noch länger, und erneuert sich häufig."

Und als er diese beredte Seite schrieb, wußte Courier nicht, welche Stacheln die Seminarstudien den Reizungen der Natur beifügen. Wenn er es gewußt hätte, wenn er geahnt hätte, daß die Erziehung des jungen Priesters, statt dem Fleische einen Zaum anzulegen, dasselbe im Gegentheil nur noch aufspornt, um wie viel düsterer und flammender würde nicht sein Gemälde geworden sein? Welche Anfechtungen hat die Einbildungskraft eines jungen Mannes zu überstehen, welcher genöthigt ist, über alle die von dem hochwürdigen Herrn Bouvier aufgezählten Umstände der Unkeuschheit Musterung zu halten und sie auszuforschen? Sie wissen das, hochwürdiger Herr, so gut als jemand; ich verlange kein anderes Zeugniß, als eine Stelle in Ihrem Buche, die ich hier als Anmerkung folgen lasse*). Wohlverstanden, wir denken uns immer einen ehrenhaften und frommen Beichtvater, der aber, wie Courier sagt, Mann ist. Wenn er widerstehen will, welche Qual! Wenn er nachgeben will, wie viele bequeme Gelegenheiten, seine Schwäche oder sein Verbrechen, wie man es nun nennen mag, zu verheimlichen! Hier werden sein Charakter, seine Würde, das Vertrauen, das sich von selbst an seine Eigenschaft als Beichtvater anknüpft, mit einem Worte, all die Umstände, die seine Qual verursachen, werden von dem Augenblicke an, da er sich entschließt, an seiner Pflicht zum Verräther zu werden, seine Bundesgenossen, seine Mitschuldigen, versprechen ihm Geheimniß und Straflosigkeit.

Was den häuslichen Frieden betrifft, so wird nicht alles im Beichtstuhle abgemacht, und es stellen sich noch viele andere Folgen ein. Die Beichtende, die aus den Händen ihres Beichtvaters kommt, fällt nicht wieder in die ihres Mannes. Der Priester, in der Eigenschaft als Gewissensrath, erwartet sie vor der Thüre der Kirche. Der Gewissensrath weilt beständig um die Gattin und die Familienmutter; er setzt sich an ihren Herd, ordnet alles bei ihr an, beherrscht und regelt alles, Haushaltungsangelegenheiten und die Erziehung der Kinder. Der Mann glaubt sich mit seiner Frau allein: er täuscht sich: der Gewissensrath ist als dritte Person da. Der Ge-

---

*) „Licet confessiones mulierum excipere, cum eis utiliter et honeste conversari, eas visitare vel decenter amplecti, quamvis praevideatur pollutionem indè secuturam, dum modo non intendatur et firmum existat propositum ei non consentiendi." (S. 54.) Dieß ist bequem und beruhigend für das Gewissen des Priesters, aber für die Ruhe des Ehemannes? und dann, was will das heißen, die Gefahr vorauszusehen, sich ihr auszusetzen und nicht in die Folgen zu willigen?

danke des Gewissensrathes dringt in das Schlafzimmer, in den Alkov, schleicht sich in das Ehebett zwischen die beiden Gatten und überwacht und kontrollirt allda die geheimsten Vorrechte der Ehe. Bei der einfachsten und anständigsten Liebkosung muß der Mann, ehe er sie sich erlaubt, zu sich sagen: es wird Rechenschaft darüber abgelegt werden! so daß er, nachdem er sich seinen moralischen Einfluß entzogen gesehen, selbst von seinem materiellen Rechte nur so viel behält, als der Priester ihm zu lassen beliebt.

Die französischen Männer stehen nicht im Rufe sonderlicher Eifersucht. Die meisten wissen sogar die Gründe nicht, welche sie dazu hätten; inzwischen fängt das Geheimniß des Beichtstuhls an ruchbar zu werden und allenthalben Besorgnisse zu verbreiten. Herr Bouvier schreibt dem Pabst, man murre wider die Beichtväter; die Zahl der Gläubigen, welche das Sakrament der Buße besuchen, nehme zusehends ab und die gewandtesten Pfarrer schreiben dieses Resultat der Unfügsamkeit der Männer bei, welche sich gegen die Durchforschung des Ehebettes und den Anspruch der Geistlichkeit, über die Vermehrung der Familien gebieten zu wollen, auflehnen*). Wie wird es erst gehen, wenn einmal alle die obscönen Fragen, welche die Kasuistik der Jesuiten ausgesonnen hat, unter das Publikum kommen!

Kann man nicht Christ und guter Katholik sein, ohne einen andern Menschen, einen Mönch oder Priester, zwischen seiner Frau und sich zu dulden? Nein, sagen die Jesuiten.

Sie haben es den Frauen bereits in den Kopf gesetzt, sie werden auch die Männer auf diese Ueberzeugung bringen, wenn sie dieselben von ihrer Kindheit an zu

---

*) Fere omnes juniores sponsi prolem numerosiorem habere nolunt et tamen ab actu conjugali abstinere nequeunt.

A confessariis interrogati circa modum quo juribus matrimonii utuntur, graviter communius offendi solent et moniti nec ab actu conjugali temperantur nec ad nimiam prolis multiplicationem determinari queunt.

Tunc adversus confessarios mussitantes. Numerus eorum qui ad sacrum tribunal accedunt multis in locis ab anno in annum decrescit, praesertim ob hanc causam fatentibus plerisque parochis pietate, scientiâ et experimentiâ magis conspicuis. (S. 172.)

Der Prälat fragt den heiligen Vater, ob es möglich wäre, denjenigen Ehemännern einige Nachsicht zu schenken, die durchaus nicht mehr Kinder haben wollen, als sie ernähren können, oder auch, ob man die Beichtväter entschuldigen könne, welche über dieses Kapitel nicht fragen. (Sie sind selten.)

Das heilige Bußpriesteramt antwortet Herrn Bouvier kurz, daß man die heiligen Sachen heilig behandeln und die Beichtkinder bescheiden fragen müsse, ohne auf so große Einzelnheiten einzugehen.

ihrem Joch abgerichtet haben: Beweis dafür sind die Spanier. Immer kommt man wieder auf die unvermeidliche Schlußfolgerung zurück, daß man ihnen den öffentlichen Unterricht überlassen müsse, und auch Herr Bouvier beweist, daß dieß dringend nothwendig sei.

Diese Citate können allzukühn erscheinen. Ich selbst habe mich lange Zeit bedacht, ob ich es wagen soll, sie dem Publikum vor die Augen zu führen. Endlich habe ich mich durch das Gefühl, daß es eine Pflicht sei, die ich zu erfüllen habe, dazu bestimmen lassen. Man würde sich sehr täuschen und mir unrecht thun, wenn man glaubte, ich habe nur leichte Repressalien ergreifen und diese Gelegenheit zu leichtfertigen Spöttereien benutzen wollen. Nein, dazu hat die Frage eine viel zu ernste Bedeutung.

Ich habe verständige Leute, die ich darüber zu Rathe gezogen, sagen hören: „Der Beichtstuhl, die Kasuistik, die Glossen über das Werk des Fleisches, alles das ist Sache der Priester, und geht nur sie allein an. Die Weltmenschen würden unrecht thun, wenn sie hier eindringen wollten. Diese Angelegenheiten gehören ausschließlich ins Bereich der Priester, die nach ihren Begriffen eine Wissenschaft daraus gemacht haben. Ob nun diese Wissenschaft gut oder schlecht ist, das ist ihr Nutzen, oder ihr Schaden, aber man darf ihre innern Anordnungen nicht stören.“ Darauf antworte ich:

Wenn man zugibt, daß die Geistlichkeit einen Staat im Staate bilde; wenn der Priesterstand eine außerhalb und über der bürgerlichen Gesellschaft stehende Gesellschaft ausmacht; wenn diese zwei Gesellschaften jede für sich leben, jede neben der andern und unabhängig von der andern ihres Weges gehen können, so ist das sehr gut; der Ausspruch ist gerecht und es läßt sich nichts dagegen einwenden.

Aber wenn der Staat und die Geistlichkeit ein gemeinsames Leben führen, wenn sie vermischte Interesse, fortwährende Beziehungen zu einander haben und einen gegenseitigen Einfluß ausüben, dann nimmt die Frage eine andere Gestalt an. Ich will gerne euere innern Anordnungen nicht stören, wenn ihr euch verpflichtet, daß dieselben keine Wirkungen hervorbringen, wodurch die meinigen unvermeidlich gestört werden. Das maßlose Recht, das summum jus kann Niemandens Recht sein, und eben das ist es, was die Geistlichkeit wieder in Anspruch nimmt. Nun kann bei dem Standpunkte, auf welchen wir nach einer so oft wiederholten und immer zu demselben Resultate führenden Erfahrung angelangt sind, der Staat sich nicht darauf einlassen, vierzigtausend Priester einem fremden Einflusse Preis zu geben und in gänzlicher Unwissenheit darüber zu bleiben, welche Erziehung diese vierzigtausend, in seinem Schooße lebenden, mit einer unwiderstehlichen Macht bewaffneten Menschen geben und erhalten. Ihr sprecht das Vorrecht an, bewaffnet mitten unter uns ein-

herzugehen; immerhin: aber erlaubet nur wenigstens, daß man die Art eurer Waffen untersucht.

Es ist möglich, daß ich mich täusche: ich unterwerfe mich dem Urtheilsspruche des öffentlichen Gewissens.

Sechstes Kapitel.

Schlußfolgerungen.

Der erste Schluß, welchen man aus dem Gelesenen ziehen kann, lautet also: „Es ist von wesentlichem Nutzen, daß der Staat sein Aufsichtsrecht über die großen und kleinen Seminare, sowie über alle kirchlichen Erziehungsanstalten wieder an sich ziehe*).

Die Geistlichkeit hält ihr göttliches Recht entgegen. Welcher Art ist dieses göttliche Recht? wo steht es geschrieben? man zeige einmal die Textesworte. Im Evangelium wenigstens wird man sie nicht finden. Das Evangelium sagt nirgends, daß die Priester das Recht haben, verkehrte und antisociale Grundsätze unter sich zu lehren, wie diejenigen, die man in den Institutionen des Herrn Bouvier liest, oder Unzüchtigkeiten von der Art, wie sie in den Moraltheologien und Compendien zu Hause sind. Wenn die Regierung die Sorge für ihre eigene Sicherheit aus den Händen geben will, so kann mans ihr nicht verwehren; den Anfang hat sie nicht übel gemacht. Das aber ist ihr nicht erlaubt, daß sie alle Interessen der Gesellschaft preisgibt und dieselben in ihren Grundfesten erschüttern läßt.

Man glaubte im Jahre 1830 mit allen göttlichen Rechten am Ende zu sein. Wenn ihr das der Priester wieder anerkennet, so haltet euch darauf gefaßt, auch andere bald wieder auferstehen zu sehen.

Das kaiserliche Dekret von 1811 überträgt nach dem im Jahre 1790 von der konstituirten Versammlung erlassenen Gesetze dem Staate das Aufsichtsrecht über

---

*) Selbst die Frauenklöster dürfen hievon nicht ausgenommen werden. Die Geschichte im Bon-Pasteur zu Poitiers, sowie die andere Geschichte im Bon-Pasteur zu Sens beweisen, wie wichtig es ist, daß die bürgerliche Behörde in die Klöster gelangen kann, um die Mißbräuche, die man sich daselbst gegen einzelne unglückliche Frauen erlaubt, die Mißhandlungen und Einsperrungen, die dort an der Tagesordnung sind, zu verhindern oder abzustellen. Dieser Punkt muß so gut ins Reine gebracht werden, daß das Univers nicht mehr im Namen der Gesetzlichkeit den Rath ertheilen kann, die visitirenden Beamten zum Fenster hinauszuwerfen.

alle kirchlichen Institute*). Man ließ es wieder fahren im Jahre 1814, zu einer Zeit, wo die Restauration und die Geistlichkeit aufs innigste verbunden waren. Die Juliusregierung wird, sie mag thun, was sie will, es niemals zu einer solchen Eintracht bringen. Die Geistlichkeit hat ihre Treue anderswo angelegt und wenn sie sie sich auch entschlösse, sie zu übertragen, sich mit der Regierung zu identifiziren, so würde die Nation es nicht zugeben und ins Mittel treten.

Es ist von dringender Wichtigkeit, das Dekret von 1811 wieder zur Geltung zu bringen.

Dieß wird überdieß der erste Schritt zur Gleichheit vor dem Gesetze sein, wornach die Geistlichkeit mit so großem Geschrei verlangt.

Die Frage von der Freiheit des Unterrichts ist eigentlich nicht das Hauptthema dieser Schrift; deßwegen soll hier auch nur wenig davon gesprochen werden.

Zu dem vielfachen Unglück, welchem wir Menschenkinder ausgesetzt sind, gehört nach J. J. auch, daß wir Worte gebrauchen müssen, um unsere Gedanken mitzutheilen. Es ist dieß ein wirklicher Uebelstand, dessen Ende aber sich derzeit noch nicht absehen läßt. Die Worte geben den Gedanken niemals ganz vollständig und lassen sich immer mißbrauchen.

Es gibt keine Freiheit des Unterrichts, so wie diejenigen sie verstehen, die sie verlangen. Was wollen sie? sie beginnen damit, daß sie das Aufsichtsrecht des Staates läugnen; sie streiten dem Staate das Recht ab, Bürgschaften zu verlan-

---

*) „Kaiserliches Dekret vom 15. November 1811 (gesetzeskräftig) Titel 4, über die Sekundarschulen zur Heranbildung der Zöglinge, welche sich dem kirchlichen Stande widmen.

„Alle diese Schulen sollen von der Universität beherrscht werden; sie können nur von ihr organisirt, nur unter ihrer Oberaufsicht verwaltet und der Unterricht in denselben kann nur von Mitgliedern der Universität, die zur Verfügung des Großmeisters stehen, ertheilt werden.

„Die Prospekte und Statuten dieser Schulen sollen auf den Antrag des Großmeisters von dem Universitätsrathe abgefaßt werden."

Dieß die Vorsichtsmaßregeln, die der Kaiser ergriff, damit die Seminare und mit ihm die Geistlichkeit sich nicht der Einwirkung des Staates entziehen und mit der Zeit feindlich gegen ihn auftreten könnten.

Das erste Geschäft der Restauration war, daß sie diese Anordnungen abschaffte. Später setzte man an die Stelle des kaiserlichen Dekrets die Ordonnanzen von 1828, obschon Ordonnanzen ein Gesetz nicht abschaffen können; diese Ordonnanzen werden in mehreren wesentlichen Stücken nicht beobachtet und die Geistlichkeit beklagt sich noch, Opfer der Willkür und einer ungesetzlichen Tyrannei zu sein!

Sicherlich hätte man, wenn das kaiserliche Dekret Napoleons mit dem Jahre 1830 wieder in Kraft gesetzt worden wäre, in den Seminaren nicht den Probabilismus, den Ultramontanismus, die Theorien des falschen Eides, des Meineides, des Königsmordes, Tyrannenmordes u. s. w. gelehrt; die Religion würde sich dabei um nichts schlechter, und der Staat würde sich um vieles besser befinden.

gen; alle nur erdenklichen Bürgschaften stecken in ihrer Kutte. Sie sind Lehrer kraft des göttlichen Rechtes: Docete omnes genles. Jedes Gesetz, das, es mag nun die Fiktion einer Konkurrenz beibehalten oder verwerfen, nicht dahin führt, wird die Freiheit des Unterrichts nicht geben.

Die Jesuiten sagen: „Ihr seid gottlose Menschen, ihr besitzet das Vertrauen der Familienväter nicht; wir sind Katholiken, wir besitzen es. Verlangen wir, daß man euch unterdrücken soll? ganz und gar nicht. Wir verlangen die Freiheit des Unterrichts, die unbedingte Freiheit, die Freiheit für alle. Da man niemand zwingen wird, so werden diejenigen, denen euere Lehren zusagen, zu euch gehen; diejenigen, die die unsrigen vorziehen, werden zu uns kommen; der Staat wird daran nichts auszusetzen haben, und jeder wird Befriedigung für seinen Geschmack finden." Nichts ist scheinbar gerechter und verständiger. Sehen wir indeß die Anwendung.

Bei dieser unbedingten Freiheit des Unterrichts werden wir katholische, apostolische und römische Schulen haben, worin man die geistliche und weltliche Oberherrlichkeit des Pabstes und die Treue gegen den Herzog von Bordeaux als den wahren König Frankreichs lehren wird; andere werden die Grundsätze des Gallikanismus und die Ergebenheit an die Juliusdynastie lehren; hier wird man die politischen Prinzipien des Konvents triumphiren lassen, und entweder die Theophilantropie des Lareveillère-Lepaux, oder den Deismus Robespierre's denselben anhängen; dort wird man die Ansichten des Berges und den Materialismus Marats predigen; auch imperialistische Schulen wird es geben, die zum Kampfe bereit sind, um Herrn Louis Bonaparte und die religiöse Symbolik eines Dupuis oder Volney auf den Thron zu erheben; nicht blos die Protestanten, sondern auch die verschiedenen Sekten des Protestantismus, Lutheraner, Kalvinisten, Methodisten werden ihre besonderen Schulen haben; alles das wird uns eine ungemein einige Generation, ein friedsames und namentlich ein vollkommen freies Frankreich bereiten. Dieß ist noch nicht alles: die Studien sind nur ein Mittel, eine Vorbereitung zu den verschiedenen Laufbahnen, wozu man offenbar immer nur mit den genügenden Bürgschaften für seine Fähigkeit zugelassen werden kann. Man wird, wie früher, Grade und Diplome brauchen, deren Ertheilung von den Prüfungen abhängig ist. Wer soll nun diese Prüfungen vornehmen? wollt ihr die Zöglinge der dynastischen Schulen von den Professoren der republikanischen Schulen prüfen lassen? die Protestanten von den Jesuiten, die Legitimisten von den Freunden der gerechten Mitte? Nein. Man wird jeder dieser rivalisirenden Schulen das Recht ertheilen müssen, ihre eigenen Zöglinge zu prüfen und zu graduiren. Dann werden wir einem schönen Schauspiele anwohnen dürfen! Nun gut, dieser abscheuliche Mischmasch, das ist die Freiheit des Unterrichtes, welche die Jesuiten in Anspruch nehmen.

Ein solches Resultat ernstlich anzustreben, wäre ein Verbrechen und Wahn-

sinn. Man würde dem gesunden Verstand der Jesuiten Unrecht thun, wenn man glauben wollte, daß sie es darauf absehen. Nein, sie verlangen eine Sache, um eine andere auszuwirken, weil sie, und mit Recht, die feste Ueberzeugung haben, daß der Versuch einer solchen Freiheit alsbald das vollständigste und unerschütterlichste Monopol in ihre Hände führen würde, denn während heutzutage die wirkliche Freiheit unter dem Namen und den äußerlichen Vorrichtungen des Monopols besteht, würde dann das Monopol unter dem Namen und den äußerlichen Vorrichtungen der Freiheit bestehen. Und wenn sie sich dieser Freiheit einmal bemächtigen können, dann verlaßt euch darauf, daß sie dieselbe zu vertheidigen und auf gute Dauer zu vernieten wissen werden.

Ist die Freiheit gegeben, sagen sie, dann bekümmern wir uns nicht über euere Laienschulen. (Es verlohnt sich auch in der That der Mühe nicht, sich darum Kummer zu machen.) Was uns betrifft, so gedenken wir auf folgende Weise zu existiren:

„Der priesterliche Charakter schließt alle Bürgschaften des Wissens und der Sittlichkeit in sich; jeder Priester kann somit ein Erziehungshaus gründen und darin bei verschlossenen Thüren, zumal auf Kosten der Regierung, lehren, was er will.

„Das Recht, euch Religionslehrer zu verweigern, oder dieselben, nachdem wir sie euch gegeben haben, nach unserm Gutdünken wieder wegzuberufen, euere Kollegien mit dem Interdikt zu belegen und auf der Kanzel zu predigen, daß sie Schulen des Atheismus und der Prostitution sind;

„Kurz und gut, das Recht, euch zu überwachen, euch zu kontroliren, ohne von euch überwacht und kontrolirt zu werden.

„Im Uebrigen freie Konkurrenz!“

Das ist es buchstäblich, worauf alle die Briefe, Broschüren, Artikel und Schmähschriften losgehen, welche die römisch-kirchliche Partei mit so großem Gelärme in die Welt hinausgeschickt hat.

Ist, im vernünftigen Sinne des Wortes, der Unterricht frei? ja und nein.

Er ist frei, da jeder, der die gesetzlichen Bürgschaften zu bieten vermag, eine Lehranstalt eröffnen kann.

Er ist es nicht, da diese Lehranstalt nicht vollständig alle Rechte ausüben, d. h. die Mitwirkung der Staatskollegien nicht gänzlich entbehren kann und ihre Zöglinge so zu sagen vor den Schranken dieser Kollegien erscheinen müssen, um das Diplom zu erlangen, das sie zu ihrer Laufbahn befähigt.

Der Staat kann das Prüfungsrecht nicht aus der Hand geben, ohne alles fahren zu lassen. Die Professoren des Staats werden immer die kompetentesten und unabhängigsten Richter über die Fähigkeit sein; überdieß wäre es, wenn man das Prüfungsrecht unter rivalisirende Institute vertheilte, unmöglich, die Einheit des Maßstabes zu bewahren. Das Interesse der Gesellschaft ist somit hier mit dem des

Staates verschmolzen und erheischt, daß ihm das ausschließliche Recht zur Ertheilung der Diplome erhalten werde.

Aber man sieht nicht ein, mit welchem Recht der Staat die Rhetorik und die Philosophie seiner königlichen Kollegien aufnöthigt. Verlanget, daß man etwas wisse, schreibet sogar vor, was man wissen muß, aber verlangt nicht, daß man es bei euch gelernt habe*).

Man muß somit etwas thun. So verstand es die Charte von 1830, als sie die Freiheit des Unterrichts zu regeln versprach. Dieses Versprechen muß endlich erfüllt werden.

Muß die Universität erhalten werden? Ja, und zwar mit der größten Sorgfalt. Sie ist der einzige Damm gegen das vollständige Hereinbrechen der jesuitischen, oder neukatholischen, oder im Namen der Religion intriguirenden Partei.

Wo werdet ihr eine vollständigere Vereinigung ausgezeichneter Elemente finden? Verstehet es nur, das zu benutzen, was ihr in den Händen habt. Nicht als ob die Universität über alle Vorwürfe erhaben sei. Ich bin weit entfernt, das zu behaupten; aber sie ist wesentlicher Veränderungen fähig. Sie spendet die Wissenschaft mit einem Eifer und Talent, gegen welchen man nicht in die Schranken treten kann; zwinget sie, auf dieselbe Weise die Erziehung zu spenden.

Es ist eine widersinnige Behauptung, daß das Recht und die Macht, den Unterricht zu besorgen, ausschließlich der katholischen Geistlichkeit angehöre. Die Geistlichkeit wird dem Staate ihre Mitwirkung leihen; verweigert sie das, so sind die Kirchen für jedermann offen. Wenn die Geistlichkeit im Schooße der Kirchen einen abgeschlossenen Bund bildet, wie der Bischof von Chalons anräth und voraussagt, dann wird die Nation sich aussprechen und die Schwierigkeit wird bald entschieden sein. Nie aber wird die Geistlichkeit, sie mag sich anstellen wie sie will, den Staat absorbiren. Setzt sie ihren Eigensinn darauf, dieß nicht zu begreifen, so dürfte sie es mit der Zeit zu bereuen haben.

Die Frage ist noch nicht so weit gediehen; es handelt sich vor der Hand nur um die Jesuiten und die Universität. Man muß wählen, aber offen und ohne Hintergedanken. Langsamkeiten, Hinausschiebungen, Bemäntelungen, Fristverlängerungen, halbe Maßregeln, alle die Ausflucht smittel der Schwachheit und der Furcht, deren man sich bis dahin nur allzusehr bedient hat, sind nicht mehr möglich. Es gilt zu leben oder zu sterben: von einem Mittelding ist nicht mehr die Rede.

Die Universität hat große Dienste geleistet und kann sie auch in Zukunft leisten. Sie hat immer friedlich und bescheiden ihr Werk gethan, ohne sich in die Staats-

*) Die Behauptung der Jesuiten, daß die Professoren des Staats die Zöglinge der andern Anstalten bei den öffentlichen Prüfungen aus Eifersucht durchfallen lassen würden, ist eine Dummheit, die keine Widerlegung verdient.

angelegenheiten zu mischen, oder die mindeste politische Rolle spielen zu wollen. Sie begreift, daß dieser Lärm, dieser Tumult, diese leidenschaftliche Streitsucht unverträglich sind mit der Würde ihrer Verrichtungen; deßhalb bleibt sie bei Seite und hüllt sich in Stillschweigen. Die Jesuiten dagegen sind just durch die entgegengesetzten Eigenschaften berühmt; ihr herrschsüchtiges Wesen läßt sie keinen Augenblick ruhig. Sie sind gewandt, wer zweifelt daran? Eben ihre Gewandtheit ist es, wovor man zittern muß. Sie, die sich ohne eine andere Hülfe, als ihre Schlauheit und Keckheit, dem Gesetze, das sie verbannt, zum Trotz, mitten im Staate aufgepflanzt haben und der Regierung Schach zu sagen sich erdreisten, was werden diese Leute thun, wenn man sie mit gesetzlicher Gewalt bewaffnet?

Mit der Universität wird Frankreich frei sein; wenn es die Jesuiten annimmt, so unterzeichnet es seine Knechtschaft.

— Wir wollen uns den Versprechungen der Charte von 1830 nicht entziehen. Aber wenn wir die Freiheit des Unterrichts gewähren, dem Staate jedoch das Recht der Einschreitung und Oberleitung vorbehalten, so werden die Jesuiten zuerst lauter schreien, als jemals, sodann eben durch ihr Geschrei Mittel finden, das Gesetz zu mißbrauchen, und wer kann bei ihrem Talente wissen, wie weit sie es treiben werden?

— Ich verstehe. Ihr möchtet die Freiheit des Unterrichts gern geben und zugleich verweigern. Das scheint mir schwierig. In meinen Augen sind nur die Jesuiten im Stande, das Problem zu entscheiden, und ich glaube nicht, daß sie euch zu Hülfe kommen wollen. Aber ihr habt ein Mittel, euch herauszuziehen: ehe ihr euer Gesetz macht, wendet die Gesetze an, die bereits bestehen und deren freche Verletzung euch mit Schande bedeckt: verjaget die Jesuiten und gebt hernach die Freiheit des Unterrichts.

— Gütiger Gott! Die Hindernisse, die Schwierigkeiten, welche die Geistlichkeit uns bereiten wird!...

— Alles das verschwindet vor einem festen Willen, der sich auf die Beistimmung der Nation stützt. Herr von Montalembert sagt, indem er die gegen die Albigenser begangenen Schändlichkeiten rechtfertigt, mit einer Ironie, die, wenn auch nicht von christlicher Liebe, doch von attischer Feinheit zeugt: „Das Mittel, einen Religionskrieg sanft und anmuthiglich zu führen, ist noch nicht erfunden.*) Ebenso kann ich euch sagen: Man hat das Mittel noch nicht gefunden, Gerechtigkeit zu üben, ohne die Uebelthäter unzufrieden zu machen.

---

*) Geschichte der heiligen Elisabeth. (Einleitung S. 26.)

Nachschrift.

Herr von Ravignan. — Herr von Batimesnil.

Während dieser Band sich unter der Presse befand, erschienen zwei Broschüren, die eine von Herrn von Ravignan, die andere von Herrn von Batimesnil; letztere bildet einen Anhang zur ersteren.

Ueber die Existenz und das Institut der Jesuiten, von dem ehrwürdigen Pater von Ravignan, aus der Gesellschaft Jesu, nebst dem berühmten Monogramm der Gesellschaft, **JHS.**

„Ich bin Jesuit", sagt Herr von Ravignan gleich auf der ersten Seite; „diese Erklärung schulde ich mir selbst, ich schulde sie meinem Berufe, meinen Brüdern im Priesteramte, der Jugend, allen Gläubigen; ich schulde sie der Kirche und schulde sie Gott." Es ist dieß, wie man sieht, eine durch die Zahl und die Stellung der Gläubigen bedeutende Schuld. Herr von Ravignan gibt sich heute die Ehre, sie zu bezahlen; das ist schön von ihm; indeß scheint er gewartet zu haben, bis es ihm nicht mehr möglich war, sie abzuläugnen: „Ich verkündige der großen Mehrzahl nichts Neues." Dieß ist wahr und schmälert die Verdienstlichkeit des Geständnisses. Warum sind Sie mit demselben nicht vor zwei Jahren hervorgerückt, als Sie zu predigen anfingen? Warum haben Sie der Treuherzigkeit Ihrer Zuhörer eine Schlinge gelegt? denn etwas anderes war es nicht. Es ist ihm geglückt; hat nicht das Univers mit ausgelassenem Spotte gerufen: „Der Constitutionnel hat die Beredtsamkeit eines berühmten Predigers gelobt, ohne sichs einfallen zu lassen, daß seine Lobsprüche einem .... ehrwürdigen Jesuitenpater galten!" Jedermann war getäuscht, wie der Constitutionnel.

Herr von Ravignan war früher Weltmann; er hat sein Amt aufgegeben, um Jesuit zu werden; er schreibt die Geschichte seiner Bekehrung, in der Ueberzeugung, daß sie die beste Rechtfertigung des Ordens in sich schließe! „Ein der Welt überdrüssiger Mann verließ sie. Vielleicht hatten die glühenden Leidenschaften der Jugend seine Seele heftig zerwühlt. Er suchte einen Schutz u. s. w....". Diesen Schutz, diese Ruhe, welche ihn im Weltleben flohen, hat er in der Gesellschaft Jesu getroffen. Seine Broschüre verkündet uns nur eine einzige Sache: daß er es nämlich bis jetzt noch nicht bereut hat, in diese Gesellschaft getreten zu sein; er befindet sich noch in derselben Stimmung, die ihn zu dem gedachten Schritte veranlaßt hat. Man kann ihm hiezu nur Glück wünschen, da seine Gelübde unauflöslich sind.

„Ich will sagen, was wir sind, man weiß es nicht!" — Weit gefehlt, man weiß es recht gut, was die Jesuiten sind; man weiß es besser, als Sie selbst. Sie können uns sagen, wer Sie sind, Sie persönlich: Sie sind ein, seiner Ueberzeugung getreuer, aufrichtiger, rechtschaffener Mann, das gibt man zu; aber was wird damit bewiesen? Etwa, daß die Verfassungen der Jesuiten nicht schlechterdings alle Ehrlichkeit ausschließen? daß man ein ehrlicher Mann und doch ein Jesuit sein könne? In einem andern Munde, als dem des Herrn von Ravignan, könnte dieser Beweis, welchen er zu führen sich die Mühe nimmt, für ein gutes Epigramm gelten.

Er hält Musterung über die geistlichen Uebungen des heiligen Ignatius, die Verfassungen, die Studien, die Lehren der Gesellschaft; er schildert den Tag eines Jesuiten, alles das von seinem Gesichtspunkte aus. Immer und überall ist es die Persönlichkeit des Herrn von Ravignan, die der Verfasser auf seinen ganzen Orden ausdehnt; er malt sein Portrait und schreibt darunter: Portrait der Jesuiten.

Der Mann, welcher schreibt: „Ich nenne das Werk meines Vaters (die Verfassungen des heiligen Ignatius) das Meisterwerk des Genies, ein Denkmal bewundernswürdiger Weisheit, Frömmigkeit und Heiligkeit!" (S. 55.) Der in der Erinnerung an die Tage seines Noviziats ausruft: „Geliebte Wiege meiner religiösen Kindheit, mühereicher Schmelztiegel meiner Seele u. s. w.", dieser Mann kann und muß es ehrlich meinen; aber befindet er sich auch in der günstigen Lage, ein unparteiisches, sicheres Urtheil fällen zu können? Ist sein Blick wohl frei von allen Täuschungen?

Ich glaube es nicht. Das Buch der Uebungen, aus welchem so viele Stellen angeführt werden, die den Menschen zu einer bloßen Maschine machen, dieses Buch ist nach Herrn von Ravignan „lauter Geist und Leben." Dafür betrachtet er es, aber es ist dieß eine ihm eigenthümliche Anschauungsweise. „Clemens XIV.", sagt er, „unterdrückte die Jesuiten, aber ohne sie zu verdammen."

Sein im Unterdrückungsbreve angegebener Grund ist der, daß ihm das Bestehen der Jesuiten unverträglich mit dem Frieden der Kirche erscheint. Wenn Sie das nicht Verdammung nennen, in welcher Form muß denn ein solches Urtheil abgefaßt sein? Ueberdieß setzt die materielle Unterdrückung die moralische Verdammung voraus, wenn man es nicht anders mit dem ungerechtesten und unehrlichsten aller Menschen zu thun gehabt hat. Dieß war aber Clemens XIV. nicht; selbst die Jesuiten haben es nicht gewagt, ihn anzuklagen.

Herr von Ravignan ist entzückt über die Vollendung der Studien, die man bei den Jesuiten macht. Er führt eilf der glorreichsten Namen aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. auf, und von diesen eilf Personen nimmt er sieben für die Schulen der Gesellschaft in Anspruch, ohne sie jedoch mit Namen zu nennen. Ich glaube, dieß brächte ihn in nicht geringe Verlegenheit, wenn er nicht etwa Racine, Pascal und den Verfasser des Tartuffe unter die Jesuitenzöglinge rechnen will. Ebensogut hätte er auch Voltaire und Diderot auf die Liste setzen können.

Der Tag eines Jesuiten ist der Tag des Herrn von Ravignan. — „Der Beweis, daß die Jesuiten keine Intriganten sind, wie man gesagt hat, liegt darin, daß sie im Speisezimmer sehr vergnügt sind.“ Um so besser für sie. — „Nachmittags machen sie Besuche, jedoch niemals aus bloßen Anstandsrücksichten, oder um sich zu zerstreuen.“ Daß der ehrwürdige Pater von Ravignan keine solchen Besuche macht, glaube ich auf sein Wort, aber wie kann er für die andern gutstehen? Was liegt überdieß Böses darin, wenn man den Anstand beobachtet? — „Man vermeidet es, so viel als möglich, die Frauen Beichte zu hören; man zieht es vor, die jungen Leute zu hören.“ Dieß ist abermals ein einzelner Umstand, der sich augenscheinlich blos auf die Person des ehrwürdigen Paters von Ravignan bezieht. — „Ein Jesuit zeigt sich nie in Gesellschaften.“ Dieß sind Geschmackssachen, es nöthigt ihn nichts, aus denselben wegzubleiben.

Man klagt über die Vermehrung der Jesuiten; man entsetzt sich darob. Ach, da entsetzt man sich wegen einer Kleinigkeit! Wisset ihr, wie viel Köpfe sie zählen? 206 für ganz Frankreich! — Ja, aber darin sind die Brüder, die Novizen, die Reisenden nicht einbegriffen. Die Jesuiten haben sich in Italien, in der Schweiz, in England festgesetzt; Frankreich, das mitten zwischen diesen Ländern eingeschlossen liegt, wird fortwährend von den Jesuiten durchzogen, die fortwährend ab- und zugehen und sich zuweilen ein oder zwei Jahre hier aufhalten, um auszuruhen. So kommt es, daß sich in dem Haus in der Poststraße, das nur achtzehn Patres angibt, zuweilen die doppelte Anzahl oder auch noch mehr befinden. Sind das Jesuiten? Nein, es sind Gäste: distinguo. Das Univers machte, als es diese von Herrn Martin auf der Tribüne ausgesprochene Ziffer 206 seinen Lesern mittheilte, den feinen Zusatz: oder auch ein wenig mehr.

Der ehrwürdige Pater von Ravignan vertheidigt die Lehre von dem leidenden Gehorsam. Er führt für dieselbe die militärische Disciplin und das Beispiel eines Soldaten an, dem sein General befiehlt, sich tödten zu lassen, und der sich wirklich tödten läßt. Dieß ist nun ein reiner Sophismus; denn die Fälle sind ganz und gar nicht gleich. Der Soldat bringt, wenn er sein Leben dahingibt, ein ganz materielles Opfer; der Jesuit dagegen bringt, indem er seinem Willen entsagt, ein moralisches Opfer, das dem Menschen nicht erlaubt ist, wenigstens nicht über eine gewisse Grenze hinaus. Der Pater von Ravignan citirt eine Aeußerung des heiligen Paulus über Jesus Christus: obediens usque ad mortem, er gehorchte bis in den Tod; er hütet sich aber wohl, einer andern Aeußerung des heiligen Paulus zu gedenken: obsequium vestrum sit rationabile, euer Gehorsam sei aufgeklärt durch die Vernunft. Von dieser Art war der Gehorsam Jesu Christi gegen den Willen seines Vaters. Dieser einsichtsvolle, von dem heiligen Paulus vorgeschriebene Gehorsam ist der der gallikanischen Kirche; der andere, der unbedingte, blinde, viehische Gehorsam ist derjenige, welchen der heilige Ignatius seinen Ultramontanisten auflegt *).

Und der Pater von Ravignan sagt kalten Blutes, der heilige Ignatius habe, als er vorschrieb, wie eine Leiche, wie ein Stab in der Hand eines Greises zu sein, niemals die Absicht gehabt, die Geister zu knechten! Um dieß zu behaupten, muß man sich ganz auffallend unter dem Zauber der Leidenschaft befinden, oder auch, mehr als erlaubt ist, auf die Leichtgläubigkeit der Leser rechnen.

Durchgängig in allen Stücken, selbst in Beziehung auf den Probabilismus findet der Pater von Ravignan Mittel, die Jesuiten zu entschuldigen; so geistreich ist er! Er beginnt damit, daß er die Unschuld dieser Lehre feststellt, die nur für schlecht aufgeklärte Gewissen ein Schreckbild ist." (S. 119.) Bist du nach diesem Beweise noch nicht überzeugt, so sagt er dir: „Im Uebrigen hat Niemand diese Lehre kräftiger bekämpft, als der Pater Tirso Gonzalez, einer unserer Generale." Ach ja, so ist es eben: in allen Fragen haben die Jesuiten ja und nein zugleich gesagt. Wenn ihr nicht mit ihnen seid, so sind sie mit euch. — Der Probabilismus ist eine vortreffliche Lehre. — Wem saget ihr das? sehet nur unsere Kasuisten an. — Der Probabilismus ist eine abscheuliche Lehre! — Unser General Tirso hat es schon vor euch gesagt und bewiesen **).

---

*) Der heilige Paulus empfiehlt bei jeder Gelegenheit den verständigen Gehorsam und den Gebrauch der Vernunft: „Omnia autem probate; quod bonum est retinete." (I. Thessal. 5, 21.)

**) Der ehrwürdige Pater von Ravignan sagt nicht alles. Der Pater Gonzalez war, als er gegen den Probabilismus schrieb, nur ein simpler Mönch. Er bedurfte, um sein Buch zu veröffentlichen, der Approbation des Generals, der sie verweigerte, und

Eben das ist das innerste Wesen des Probabilismus.

Wie oft hat man nicht die Lehren der Gesellschaft Jesu als verkehrt, unsittlich, gefährlich angegriffen und der öffentlichen Wachsamkeit bezeichnet? Nun gut, alle ihre Gegner von Pascal an bis aufs Parlament haben sich mit leeren Spuckgestalten herumgeschlagen: „Die Gesellschaft hat keine ihr allein angehörenden Lehren und hat solche niemals gehabt. Was man ihre Lehren nennt, das sind die anerkanntesten Sätze in der Kirche, ist die allgemeine Stimme der Doktoren.“ (S. 110.) — Wie! Escobar, Bauny, Sanchez, Vasquez, Filiutius, Tambourin, dieses ganze Heer von Theologen... — Das sind bloße Individuen, und ist es auch gerecht, die ganze Gesellschaft für die Irrthümer einzelner Personen verantwortlich zu machen? — Ja, mein Vater, es ist gerecht, wenn die Gesellschaft gleich zu Anfang diese Verantwortlichkeit jedem ihrer Mitglieder gegenüber förmlich auf sich genommen hat, wenn das Buch des Individuums mit der Approbation des Generals ausgestattet ist, welcher im Namen der ganzen Gesellschaft handelt.

Aber, mein Vater, wenn der Probabilismus blos ein Schreckbild ist, das im Grunde weder etwas Gefährliches noch Verbrecherisches hat, wie kommt es denn, daß der Pabst Innocenz XI. im Jahr 1679 diese Lehre bei Strafe der Exkommunikation zu predigen verboten und die genannte Strafe thatsächlich verhängt hat? Offenbar hatte dieser Pabst ein schlecht aufgeklärtes Gewissen, d. h. sein Beichtvater war nicht Jesuit.

Wenn die Gesellschaft Jesu keine ihr allein eigenthümlichen Lehren hat, warum hat dieser selbe Innocenz XI. fünfundsechszig, den Kasuisten ihrer Gesellschaft entnommene moralische Sätze als anstößig und ärgerlich verdammt?

Vereiniget das, wenn ich bitten darf, mit der unbeschränkten Unfehlbarkeit des Pabstes, welche ihr Herren Ultramontanisten behauptet.

---

diese Weigerung galt für fünfundzwanzig Jahre. Nach dieser Frist konnte der Pater Gonzalez, da er selbst General geworden war, sein Buch drucken lassen. In Folge desselben empörte sich der ganze Orden gegen seinen neuen General, und ohne die Einschreitung des Pabstes, sowie der Kardinäle hätte dieser Sturm für den Pater Gonzalez sehr verdrießliche Folgen haben müssen. Zu bemerken ist noch, daß der Pater Gonzalez den Probabilismus nicht als General, sondern als einfacher Doktor verwarf, und seine Ordensbrüder nicht zwang, denselben nimmer zu lehren.

Was wird diesen unbestreitbaren Thatsachen gegenüber aus dem Beweise des ehrwürdigen Paters von Ravignan? Er kehrt sich, wie es mir scheint, gegen die Jesuiten selbst.

Was liegt auch daran, daß der Probabilismus sich im heiligen Thomas im Keime vorfand? Er wäre mit ihm gestorben; die Jesuiten aber haben ihn zu Ehren gebracht, und dieß ist schlimmer, als wenn sie ihn selbst erfunden hätten.

Ihr werdet antworten, Innocenz XI. sei Jansenist gewesen; dieß ist euere gewöhnliche Ausflucht, wenn ihr mit euern Gründen zu Ende seid. Aber vergesset nicht, daß Innocenz XI. das Neue Testament von Mons verdammt hat.

Wie? dem Vorwurf, daß die Gesellschaft den Königsmord predige, hat der Pater von Ravignan nichts entgegenzuhalten gewußt, als den bekannten, veralteten Unterschied zwischen Königsmord und Tyrannenmord? Ei, ei, mein Pater, Sie wissen es so gut wie ich: jeder Fürst, den man ermorden will, ist ein Tyrann.

Weil man die Jesuiten lange Zeit als Beherrscher der königlichen Gewissen, sogar selbst als Könige von Paraguay und andern Orten, als unermeßlich reiche Handelsleute, als betrügerische Bankerottmacher in der Geschichte des Paters Lavalette u. s. w. u. s. w. gesehen hat, deßwegen hat das Volk, welches ohne viele Umstände sein Urtheil aus dem bildet, was sich seinen Augen darbietet, sie als verschmitzte, ehrsüchtige Ränkeschmiede anzusehen sich gewöhnt. Diese Ansicht ist so eingewurzelt, so allgemein verbreitet, daß sie ein Beiwort veranlaßt hat, das in die Umgangssprache und selbst in das Wörterbuch der Akademie aufgenommen worden ist. Welch ein Irrthum! welche Ungerechtigkeit! welche Undankbarkeit! Dem Zeugniß von ganz Frankreich stelle ich das des Paters von Ravignan gegenüber, welches nicht verdächtig sein kann: „Die Jesuiten haben niemals einen andern Ehrgeiz gekannt, als den Hunger und Durst nach Rettung der Seelen!“ (S. 145.)

Mit einem Wort, nachdem man den Pater von Ravignan gelesen hat, kann man sich unmöglich der Ueberzeugung erwehren, daß jeder Jesuit, ohne Ausnahme wie ohne Uebertreibung, ein Engel auf Erden ist.

Vielleicht findet hier das Sprüchwort seine Anwendung: wer zu viel beweisen will, beweist nichts.

Aber was man dem Herrn von Ravignan niemals wird rauben können, ist der Ruhm, seit 1764 der Erste zu sein, der in Frankreich auf dem Titelblatt eines Buches die Formel: „von dem ehrwürdigen Vater so und so aus der Gesellschaft Jesu sammt dem Monogramm der Gesellschaft“ wieder hergestellt hat.

Im Uebrigen ist diese Rechtfertigung der Jesuiten in einem sehr sanftherzigen Style abgefaßt.

Nicht minder sanftmüthig ist der Brief des Herrn von Vatimesnil an den Pater Ravignan. Man kann den Brief und die Denkschrift des Herrn von Vatimesnil an seinen verehrungswürdigen Freund unmöglich lesen, ohne sich an einen andern, in den Jahrbüchern des französischen Theaters berühmt gewordenen Advokaten zu erinnern. Wie viel doch die Zufälligkeiten der Chronologie ausmachen können! Wäre Herr von Vatimesnil zuerst gekommen, oder wären sie auch nur Zeitgenossen gewesen, so hätte Herr von Vatimesnil die glorreiche Berühmtheit

erlangt, welche den Namen des Herrn Patelin*) umstrahlt, und Herr Patelin wäre vor Herrn von Vatimesnil in tiefes Dunkel getreten.

Herr von Vatimesnil unternimmt es, zu beweisen, daß die Jesuiten in Frankreich dermalen eine gesetzliche, vollkommen gesetzliche Existenz haben. Er gründet seinen Satz auf zwei Mittel.

Ein jansenistisches Parlament, sagt er — denn alles, was nicht Jansenist ist, ist Jesuit, und alles, was nicht Jesuit ist, ist Jansenist — ein jansenistisches Parlament hat die Gesellschaft Jesu vertrieben. **Distinguo.** (Der Freund des Paters von Ravignan weiß seine Waffe gewaltig zu schwingen.) Die Gesellschaft Jesu, das sind nicht die Jesuiten! Ist ein Jesuit die Gesellschaft Jesu? nein. Zwei Jesuiten? nein. Drei, vier, sechs, zehn? mein Gott! nein. Vierzig Jesuiten, hundert, tausend? ebensowenig. Sie sind Jesuiten, sind Individuen, welche kraft der wohlthätigen Bestimmungen der Charte Gewissensfreiheit genießen, sind aber nicht die Gesellschaft Jesu.

„Die religiösen Kongregationen bilden keine bürgerlichen Personen... aber nichts hindert die Individuen, welche diesen Kongregationen angehören, sich zu versammeln, gemeinschaftlich zu leben, ihrer Regel nachzukommen... Das Gesetz kann in ihnen nur einfache Privatleute erblicken!“ (S. 18.)

Aber das Gesetz gegen die Vereine? — Es findet keine Anwendung auf die Jesuiten, weil der Artikel 291 des Strafkodex erklärt, daß man die in einem Hause zusammenwohnenden Personen nicht als Vereine betrachten werde. Also wenn die Jesuiten ein gemeinschaftliches Quartier haben, so kann der Staat nichts Böses darin erblicken. Und wenn sie vereinzelt wohnen, so steht ihm noch weniger das Recht zu, sich darein zu mischen, weil jeder sich frei zu dem Kultus bekennen kann, der ihm gefällt.

Es ist dieß blos eine höchst einfache Anwendung der jesuitischen Methode, Beweise zu führen. Der tölpelhafteste Bauer hätte nach sechsmonatlichem Aufenthalte im Seminar und Studium der Kasuisten diese Unterscheidung gefunden. Das zweite Mittel ist origineller. Folge diesem Raisonnement wohl, wer kann.

Der Beschluß von 1764 hat die Jesuiten verbannt. Im Jahr 1792 hat ein allgemeines Gesetz alle religiösen Vereine abgeschafft; folglich hebt dieses Gesetz den die Jesuiten allein betreffenden Beschluß von 1764 auf.

Ich weiß nicht, ob dieser Syllogismus ein Barocco oder ein Baralipton ist, aber ich weiß, daß er ganz in der Weise des Herrn von Vatimesnil ist. Herr von Montlosier hat in Betreff der Beschlüsse vor 89, wo-

---

*) Patelin = Fuchsschwänzer, eine sehr häufige Charakterfigur in den französischen Lustspielen. Anmerk. d. Uebers.

durch die Gesellschaft vertrieben wurde, gesagt: „Kein späteres Gesetz hat dieselben abgeschafft, im Gegentheil haben die seit 1789 angenommenen Gesetze die gegen die Jesuiten ausgesprochene Auflösung auf alle religiöse Vereine ausgedehnt.“ Das Argumentum a fortiori des Herrn von Montlosier wird jedermann klar und richtig erscheinen. Herr von Vatimesnil findet es kraft einer speziellen Gnade des heiligen Ignatius widersinnig:

„Es scheint schwer, sich eine falschere Schlußbildungsweise zu denken; eben weil die seit 1789 eingeführten Gesetze sämmtliche religiösen Vereine aufgehoben, haben sie auch die Bestimmungen vernichtet, welche die Jesuiten besonders betroffen haben.... Nachdem das antikatholische Gleichmachungssystem sich auf alle Körperschaften gleich gelegt hatte, wie konnte da eine frühere Maßregel, die blos einer dieser Körperschaften allein galt, noch Kraft haben?.. Die Beschlüsse und Edikte des alten Systems über die Gesellschaft der Jesuiten sind also gefallen vor dem Radikalismus der Gesetze der Revolution.“ (S. 14, 15 und 16.)

Mit andern Worten: Es sind zwei Urtheilssprüche über euch ergangen: der erste war speziell gegen euern Namen gerichtet; der zweite war ein allgemeiner und hat den ersten bestätigt; somit ist der erste durch den zweiten aufgehoben; ihr seid zweimal verdammt worden, also seid ihr gar nicht verdammt worden. Wahrhaftig, diese Jesuiten verdienen Bewunderung! Beispiele solcher Logik findet man nur bei ihnen.

Im Jahr 1828 ließ Herr von Vatimesnil als Minister des öffentlichen Unterrichts an sämmtliche Staatskollegien ein Kreisschreiben ergehen, das vom 5. Februar datirt, folglich älter war, als die bekannten Ordonnanzen, deren Abschaffung die Jesuiten heute verlangen. In diesem Kreisschreiben empfahl er den Professoren, nie aus dem Auge zu verlieren, was die Charte und die Gesetze des Königreichs vorschreiben. Er ermahnte zur Duldsamkeit gegen die Zöglinge, die sich zu andern Kulten, als der Staatsreligion bekennen; er legte ihnen ans Herz, die weisen und kräftigen Maßregeln zu beobachten, welche die Freiheiten der gallikanischen Kirche und die konstitutionelle Charte erhalten haben. Er schloß mit den Worten:

„In allen Verwaltungszweigen und vielleicht in demjenigen, der mir anvertraut ist, mehr als in jedem andern, ist es nothwendig, die gesetzliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Meine unveränderliche Absicht geht dahin, in allen Stücken ohne irgend eine Ausnahme fest bei derselben zu bleiben.“

Heute ist die unveränderliche Absicht des Herrn von Vatimesnil darauf gerichtet, den Freiheiten des Ultramontanismus und den Ordensbrüdern seines ver-

ehrungswürdigen Freundes, des ehrwürdigen Paters von Ravignan zum Triumphe zu verhelfen.

Woher kommt dieser Umschlag der Meinung? sehet Ihr es nicht? Herr von Vatimesnil hat sich auch die Wohlthaten des Probabilismus zuwenden, hat sich für alle Fälle bereit halten wollen. Der Kampf ist eröffnet zwischen den beiden Parteien; entscheidet sich der Sieg für die gallikanische Kirche, so wird sich Herr von Vatimesnil wahrscheinlich mit seinem ministeriellen Kreisschreiben als Gallikaner ausweisen. Gewinnt dagegen die ultramontanistische Partei die Oberhand, so wird Herr von Vatimesnil mit seinem Advokatengutachten darthun, daß er Jesuit ist. Unter allen Umständen wird Herr von Vatimesnil mit den Siegern auf Kosten der Besiegten lachen.

Anhang.

Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu durch Pabst Clemens XIV. im Jahr 1773.

Nach authentischen

Familienpapieren in der Revue des Deux-Mondes (1. Aprilheft 1844) mitgetheilt von dem Grafen Alexis von Saint-Priest.

Anhang.

Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu durch Papst Clemens XIV. im Jahr 1773.

Nach authentischen

Familienpapieren in der Revue des Deux-Mondes (1. April 1844)
mitgetheilt von dem Grafen Alexis von Saint-Priest.

Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu durch Pabst Clemens XIV. im Jahre 1773.

Die aus Veranlassung eines bedeutungsvollen Gesetzesentwurfes aufgeregte Polemik hat in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit abermals der Gesellschaft Jesu zugewendet. Ihr während einer zwölfjährigen Waffenruhe vergessener Name ist von allen Seiten her wieder aufgetaucht. Im eigentlichen Mittelpunkt der Frage über die Unterrichtsfreiheit hat die vielberufene Gesellschaft ihren natürlichen Platz wieder eingenommen, denn vergeblich würden die Versuche sein, sie aus der Debatte zu entfernen, welche sich demnächst vor den Kammern eröffnen wird; sie bildet einen integrirenden, wesentlichen, unvermeidlichen Theil derselben. Der gute Sinn des Publikums hat sich hierüber niemals getäuscht. Der Angriff ist heftig gewesen, die Vertheidigung war nicht minder lebhaft; aber bis auf die jetzige Stunde haben die Kämpen der Jesuiten nur zu längst abgedroschenen Beweismitteln ihre Zuflucht genommen. Die Lobpreisungen des Ordens häufen sich von Tag zu Tag ohne Neuheit im Inhalt und ohne Originalität in der Form; sie sind größtentheils nur Wiederabdrücke oder Umschreibungen vielfach wiederholter Behauptungen. Nichts würde diese matten und gemeinen Veröffentlichungen einiger Aufmerksamkeit werth erscheinen lassen, wenn nicht eine kleine Schrift von nur wenigen Seiten sich mit vieler Würde und Anständigkeit unter ihnen hervorthäte. Zwischen das mißtönende Geschrei des Parteihasses hinein hat man die Ausdrücke eines uneigennützigen Gewissens und eines gelassenen Wohlwollens mit großer Begierde aufgenommen. Alle Herzen waren gerührt von einer unerschütterlichen Aufrichtigkeit, die sich, ohne es selbst zu wissen, über die Gegenstände ausdehnt und, indem sie ihnen einen Schleier überwirft, sie verwandelt. Man könnte sich voll Vergnügen mit diesen angenehmen Eindrücken befreunden, wenn eine liebliche Darstellung immer zugleich die Macht hätte zu überzeugen.

Dem sei, wie ihm wolle, es steht in Niemandens Gewalt mehr, eine erschöpfte Erörterung zu verjüngen. Pascal hat alles gesagt, und man weiß ihm nichts mehr zu antworten. Auf beiden Seiten ist man mit dem Raisonnement und der Dialektik zu Ende. Anders verhält es sich mit den Thatsachen, die noch keineswegs alle aufgeklärt sind. Der Streit für oder gegen die Jesuiten ist nicht mehr möglich; aber ihre Geschichte ist noch nicht geschrieben, und in dieser Beziehung bleibt viel zu sagen übrig. Namentlich die Aufhebung des Ordens durch den heiligen Stuhl ist mit den unrichtigsten Farben gemalt worden. Es ist dieß eine wahre Lücke in den Jahrbüchern des achtzehnten Jahrhunderts, eine Lücke, deren Ausfüllung etwas Verdienstliches haben muß. Wir werden dieß mit um so mehr Zuversicht versuchen, als wir einen unparteiischen Bericht auf authentische Urkunden stützen können. Nicht uns wird man hören, sondern die handelnden Personen des Dramas selbst: Pombal und Choiseul, Clemens XIII. und Clemens XIV., den Pater Ricci und den Kardinal von Bernis, Karl III. und Ludwig XV., endlich (wir sagen es mit Bedauern) neben diesen Souveränen und diesen Ministern eine Frau, eine Maitresse, die Marquise von Pompadour.

Ehe wir auf die umständliche Prüfung dieser denkwürdigen Revolution eingehen, müssen wir gegen einen allgemein verbreiteten, und zwar absichtlich verbreiteten Irrthum protestiren. Alle überwundenen Parteien suchen die Ursachen einer Niederlage, deren wesentliche Bedingungen sie in sich selbst finden würden, in äußeren Verhältnissen. Die Lobredner der Gesellschaft schildern uns dieselbe, wie sie einer künstlich angelegten, sehr weit hergeholten, durch äußerst verwickelte Ränke unvermeidlich gemachten Verschwörung unterliege. Wenn man ihnen glauben wollte, so hätten sich die Könige, die Minister, die Philosophen gegen sie, oder was in ihren Augen dasselbe ist, gegen die Religion verbündet. Dieser Gesichtspunkt ist falsch: um den Jesuitismus zu stürzen, wurden ursprünglich keine Verabredungen getroffen, keine Pläne ausgesonnen. Allerdings hatten sich seit langer Zeit viele verschiedene Interessen gegen die Jesuiten vereinigt, und sie hatten sich bedeutende Feindschaften zugezogen; aber was sie zu Grunde gerichtet hat, ist weder die Philosophie, noch die Politik, sondern der pure simple Zufall. Das Zeichen zu ihrem Sturze ist weder von Ferney noch von Versailles ausgegangen. Trotz der Erinnerungen der Bulle Unigenitus hatte Niemand in Frankreich an die Zerstörung der Gesellschaft gedacht: die Jansenisten, welchen allein an ihre Aechtung gelegen war, hatten zu viele Feinde, um überall Unterstützung zu finden. Beiden Parteien beinahe gleich fern stehend, wünschten die Philosophen die Vernichtung des Instituts nicht, weil sie noch weniger den Triumph des Parlaments zu Paris und die Auferstehung von Port-Royal wollten. Es war daher in Frankreich, obschon man später das Gegentheil behauptet hat, nicht zum Voraus ein Beschluß gegen die Jesuiten gefaßt worden, es fand keine Minister-

verschwörung gegen sie statt; der Herzog von Choiseul erweckte ihnen keine Feinde im Süden Europa's; er sah sich nicht nach einem Amtsbruder um, welcher den Namen zu einem Complott hergeben sollte, das er nicht hervorgerufen hatte. Ich wiederhole es, weder Frankreich noch seine Schriftsteller, noch seine Staatsmänner haben die Ungerechtigkeit begangen oder dürfen sich des Verdienstes rühmen, den Jesuitismus in die Acht erklärt zu haben. Auch die Philosophie kann nur sehr mittelbar deßhalb angeschuldigt werden. Ja, wir sagen noch mehr, dieses Ereigniß ist außerhalb ihres Einflusses zu Stande gekommen. Die Männer, welche den Jesuiten zuerst zu Leibe giengen, waren keine Jünger der französischen Philosophie; die Grundsätze derselben waren ihnen fremd; Ursachen rein örtlicher, rein individueller und persönlicher Natur haben die Gesellschaft in ihrer, so lange Zeit unangefochtenen Macht angetastet; und um das Maß der Verwunderung voll zu machen, empfing diese so umfassende Körperschaft, deren Arme sich, wie man oft gesagt hat, bis auf kaum ausgeforschte Gegenden ausdehnten, diese allen, zuweilen sogar ihrer Metropole so furchtbare Universalkolonie Roms, kurz diese so glänzende, scheinbar auf so sichern Grundlagen ruhende Gesellschaft Jesu, ihren ersten Schlag nicht von irgend einer großen Macht, nicht auf einem der ersten Schauplätze Europas, sondern auf einem der äußersten Punkte dieses Welttheils, in einer seiner abgelegensten und geschwächtesten Monarchien.

1

Von Portugal ging der Schlag aus. Konnte man ihn von dieser Seite her erwarten? Nein, wenn man an die Macht des Ordens denkt, der in diesem Lande alles beherrschte, den Monarchen und das Volk, den Thron und den Altar. Ja, wenn man überlegt, wie viel Unmäßiges und folglich Unhaltbares eine solche Stellung hatte, wenn man zumal der Umstände gedenkt, die sich, sei es nun zufällig, sei es durch ein logisches obschon geheimes Band an die Einführung der Jesuiten am Hofe von Lissabon knüpfen. Unstreitig hatten sie diesem Theile der Halbinsel einige theilweise Dienste geleistet; sie hatten ihm neue und nützliche Unterthanen erworben; in China und Indien hatten sie auf den portugiesischen Namen den Glanz eines durch Märtyrerthum geweihten Predigeramtes geworfen. Nichtsdestoweniger fällt die Einführung der Gesellschaft mit dem Sinken der portugiesischen Monarchie zusammen. Zum Unglück Portugals zogen die Jesuiten und der fremde Einfluß zu gleicher Zeit im Lande ein. Dieses Hinwelken war kein langsames und allmähliches, sondern ein schnelles und augenblickliches. Gegen das Zeugniß beinahe sämmtlicher Geschichtschreiber schieben wir die Schuld nicht den Jesuiten zu, sondern bestätigen blos, daß es für sie traurig war, die handelnden Zeugen desselben gewesen zu sein. Mag es nun recht sein, oder nicht, aber die Verantwortlichkeit für die Ereignisse

kommt auf diejenigen zurück, welche die Gewalt in Händen haben, und man kann nicht läugnen, die Gewalt hat in Portugal, während dieser ganzen zweihundertjährigen Periode (1540—1750), ohne Unterbrechung und ohne Lücke ihnen angehört.

Vom vierzehnten bis ins sechszehnte Jahrhundert erblicken wir in Portugal eine schwache, aber rührige Bevölkerung, welche durch angebornen Muth, durch Abenteuersucht, durch eine Mischung von ritterlichem Ungestüm und kaufmännischer Berechnung, durch eine Art von schiedsrichterlicher Entscheidung zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit plötzlich zu Reichthum, Berühmtheit und Macht emporsteigt, sodann auf dem Gipfel angelangt, im Nu wieder herabsinkt, zurückgestoßen durch dieselbe Kraft, der sie ihr so schnelles und so hohes Steigen verdankt hatte. Um diese Zeit erscheinen die Jesuiten in Lissabon. Im Jahre 1540 werden sie Johann III. vorgestellt. Von diesem Augenblicke an tritt ein allgemeiner Stillstand ein. Kaum aufgenommen, herrschen sie bereits. Selbst die Inquisition sieht ihre Ankunft mit eifersüchtigen Augen: sie setzt ihnen einigen Widerstand entgegen, aber vergebens: bald weicht sie ihnen und schlägt sich offen auf ihre Seite. Sie verlangen die freie Handhabung des Unterrichts; die Universität Coimbra erliegt. Zuerst theilen sie sich mit ihr in die akademischen Gebäude; nach sieben Jahren bemeistern sie sich derselben allein. Die abergläubische Jugend des Dom Sebastian, die Regierung des Königs, der früher Kardinal gewesen, bezeichnen zu gleicher Zeit den Todeskampf der portugiesischen Monarchie und den Triumph der Jesuiten. Sie nehmen die Spanier mit offenen Armen auf, erleiden später durch Vertreibung derselben einen schweren Schlag, nöthigen sich aber in kurzer Zeit der neuen Dynastie auf. Sie herrschen unter dem Namen zweier Königinnen, der Wittwe Johanns IV. und der Gemahlin Alfons VI., die sich zu Lebzeiten ihres ersten Gatten, den sie entthront, und auf einem Felsen gefangen hält, mit ihrem Schwager zum zweiten Male vermählt hat. Unter Johann V. hat ihre Macht den höchsten Gipfel erreicht; sie regieren unbeschränkt, und erschöpft, keuchend fällt Portugal, um sich nicht wieder zu erheben, in die Protektorshände Englands.

Die neue Welt eröffnete den Jesuiten eine ruhmvollere Laufbahn; trotz der Einwendungen, die sich gegen ihre Festsetzung in Paraguay erheben lassen, muß man zugestehen, daß sie daselbst ein edles Beispiel gaben. Man sah eine Handvoll waffenloser Menschen mitten unter wilde Völkerschaften den Glauben und die Civilisation tragen. Dieses Schauspiel hat allgemeinen Anklang gefunden: die Jesuiten können Niemand den Vorwurf machen, die merkwürdige Schönheit desselben verkannt zu haben. Selbst die Philosophie hat ihnen einen Beifall geschenkt, den die jesuitischen Schriftsteller keineswegs verschmähten, denn sie haben unaufhörlich daran erinnert und machen ihn noch mit jedem Tage geltend. Es ist uns nicht unbekannt, wie viel, wenn auch nicht Tyrannisches, doch wenigstens höchst Absolutes in dieser Regierung

lag: wir wissen, daß der Mensch bei derselben nur unter der Bedingung glücklich sein konnte, wenn er immer ein Kind blieb; aber durch die nachmaligen Revolutionen dieser entlegenen Länder noch besser unterrichtet, als unsere Vorgänger, Zeugen der grausamen Diktatur eines gewissen phantastischen Doktors, welcher die Patres in Paraguay verdrängt hat, müssen wir unverholen unser Lob einer Herrschaft spenden, die, während sie zugleich willkürlich und grausam sein konnte, milde, obschon unumschränkt geblieben ist. Nichtsdestoweniger ist es unläugbar, daß die Stellung der Jesuiten in Amerika eine politische Ungebührlichkeit war. Scheinbar hielt sie ein gewisses Band an die zwei Monarchien auf der Halbinsel gefesselt, thatsächlich aber waren sie Souveräne. Daher ihr unvermeidlicher Sturz, sobald einer der beiden Höfe sich beifallen ließ, seiner Rechte zu gedenken. Dieß mußte früher oder später kommen, und kam wirklich. Im Jahr 1753 fand in Folge eines Vertrages zwischen den Königen von Spanien und Portugal ein gegenseitiger Austausch von Provinzen statt, kraft dessen die Einwohner die abgetretenen Länder verlassen und ihr Vaterland wechseln mußten, um ihren Herrn nicht zu wechseln. Diese Unglücklichen widersetzten sich, und die Jesuiten unterstützten ihren Widerstand. Später haben sie ihren Antheil an dem Beschlusse der Ureinwohner hartnäckig geläugnet; aber wenn man die friedsame Gefügigkeit dieser Bevölkerung mit der unbegrenzten Thätigkeit ihrer Herren vergleicht, so unterliegt die Art, wie diese ihren Einfluß anwandten, wohl keinem Zweifel mehr. Ueberdieß haben die Jesuiten unrecht, das Abläugnungssystem, dessen sich ihre Schriftsteller beständig bedienen, auch auf diese Thatsache auszudehnen. Besäßen sie mehr Freimüthigkeit und Seelengröße, so würden sie ihre Widersetzlichkeit gegen eine so unterdrückende Maßregel zugestehen, und sichs zur Ehre anrechnen, einer gewaltsamen Auswanderung großsinnig entgegengetreten zu sein. Ihre Art, sich selbst zu vertheidigen, hat sie jederzeit veranlaßt, im Interesse des Augenblicks alles, selbst muthvolle und ehrenhafte Handlungen zu läugnen. Indem man ihnen übrigens bei diesem speziellen Fall eine Gerechtigkeit angedeihen läßt, welche sie von sich weisen, kann man sich fragen, wo beim dermaligen Stand Europas wohl die Regierung wäre, die, nachdem sie, mit Recht oder mit Unrecht, einen ähnlichen Entschluß gefaßt, wie die Höfe von Portugal und Spanien, sichs auch nur einen Augenblick gefallen ließe, daß irgend eine Korporation oder ein Verein demselben das mindeste Hinderniß in dem Weg zu legen wagte? Kann es wohl nach einem solchen Beispiele sehr schwer sein, Gründe für die Feindseligkeit der weltlichen Gewalt gegen einen religiösen Orden aufzufinden, welcher die Keckheit hatte, das Gewicht seines Namens in die Waagschale eines, zwischen zwei Reichen abgeschlossenen Vertrags zu werfen? Heutzutage ließe die Antwort nicht lange auf sich warten; aber vor der französischen Revolution, zumal im Süden Europas, war es trotz der Fortschritte der Philosophie weniger leicht, gegen geheiligte Feinde einen kraftvollen

und entscheidenden Entschluß zu fassen. So klar der Stand der Verhältnisse vorgezeichnet war, so führte doch die Lösung der Frage ihre bedeutenden Schwierigkeiten mit sich; sie mußte von einem thatkräftigen Geiste angefaßt und von einer starken, festen Hand entschieden werden. Bei einem Unternehmen dieser Art mußte die Entschlossenheit sich zur Keckheit steigern. Alle diese Eigenschaften vereinigten sich in Sebastian Carvalho, dem nachmaligen Grafen von Oyeiras und endlich Marquis von Pombal. Wir werden ihm blos diesen letzten Namen geben, denn die Geschichte hat ihm das Siegel ihrer Anerkennung aufgedrückt, und seine andern Titel vergessen. Die Gehässigkeiten, welche das Andenken Pombals verfolgen, die Huldigungen, deren Gegenstand es war, die Angriffe und die Vertheidigungen, welche sich noch jetzt in seinem Vaterlande daran knüpfen, beweisen, daß er keine mittelmäßige Intelligenz und kein Charakter von gewöhnlichem Schlage gewesen. Man darf weder seinen Feinden, noch seinen Lobrednern glauben. Seine Grausamkeit, seine Eifersucht, seine Geldgier werfen allzutiefe Schatten auf seinen Muth, seine Geduld, seine unverdrossene Thätigkeit. Pombal war kein großer Mann, aber sicherlich hat es nie einen größeren Minister in einem so kleinen Staate gegeben. „Der König Sebastian ist wieder auferstanden," sagten seine Feinde mit einer Anspielung auf seinen Vornamen und seine Macht. Seine Feinde waren die Großen und die Jesuiten; er schlug die einen wie die andern zu Boden. Sehen wir, warum er dieß that und wie er sich dabei anzustellen wußte.

Aus einer bürgerlichen Familie entsprossen, oder höchstens dem niedersten Adel angehörig, hatte sich Pombal frühzeitig gegen die portugiesische Aristokratie, eine der ausschließendsten und hochmüthigsten Europas, auf einen entschieden feindlichen Fuß gestellt. Noch jung, hatte er ein Mädchen vom blauen Blute (sangre azul) entführt und unter den Augen des empörten Adels zur Frau genommen. Geschmeidig und kühn zugleich hatte er sich vergebens bemüht, die Fidalgos zu beschwichtigen und von ihnen als Mitglied aufgenommen zu werden: alle seine Anstrengungen waren gescheitert, und von diesem Tage an schwur er in seinem Innern den Untergang der Leute, mit denen er sich nicht hatte verschmelzen dürfen. In London, wohin er als Geschäftsträger gesandt wurde, bestärkte er sich in diesen Gesinnungen beim Anblick einer Aristokratie, welche Niemanden verschmähte, jede Berühmtheit in der ihrigen aufgehen zu lassen suchte, und ihm gewiß ihre Reihen erschlossen haben würde, wenn er ein geborner Engländer gewesen wäre. Das Gleichgewicht und das Spiel der Gewalten nahmen seine Aufmerksamkeit nicht sonderlich in Anspruch. Einer Einrichtung, welche etwas neben einen König und über einen Minister setzt, konnte er nicht viel Geschmack abgewinnen. Um was er England beneidete, das war nicht die Freiheit, sondern die Hoffnung, jene stolze und fruchtbare Hoffnung, welche damals

Niemand in der Welt in demselben Grade hegen konnte, wie ein Engländer *). Am meisten staunte er über den materiellen Wohlstand Großbrittanniens. Beim Anblick so vieler Wunder dachte er an Portugal, und in seinem, wo nicht gänzlich uneigennützigen, doch wenigstens aufgeklärten Kopfe gesellten sich großherzige Ideen, edle und hohe Absichten zu Entwürfen mehr persönlicher Natur. Es unterliegt keinem Zweifel: da Pombal gleich bei seinem Eintritt ins Ministerium diese Grundsätze zur Ausführung brachte, so muß die Entstehung derselben in die Zeit seines Aufenthaltes zu London verlegt werden. Hier beschloß er, den Großen des Reichs es entweder gleich zu thun, oder sie zu unterdrücken, der Herr seines Königs und der Reformator seines Vaterlandes zu werden.

Joseph I., der Nachfolger Johanns V., war der Ludwig XIII. Portugals. Wie der König von Frankreich hatte auch er seinen Richelieu. Diese Parallele schmeichelte der Eitelkeit Pombals; in Stunden vertraulicher Herzensergießungen brachte er sie gerne auf die Bahn, und öffentlich verglich er sich mit Sully. Joseph I. ermangelte selbst jenes achtunggebietenden Aeußern und jener fürstlichen Grazie, welche Ungebührlichkeiten zwar nicht rechtfertigen, aber ihnen doch einen gewissen Adel verleihen. Faul, verdrossen, melancholisch, überließ er die Regierungsgeschäfte seinem Minister und kannte keinen höhern Genuß, als an schönen Sommertagen auf einer königlich bewimpelten Barke Damen und Musikanten auf dem Tajo spazieren zu führen. Im Uebrigen mißtrauisch und argwöhnisch, lieh er jedem Verläumder sein Ohr und lebte in beständiger Angst vor einer Verschwörung. Ein solcher Fürst war leicht durch den Schreck zu leiten. Pombal bediente sich mit Gewandtheit eines Mittels, worauf ihn schon der Charakter des Monarchen anwies. Er war beständig um Joseph und umgab ihn nicht mit augendienerischer Schmeichelei, sondern machte ihn für sein Leben erzittern. Gleichwohl blendete ihn seine Günstlingsmacht nicht in dem Grade, daß er die Sorge für seine eigene Sicherheit darüber vergessen hätte; er that nie den geringsten Schritt ohne einen vom Könige unterzeichneten Befehl: eine heilsame Vorsicht, welche ihm später das Leben rettete.

Die Hauptbestrebung der Regierungen des achtzehnten Jahrhunderts läßt sich in die Formel übersetzen: Reform durch Willkür. Alle Fürsten, alle Staatsmänner von einiger Bedeutung gingen auf diese Art zu Werke und hatten sich dieses Ziel vor Augen gesetzt; aber sie führten ihr System mit mehr oder weniger Heuchelei aus, und wenn sie zur unumschränkten Gewalt ihre Zuflucht nahmen, so gaben sie sich die Miene, als bäten sie die Philosophie dafür um Verzeihung. Pom-

---

*) Carvalho war später Gesandter in Wien, wo er sich zum zweitenmale und zwar mit einer Nichte des Feldmarschalls Daun vermählte.

bal besaß wenig wissenschaftliche Bildung, und unterhielt keine Verbindungen mit den französischen Encyclopädisten *). Er förderte ihr Werk, ohne sie um Rath zu fragen. Thätiger und freimüthiger als sie, läugnete und entschuldigte er nichts, nahm das Wort Freiheit gar nie in den Mund, und erklärte die Civilisation für die legitime Tochter des Despotismus. Bei ihm finden sich keine Halbsagereien, keine feine Auseinandersetzungen, keine Ehrenerklärungen; sein in gewissen Schranken befangener, aber hartnäckiger Geist wollte keine rednerische Vorsicht gebrauchen, wollte sich auf kein Schiedsgericht einlassen. Er trieb die Willkür bis aufs Aeußerste und verlangte von ihr Alles, was sie geben konnte. Die allgemeinen Schicksale des Menschengeschlechtes berührten diesen stets thätigen Skeptiker nicht sehr, seine Intelligenz erstreckte sich weder so weit in die Ferne, noch so hoch hinauf; aber die Wunden, die eigenthümlichen Schandmale Portugals gingen ihm lebhaft zu Herzen: er ließ seine Blicke darauf ruhen, und legte die Hand darüber. Eine Menge von Edikten, die Schlag auf Schlag erfolgten, riß die Portugiesen bald aus ihrer hundertjährigen Schlafsucht. Wir werden diese verschiedenen Anordnungen nicht einzeln würdigen: sie verdienen bald Lob, bald Tadel; sie stimmen nicht alle mit den Grundsätzen einer gesunden Politik überein; inzwischen darf man es Pombal nicht zum Vorwurf machen, daß er der Wissenschaft nicht vorangeschritten ist, und in den Irrthümern seines Jahrhunderts und seines Kopfes muß man nicht immer die Berechnungen des Interesses und der Lüsternheit erblicken. Gewiß war er nicht frei davon; aber über die Ganzheit seines Charakters, wenn man ihn aus der Ferne betrachtet, und dabei von zeitgenössischen Voreingenommenheiten absieht, herrscht eine Art achtunggebietende, obschon brutale Größe, welche sich bei einem denkwürdigen Umstande Luft machte. Das Erdbeben von 1755 hatte drei Viertheile von Lissabon über den Haufen geworfen. Der Hof in seiner Bestürzung nahm sich zu nichts Zeit, als zum Fliehen. Das Volk kam um in den Trümmern, in den Flammen, oder unter den Messern der Mörder. Die Höflinge wollten die königliche Familie mit nach Porto nehmen. Pombal allein hielt sie zurück: „Des Königs Platz ist mitten unter seinem Volke", sagte er zu Joseph. „Begraben wir die Todten und sorgen für die Lebendigen." In einem solchen Falle reicht der Ehrgeiz nicht aus; unumschränkte Macht ist da das Monopol starker Seelen. Pombal bemächtigte sich ihrer rechtlich; er erklärte sich als ersten Minister, und war es wirklich. Um diese Zeit hatten sich alle möglichen Leiden über das unglückliche Portugal ergossen. Der Minister allein gelobte sie zu beschwören und sie zu überwinden. Es lag in diesem Muthe etwas Antikes, worüber das achtzehnte Jahrhundert staunte.

---

*) In der äußerst umfangreichen Correspondenz Voltaire's findet sich nicht ein einziger Brief an den Grafen von Oyeiras (Marquis von Pombal).

Die Kolonien ernährten die Hauptstadt ohne Beihülfe des Auslandes; furchtbare, aber nothwendige Hinrichtungen erfüllten die Räuber mit Entsetzen, und dreihundert Galgen machten die Diebe unsichtbar, die sich am hellen Tage und mit bewaffneter Hand über die Schutthaufen Lissabons verbreitet hatten. Kurz und gut, trotz dem tausendgestaltigen Jammer, der das Land heimsuchte, mitten unter den Sorgen zweier politischer Prozesse verlor Pombal weder Kopf noch Herz. Aus den Trümmern des alten Lissabon machte er ein neues hervorgehen. Mit vollkommenem Recht oder vielmehr mit einer Art von Bescheidenheit ließ Pombal in der Bildsäule, welche er Joseph errichtete, sein eignes Bild auf dem Fußgestell anbringen *).

Zu einem schrankenlosen Ansehen gelangt, sann er nur noch auf Ausführung seiner zwei großen Pläne: Erniedrigung der Aristokratie und Unterdrückung der Jesuiten. Der erste war kühn, aber Ximenes in Spanien, Richelieu in Frankreich hatten dem portugiesischen Minister den Weg gezeigt; bei dem zweiten dagegen hatte er keinen Vorgänger. Gleichwohl beschloß Pombal, sich frischweg und offen an diese zwei Geschäfte zu machen.

Von welchem Gesichtspunkte aus man den Beschluß zur Vernichtung der Jesuiten auffassen mag; man mag sich unter die Feinde oder unter die Freunde dieser Gesellschaft stellen, so muß man zugeben, daß der Marquis von Pombal hier nicht als gereizter oder rachsüchtiger Höfling, sondern als Staatsmann handelte; daß er, wenn er zur Erreichung seines Zieles allzuhäufig Schlangenwege einschlug, wenigstens dabei durch Rücksichten einer hohen Politik, nicht aber, wie man noch heute versichert, durch die kalte Eingebung der Eigensucht geleitet wurde. Er bekämpfte die Jesuiten wegen ihrer Gefährlichkeit für das Staatswohl, nicht wegen ihrer Gefährlichkeit für sein eigenes Ansehn. Die Jesuiten waren nicht seine Feinde; im Gegentheil hatten sie ihn ans Ruder gebracht. Sie zählten auf ihn und mit einer tiefen Verstellung erhielt Pombal sie in diesem Vertrauen bis zu dem Augenblick, wo er sich als ihren Gegner erklärte. Zur höchlichen Verwunderung des Ordens und des ganzen Landes verbannte man die jesuitischen Beichtväter des Königs, sowie der ganzen königlichen Familie, aus dem Pallaste, und ersetzte sie mit Weltgeistlichen. Zu gleicher Zeit erhoben die Manifeste des Marquis von Pombal furchtbare Anklagen, welche wir weiter unten ruhig und unparteiisch besprechen werden, wider die Jesuiten. Der Minister theilte diese Beschwerden dem Pabste mit, und bat ihn dringend um den Schutz seiner apostolischen Waffen. Benedikt XII. hatte die Jesuiten, die er von Grund aus kannte, niemals geliebt und ihren Fall vorhergesagt; aber da es in dem Schicksale dieses weisen und geistvollen Priesters lag, alle ent-

*) Das Medaillon des Marquis von Pombal wurde von Dom Miguel weggenommen, aber auf Dom Pedro's Befehl wieder an seinen alten Ort gebracht.

scheidenden Fragen zu umgehen, so hatte er nur noch Zeit, den Patriarchen von Lissabon mit einer Untersuchung der Ordenshäuser zu beauftragen, und sein letztes Glück war, daß er starb, ohne zwischen der Gesellschaft Jesu und der Krone Portugal entschieden zu haben. (1758.)

Zwei mächtige Familien, die Mascarenhas und die Tavora befanden sich damals an der Spitze der portugiesischen Aristokratie. Pombal hatte nichts gegen dieselben beschlossen. Er hatte sich durch seine Gemahlin in die Gesellschaft der Donna Eleonora, Gattin des Marquis von Tavora, früheren Gouverneurs von Indien, in jeder Beziehung der angesehensten Dame von Portugal, einführen lassen. Es war dieß eine ehrenwerthe, aber hochmüthige Frau, und in ihren Augen bemerkte man einen unheimlichen Zug, der ihr Schicksal vorher verkündete*). Pombal hatte es gewagt, für seinen Sohn den Eintritt in diese edle und unzugängliche Familie zu begehren. „Ach", sagte er eines Tags zu einem Mönch vom Blute der Tavora, „obschon der König mich mit allen Gnadenbezeugungen überhäuft, so wird mein Glück doch nicht vollständig sein, wenn nicht der Erbe meines Vermögens Tochtermann der erlauchten Donna Eleonora wird." — „Ew. Excellenz", antwortete der Mönch, „richtet die Augen sehr hoch empor." Von Stund an trat eine plötzliche Erkaltung zwischen dem Minister und der Marquise ein; sie hatte für ihren Gemahl um den Herzogstitel nachgesucht — Pombal machte ihre Wünsche scheitern; kurz, von der Gleichgültigkeit zum Haß war nur ein einziger Schritt und das ganze blaue Blut ergriff Partei in diesem Streite. Besonders der Herzog von Aveiro ließ den Minister bei jeder Gelegenheit seine Verachtung empfinden. Aveiro, ein hochmüthiger und anmaßender Mensch, bekleidete die höchsten Aemter und war mit der Königsfamilie verwandt. Von diesem Augenblicke stand in Pombals Geiste das Schaffot für die Großen aufgerichtet. Von den Jesuiten in seinem Unmuth bestärkt, bedrohte dieser Hofadel die Gewalt und selbst das Leben des Ministers, als auf einmal in der Nacht vom 3. September 1758 die Thore des Pallastes sich schloßen. Der König zeigte sich mehrere Tage hindurch nicht; kein Gerücht ging um über die Ursachen dieser Absperrung; alle Anstrengungen Pombals waren darauf gerichtet, denjenigen, die er als Opfer ausersehen, die größte Sicherheit einzuflößen. Endlich, nach langem, bangen Warten wurden der Herzog von Aveiro, die Familie Tavora, ihre Verwandten, ihre Freunde in ihren Wohnungen verhaftet; die stolze Donna Eleonora wurde aus ihrem Bette gerissen, sah sich halbnackt in ein Kloster von Lissabon geschleppt, und die übrige Familie wurde in die Menagerie von Belem eingesperrt, die seit dem Erdbeben leer geblieben war.

---

*) Dieser Blick, der mir im Portrait der Frau von Tavora aufgefallen ist, findet sich gleichfalls in dem des Lords Strafford.

Was hatte sich denn in dieser Zwischenzeit ereignet? Warum diese Gewaltsamkeiten und diese Peinigungen? Was legte der Minister diesem ganzen Adel zur Last? Die Thatsachen sind folgende: Donna Teresa, die Frau des jungen Marquis von Tavora, war die Geliebte des Königs. Auf einer nächtlichen Fahrt zu ihr war Joseph in seinem Wagen durch zwei Pistolenschüsse am Arme verwundet worden. In Folge dessen hatte er sich, bis die Angeklagten verhaftet waren, in seinen Pallast eingeschlossen; diese Angeklagten waren: der Herzog von Aveiro und der Gemahl der königlichen Geliebten, welche als Werkzeuge des Verbrechens betrachtet, die alten Tavora, die als Mitschuldige bezeichnet wurden, und die Jesuiten, welche man für die Aufhetzer hielt. Unter allen Mitgliedern der angeschuldigten Familie wurde Donna Teresa allein mit Nachsicht behandelt; man weiß noch nicht, ob die Entdeckung der Verschwörung nicht ihr Werk gewesen ist. Ludwig XV. äußerte gegen seinen Geschäftsträger die größte Theilnahme an dem Schicksale dieser jungen Dame *).

Pombal ließ es sich nicht einfallen, die Granden der Gerichtsbarkeit von Ihresgleichen zu unterstellen; vielleicht machte der dermalige Zustand des Adels die Beibehaltung dieses Vorrechtes unmöglich; ebenso wenig übergab der Minister die Angeklagten den gewöhnlichen Gerichten, sondern sie wurden vor ein Ausnahmstribunal, das sogenannte Verdächtigen-Gericht, d. h. vor eine Kommission beschieden. Die Hinrichtung folgte unmittelbar auf den Urtheilsspruch; in der Nacht vom 12. auf den 13. Januar 1759 war ein achtzehn Fuß hohes Schaffot auf dem Belem-Platze, dem Tajo gegenüber, errichtet worden. Schon mit Tagesanbruch war dieser Platz mit Truppen und Volksmassen bedeckt und auch auf dem Flusse befanden sich Schaaren von Zuschauern. Die Bedienten des Herzogs von Aveiro erschienen zuerst auf dem Schaffote und wurden an einen Balken gebunden, um lebendig verbrannt zu werden. Sofort erschien die Marquise von Tavora mit einem Strick um den Hals und einem Kruzifix in der Hand; einige zerrissene Kleidungsstücke umhüllten sie spärlich, aber ihre ganze Erscheinung trug das Gepräge von Seelenstärke und Würde. Der Henker, der ihr die Füße zusammenbinden wollte, hob den untern Theil des Kleides ein wenig in die Höhe. „Halt ein", sagte sie zu ihm, „vergiß nicht, wer ich bin; berühre mich nur, wenn Du mich tödtest." Der Henker kniete vor Donna Eleonora nieder, und bat sie um Verzeihung. Sie zog einen Ring vom Finger und sagte zu ihm: „Hier, ich habe nur noch das auf der Welt; nimm es und thu' Deine Pflicht;" darauf kniete die muthvolle Frau vor den Block und empfing den Todesstreich. Ihr Gemahl, ihre Söhne, von denen der

*) Depeschen des Herzogs von Choiseul an Herrn von Saint-Julien, französischen Geschäftsträger in Lissabon.

jüngste noch nicht zwanzig Jahre zählte, ihr Schwiegersohn und mehrere Diener starben nach ihr unter schrecklichen Martern. Der Herzog von Aveiro wurde zuletzt gebracht. Man band ihn, den Leib mit Lumpen bedeckt, die Arme und Schenkel entblößt, auf das Rad; lebendig zerschlagen starb er erst nach langen Martern und unter einem entsetzlichen Geheul, wovon der ganze Platz und der Fluß widerhallte. Sofort zündete man die Maschine an; in einem Augenblick waren Rad, Schaffot, Leichen, Alles verbrannt und in den Tajo geworfen.

Die Palläste der Hingerichteten wurden dem Erdboden gleich gemacht, die Plätze, auf denen sie gestanden, mit Salz überstreut, ihre Wappen an allen Privatplätzen und öffentlichen Orten vernichtet, namentlich auch im Rittersaale auf dem Schlosse zu Cintra, wo man ihren Wappenschild noch heutigen Tages mit einem schwarzen Schleier bedeckt sieht, wie das Portrait Faliero's im Dogenpallaste zu Venedig. Endlich ließ Pombal auf einem der öffentlichen Plätze von Lissabon einen Pranger errichten, an welchen er das besondere Vorrecht knüpfte, einzig und allein für den hohen Adel bestimmt zu sein. Später, am Ende seiner ministeriellen Laufbahn vermählte er auf gewaltsame Weise eine Tavora, eine Enkelin der Donna Eleonora, mit seinem Sohne, den Grafen von Oyeiras. Eine zahlreiche Nachkommenschaft ist aus diesem tragischen Ehebunde entsprossen. Das Blut des Verfolgers und der Opfer fließt heutzutage friedlich vermischt in denselben Adern.

Die Gründe, welche er hatte, über die Fidalgos erbost zu sein, waren für Pombal, trotz seines Hasses, trotz der Beleidigungen, die sie ihm angethan, nur ein Mittel gewesen. Er war über die Jesuiten noch ergrimmter, als über die Aristokratie; diesen aber war schwerer beizukommen. Ueber ihre genauen Beziehungen zu den Verschwornen konnte kein Zweifel obwalten; sie waren die Rathgeber und die Freunde derselben gewesen; sie hatten an den Unzufriedenheitsausbrüchen, an dem Gemurre und selbst an der Opposition der Fidalgos einen gewissen Antheil genommen; konnten sie aber einer Mitwirkung bei dem Komplott zur Ermordung des Königs überführt werden? Pombal besann sich nicht lange, sie in Anklagestand zu versetzen. An demselben Tage, wo er die Tavora verhaften ließ, wurden die Häuser der Jesuiten von Truppen umzingelt, die Patres darin consignirt, ihre Häupter ins Gefängniß geworfen, und drei von ihnen, Mattos, Alexander und Malagrida, förmlich als Begünstiger der Verschwörung in Untersuchung gezogen. Pombal erfüllte Europa mit seinen Manifesten. Man las sie mit Gierde. Die Katastrophe, und zumal das Ereigniß, durch welches sie herbeigeführt wurde, heftete die Aufmerksamkeit aller Kabinette auf sich. Dieses königsmörderische Attentat war unmittelbar auf das des Damiens gefolgt. Ein geheimer, obgleich dunkler Instinkt ließ die Fürsten ahnen, daß ein Sturm nicht ferne war. Man konnte glauben, die öffentliche Meinung würde in Frankreich mehr als irgendwo anders geneigt sein, die

Anklagen des portugiesischen Ministers günstig aufzunehmen. Die Encyclopädisten hätten seine eifrigen und getreuen Bundesgenossen sein sollen. Gleichwohl verhielt es sich nicht so. Die vom Hofe zu Lissabon ausgegangenen Urkunden erschienen ihrer Form nach lächerlich und ihrem Inhalte nach ungeschickt. Diese Hinschlachtung der Häupter des Adels erbitterte die oberen Klassen, die bis dahin von den Philosophen sorgsam geschont worden waren. So große Grausamkeit kontrastirte allzusehr mit den Sitten einer bereits mißvergnügten, aber noch sehr eleganten Gesellschaft. Man bemitleidete die Opfer und spottete des Henkers; man lachte über seine Appellation an die Ideen des Mittelalters, dieser Periode in der Geschichte, welche von der Mode damals eben so lebhaft getadelt wurde, wie sie von der Mode unserer Tage wieder zu Ehren gebracht worden ist. Dieses Ausstreichen der Titel aus den Registern, dieses Vertilgen der Wappenschilde, dieses Fluchverkündigen bei Trompetenschall erschien als ein sinnwidriges Opfer, das barbarischen Vorurtheilen dargebracht worden sei. Auch die despotischen Grundsätze, wovon es in den Manifesten *) wimmelte, wurden mit allgemeiner Mißbilligung aufgenommen. Was namentlich die französischen Philosophen empörte, war der Umstand, daß Pombal ihr Patronat nicht annahm und sichs nicht einfallen ließ, für ihren Jünger gelten zu wollen. Indem er die Gesellschaft verfolgte, klagte er die Jesuiten nicht deßhalb an, daß sie einem strafbaren Institute angehören, oder unsittliche und schlechte Grundsätze predigen: er machte ihnen blos den Vorwurf, sie seien den Lehren des heiligen Ignatius weniger getreu, als ihre Vorgänger, und er setzte sogar einen Ruhm darein, selbst in die dritte Klasse der Jesuiten eingetheilt zu sein und die Ordensregeln derselben gewissenhaft zu beobachten **). Wenn Pombal mit Rom gebrochen, wenn er die Jesuiten verjagt hatte, so war dieß also nicht im Namen der Philosophie geschehen. Die Beschwerden, die er in seinen Manifesten wider sie erhoben, beruhten nicht auf allgemeinen Ideen, sondern auf vereinzelten Thatsachen, die sich noch bestreiten ließen und schlecht dargestellt waren. Der portugiesische Minister hatte sich nicht nur nicht auf den Kern der Philosophen Frankreichs gestützt, sondern sich, wie es schien, sogar Mühe gegeben, jeden Verdacht einer Verbindung mit ihnen von sich abzuwälzen. Er hatte sich nicht einmal bis zu den Freiheiten der gallikanischen Kirche zu erheben gewagt, ein damals sehr leichter Muth, der ihm aber doch gefehlt, oder den er verschmäht hatte. Die Philosophie verzieh ihm solche Nachläßigkeiten nicht; noch weniger verzieh sie ihm, daß er sich an den Pabst gewendet, um ein Urtheil gegen Malagrida und seine Genossen auszuwirken.

---

*) Korrespondenz des Herzogs von Choiseul.

**) Staatspapiere und Manuscripte des Marquis von Pombal: Bibliothek des Vicomte von A. in Lissabon.

Voltaire beklagte sich mehr als einmal darüber, mit einiger Anständigkeit im Jahrhundert Ludwigs XV. und anderwärts in einer sehr unanständigen Weise *).

Pombal hatte den heiligen Stuhl um Rath gefragt; die Antwort blieb lange aus. Rezzonico regierte damals unter dem Namen: Clemens XIII. Er war so eben dem liebenswürdigen und einsichtsvollen Benedikt XIV. im Amte gefolgt. Den Jesuiten mit Leib und Seele ergeben, hatte Clemens nicht begriffen, daß der König von Portugal in dem vorliegenden Falle den alten Ansprüchen des Pabstthums eine letzte Huldigung dargebracht hatte. In Portugal hatte sich bis dahin das Tribunal des Nuntius das Recht erhalten, über die Geistlichkeit zu erkennen. Entschlossen, dieselbe einer von ihm selbst ernannten Kommission zu unterstellen, hatte Pombal doch für nöthig gehalten, wenigstens dem Namen nach um die Genehmigung des römischen Hofs einzukommen. Dieser hatte seine Anfrage ernstlich genommen und zögerte mit der Absendung eines Breves. Der ungeduldige Minister wartete es nicht ab, das Breve kreuzte sich mit dem Vertreibungsgesetze. Alle Bischöfe von Portugal erhielten von der Regierung Befehl, den Jesuiten den Unterricht der Jugend zu entziehen, ihnen auf der Universität Coimbra und überall sogleich Nachfolger zu geben. In einigen Tagen füllten sich die Fahrzeuge der königlichen und der Handels-Marine mit diesen Geistlichen, die man auf den Küsten Italiens absetzte. Dieselben Befehle wurden nach Brasilien, sowie in alle portugiesischen Kolonien abgesandt und alsbald vollzogen. Der Pabst ließ bei dieser Nachricht das Manifest Pombals auf öffentlichem Platze verbrennen. Statt aller Antwort zog der portugiesische Minister die Güter der Gesellschaft ein und schlug sie zu den Besitzungen der Krone **). Er that noch mehr: er beutete einen unklugen Schritt des Nuntius dazu aus, ihm seine Pässe zuzuschicken und den beim heiligen Stuhle beglaubigten portugiesischen Gesandten auf eine Art, die großes Aufsehen erregen mußte, von Rom abzuberufen.

Nachdem sie die Verwaltung Pombals im Anfange so ungünstig aufgenommen, mußten sich die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts jetzt doch wohl durch das Uebermaß seines Eifers anders stimmen lassen? Die Demüthigung Roms, die Vertreibung eines Nuntius, die Abschaffung der Jesuiten konnten ihnen doch wohl

---

*) Jahrhundert Ludwigs XV. 19. Band, S. 38, Ausgabe Delangle — Predigt des Rabbiners Akib. 43. Band, S. 231.

**) Hier eine Anekdote, deren Wahrheit wir verbürgen können. In der Eile der Abreise vertrauten die Jesuiten von Lissabon ihre Schätze einem ihrer Diener an; dieser bewahrte sie auf und stellte sie seinen Gebietern so getreulich wieder zu, daß sie ihm aus Erkenntlichkeit ein großes Vermögen schenkten. Von ihm stammt ein Staatsmann ab, der sich bei den letzten Wechselfällen Portugals bedeutend hervorgethan hat.

genügend erscheinen? Mußte nicht in allen, dem neuen Geiste unterworfenen Ländern, in England und besonders in Frankreich der portugiesische Minister der Götze der öffentlichen Meinung geworden sein? Mußten nicht Voltaire, Diderot, d'Alembert den erklärten Feind der Jesuiten und des Pabstes bis zum Himmel erheben? Sie thaten dieß weniger als je. Den Grund dafür wird man leicht begreifen. Pombal war der Vernichter der Jesuiten, aber der Beschützer der Inquisition. Des Patriarchen von Lissabon sicher, und des Nuntius entledigt, hatte er in dieser furchtbaren Körperschaft eine bequeme und schnelle Waffe, eine Art von Wohlfahrtsausschuß gefunden; auch sprach er von ihr nicht anders als mit Begeisterung. Er sagte eines Tages zu dem französischen Geschäftsträger: „Ich will Ihr Land mit der Inquisition versöhnen und der Welt die Nützlichkeit dieses Tribunals darthun, es wurde blos dazu unter der Autorität des allergläubigsten Königs eingesetzt, um gewisse Verrichtungen der Bischöfe zu erfüllen, Verrichtungen, die in den Händen einer vom Souverän gewählten Körperschaft weit sicherer sind, als in denen eines einzelnen Mannes, der sich selbst, oder auch andere täuschen kann." Um solche Grundsätze auf ein Beispiel zu stützen, fand es Pombal pikant, sie auf die Jesuiten anzuwenden. Er zog den Pater Malagrida aus dem Gefängniß, worin er vergessen schmachtete, und ließ ihn der Ketzerei anklagen von der Inquisition, die ihn dem weltlichen Arme überlieferte, d. h. dem Verdächtigen-Tribunale, einer seit der Verschwörung der Granden eingesetzten willkürlichen Kommission. Malagrida wurde sofort erdrosselt und in einem feierlichen Auto-da-Fé verbrannt. Voltaire tadelte diese heuchlerische Grausamkeit laut. Er bewies, daß bei diesem ganzen Handel der höchste Grad von Abgeschmacktheit sich mit dem höchsten Grade von Abscheulichkeit verschmolzen habe, und mit dem richtigen Takt, der ihn immer auszeichnete, wenn er sich nicht durch Leidenschaft irre führen ließ, erklärte er, es sei eben so feig als inconsequent, einen des Hochverraths angeklagten Mann wegen Ketzerei verurtheilen zu lassen *). Pombals Verfahren wurde also überall aufs schärfste getadelt und von Niemand gebilligt, selbst von denen nicht, welche die Jesuiten schuldig glaubten. Ermuthigt durch dieses Resultat trieben die Freunde der Gesellschaft ihre Anschuldigungen noch weiter. Sie behaupteten, die Verschwörung sei blos erdichtet gewesen, der Minister habe diese verbrecherischen Mittel nur gebraucht, um seine Herrschaft über einen kleinmüthigen Fürsten zu sichern. Sie gingen so weit, das Attentat, dessen Opfer der König beinahe geworden wäre, der Regierung selbst zuzuschreiben. Unsere Generation wird sich über dieses Partei-Manöver nicht wundern. Da man inzwischen dazumal sich in der Frechheit noch nicht bis zu dem Grade vervollkommnet hatte, um die Gefahr eines von

*) Jahrhundert Ludwigs XV. 25. Bd. S. 433.

Mördern angefallenen Königs frischweg abzuläugnen, so zweifelte Niemand daran, daß Joseph verwundet worden sei. Wollte man das Gegentheil annehmen, so hätte entweder Pombal mit einer an Wahnsinn grenzenden Dreistigkeit das Wagestück auf sich nehmen müssen, den König, seine einzige Stütze, zu tödten, oder müßte die Wunde blos erdichtet sein, und dann wäre die Mitschuld Josephs nothwendig, aber unerklärlich. Er selbst hat die Erinnerung an diesen Mordversuch durch das Modell seines von Kugeln durchlöcherten Armes, das er als Weihgeschenk in eine Kirche von Lissabon stiftete, zu verewigen gesucht. An ein Einverständniß von Seiten des Königs kann man nicht im Ernste glauben. Nichtsdestoweniger fand diese Meinung Anklang unter den Vertheidigern der Gesellschaft Jesu, und in Portugal sind noch viele Spuren von ihr vorhanden. Man kann die Finsterniß, welche Pombal allzu dicht gemacht hatte, und wofür die Verantwortlichkeit billig auf seinem Gedächtnisse lastet, nicht gänzlich zerstreuen. So viel scheint gewiß, daß das Leben des Königs von einigen der Angeklagten bedroht war; aber ob sie sich alle in die Verschwörung eingelassen haben, darüber ist ein Zweifel wohl erlaubt. Bemerken wir indeß, daß bei der Pallast-Revolution, in Folge deren das Andenken der Opfer wieder zu Ehren gebracht wurde, die von der triumphirenden Partei gegen Pombal hervorgerufene Reaktion die Anklagen, welche sie gegen ihn richtete, auf keinen Beweis stützen konnte. Die Geschichte hat also tausend Gründe, an die Gesetzlichkeit des Urtheils zu glauben; allein sie kann es weder geradezu bestätigen, noch seine Formen gutheißen. Namentlich muß sie die Wahl der Mittel verwerfen. Wenn Pombal gerecht gewesen ist, so hat seine Grausamkeit seinem Ruhme schlechte Dienste geleistet.

In der wahrhaft erstaunlichen Menge von Schriften, welche in diesem Augenblick von den Jesuiten oder ihren Vertheidigern verbreitet werden, sieht man den Herzog von Choiseul beständig neben den Marquis von Pombal gestellt. Man stellt sie als Männer dar, die sich von Anfang an zur Vernichtung der Gesellschaft verbündet haben. Man spricht es dem Abbé Georgel und so vielen andern Pamphletisten nach, Choiseul habe von jeher die Jesuiten gehaßt. Seinen Aufhetzungen wird ihr Sturz zugeschrieben; diesen materiellen Irrthum hat man mit gewagten Anekdoten beweisen wollen, und will es noch alle Tage thun. Die Jesuiten selbst haben das Ihrige dazu beigetragen. Sie haben eine Verbindung zwischen diesen beiden Ministern erdichtet, und ihnen die Verantwortlichkeit für die Aufhebung des Ordens gemeinschaftlich zugeschoben. Wenn man diesen Parteischriftstellern glauben wollte, so hätten Pombal und Choiseul sich in die Rollen getheilt: der erste hätte anfangen, der zweite hernach auftreten müssen. Nichts ist unwahrer; die diplomatischen Korrespondenzen, die vertraulichsten Briefe des Herzogs von Choiseul sind alle von uns durchgemustert worden. In einer geheimen Denkschrift an Ludwig XV.

selbst erinnert der Herzog den König daran, daß er in dieser großen Maßregel nicht die Initiative ergriffen habe: „Ew. Majestät", sagte er zu ihm, „weiß es wohl... was man auch darüber gesagt hat, daß ich auf die Vertreibung der Jesuiten ausgegangen sei, so habe ich doch weder in der Nähe, noch in der Ferne, weder öffentlich, noch privatim einen Schritt zu diesem Behufe gethan." *) Diese beiden Staatsmänner waren nicht verbündet, sie hatten sich nicht verständigt und konnten sich überhaupt nicht verstehen. Zwischen dem schwerfälligen, rachsüchtigen Portugiesen und dem geistreichen, vielgewandten, anmuthbegabten Minister Ludwigs XV. war kein Anknüpfungspunkt möglich. Niemals hatte Choiseul das Verfahren Pombals gutgeheißen; er hat immer nur mit Kälte, oft sogar mit Verachtung von ihm gesprochen. Seine Härte erschien ihm plump, sein kraftvolles Auftreten am falschen Platze angelegt, seine Kühnheit impertinent. Er machte sich oft mit dem Fürsten Kaunitz über ihn lustig: „Dieser liebe Mann", sagten sie zu einander, „muß immer einen Jesuiten hoch zu Roß auf der Nase sitzen haben." Als Minister, als Günstling, und noch mehr als vornehmer Herr verschmähte der Herzog jede Vergleichung mit dem emporgekommenen Marquis. Alles an Pombal widerte Choiseul an: er fand ihn ungerecht, grausam und, was noch schlimmer ist, geschmacklos.

Gleichwohl näherten sie sich einen Augenblick. Choiseul hatte den Familienvertrag beschlossen und hoffte Portugal wegen des capetingischen Ursprungs des Hauses Braganza dafür zu gewinnen. Ueberdieß führte sie ein gemeinsamer Haß zusammen. Frankreich stand damals im Krieg mit den Engländern, gegen welche der Marquis von Pombal einen heimlichen, aber sehr bittern Groll hegte. Sein Benehmen gegen England war verwundersam gewesen. Eine oder zwei sehr kühne diplomatische Urkunden haben ihm den Ruf eines Patrioten und Feindes der Engländer verschafft und bis auf den heutigen Tag gesichert. Die Partei, welche sich an den Ideen dieses Ministers begeistert (und diese Partei besteht in Portugal noch immer) preist seine Unabhängigkeit, die jedoch blos eine scheinbare war. Mit dem Munde widersetzte sich Pombal den Engländern, thatsächlich war er ihnen aber immer unterthänig. Während er laut die Freiheit Portugals verkündete, veranlaßte er in der Stadt Porto einen Aufruhr durch die Einführung der Gesellschaft, welche den Engländern das Weinmonopol überlieferte. In der politischen Welt von Lissabon ist es sogar traditionell, daß diese Aufschneidereien des Marquis zuweilen mit dem Kabinet von London verabredet gewesen seien, um seine Gefälligkeiten zu verschleiern **) Gleichwohl war eine wirkliche Erkaltung zwischen England und Por-

*) Staatspapiere und Manuscripte des Herzogs von Choiseul.

**) Der Marquis von Pombal, der mit den Whigs und hauptsächlich mit Herrn Pitt (Lord Chatam) in enger Verbindung gestanden, fand weit weniger Sympathie bei der

tugal eingetreten; die Engländer hatten, wer sollte es glauben? die Vertreibung der Jesuiten ungünstig aufgenommen: der Handel hatte dadurch gelitten, so sehr waren die Interessen des Ordens dabei betheiligt gewesen. In den überseeischen Besitzungen Portugals brachen jetzt Unruhen aus, welche Pombal in offiziellen Urkunden, deren Aechtheit wir verbürgen können, dem brittischen Einflusse zuschreibt *).

Die Einigkeit zwischen den Kabinetten von Paris und Lissabon konnte nicht von langer Dauer sein. In den Beziehungen Portugals zu England sind Beschwerden und Gehorsam gleich unvermeidlich. Choiseul bemühte sich, Portugal in den Familienvertrag hereinzuziehen, allein darin scheiterte er. Die Gesandten von Spanien und von Frankreich reichten im Namen ihrer Höfe gleichzeitig Noten ein, um den König von Portugal zu veranlassen, daß er sich zu ihren Gunsten erklären und England seine Häfen verschließen solle; sie drohten, ihn im Weigerungsfalle als Feind zu behandeln und verlangten in der kürzest möglichen Frist eine Antwort. Der Ton ihrer Forderung zeigte, daß sie weniger auf seine Beistimmung, als auf seine Weigerung gefaßt waren. Pombal antwortete edel und gemäßigt: er nahm die Neutralität Portugals in Anspruch. Während er einem schon gefaßten Beschlusse Vernunftgründe entgegenstellte, zogen die spanischen Truppen über die Grenze mit der Erklärung, sie kommen nicht, um die Portugiesen anzugreifen, sondern um sie von dem brittischen Joche zu befreien. Bei dieser Nachricht gab sich Pombal einer jener Regungen des Stolzes hin, die am Staatsmanne gefallen, weil sie beweisen, daß der Kopf nicht immer das Herz ausschließt. Von allem entblößt, ohne alle Vertheidigungsmittel, unversehens überfallen, wartete er das Manifest Spaniens nicht ab, sondern erklärte zuerst den Krieg. Trotz eines mehr scheinbaren als wirklichen Zwiespaltes konnte die Unterstützung Englands ihm nicht fehlen, und er forderte sie. So standen auf der einen Seite Frankreich und Spanien, auf der andern Portugal und Großbrittanien. Die Vertheidigungsmaßregeln wurden besser ergriffen, als die für den Einfall. Pombal entwickelte eine große Thätigkeit und hob den kriegerischen Geist wieder, zu dessen Dämpfung er selbst beigetragen hatte.

Torypartei, die kurz nach der Thronbesteigung Georgs III. von Lord Bute im Ministerium vertreten wurde.

*) Eine Spur von dieser seltsamen Anschuldigung findet sich in den Briefen der Madame Dudeffand. Lady Rochford, die Gemahlin des englischen Gesandten, stand im Rufe, daß sie mit den Jesuiten und mit dem Herzog von Lavauguyon, ihrem Beschützer, intriguire. (Brief vom 13. Februar 1769.) — Behauptungen derselben Art haben wir in den kaiserlichen Archiven von Rio-Janeiro, so wie in dem Briefwechsel des Marquis von Pombal mit den Vicekönigen von Brasilien getroffen, und besitzen Abschriften davon.

Dieser von der französisch-spanischen Armee schlecht begonnene Krieg war nur von ziemlich kurzer Dauer, und Portugal, das seit einigen Jahren Europa beschäftigt hatte, sank in sein gewohntes Stillschweigen zurück. Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich wieder anderswohin *).

2.

Auf die Nachricht vom Sturze der Jesuiten in einem fernen Lande, waren ihre Feinde allenthalben wach geworden. In Frankreich staunte man über die Nachgiebigkeit, womit der Orden sich dem über ihn ergangenen Urtheilsspruche unterworfen hatte. Der Mangel an Widerstand machte die Feindschaft kühner. Bis dahin war der Ruf der Gewandtheit, in welchem die ehrwürdigen Väter gestanden, in Frankreich ihr mächtigstes Schutzmittel gewesen: Niemand hatte die Bresche gegen sie eröffnen wollen; aber als man sie ohne Kampf sich ergeben sah, als der Bruch eines kleinen Hofes mit dem heiligen Stuhl um ihretwillen mit großem Geräusch angekündigt wurde, ohne irgendwo Unruhen herbeizuführen, ohne auch nur eine bedeutende Aufregung veranlaßt zu haben, da trat der im menschlichen Leben so häufige Fall ein, daß die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs die Zahl der Gegner verdoppelte. Es bedurfte nur einer Gelegenheit, und was gleichfalls zu den weniger seltenen Erscheinungen im Weltgange gehört, die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Der Untergang der Jesuiten in Frankreich wurde unvermeidlich. Eine Hofintrigue hatte ihn vorbereitet, ein öffentlicher Skandal vollendete ihn.

Es ist sehr wahr, daß Frau von Pompadour, nachdem sie eine Unterhandlung mit den Jesuiten versucht, sich nicht mit ihnen verständigen konnte, und ihr Verderben beschloß. Hier ist das Zeugniß der Maitresse zu kostbar, es ist in zu interessanten Ausdrücken abgefaßt, es schildert die Epoche, in welcher es gegeben wurde, zu gut, als daß nicht eine einfache Abschrift desselben unendlichen Vorzug vor allen Kommentaren verdiente. Man muß Frau von Pompadour hören. Es sind dieß Unterweisungen, welche sie selbst einem nach Rom gesandten geheimen Agenten gibt.

„Im Anfang des Jahrs 1752, als ich mich (aus Gründen, worüber jede Rechenschaft unnöthig ist) entschlossen hatte, für den König nur noch die Gefühle der Erkenntlichkeit und reinsten Anhänglichkeit zu bewahren, erklärte ich dieß Sr. Majestät mit der Bitte, die Doktoren der Sorbonne um Rath fragen zu lassen und an Ihren Beichtvater zu schreiben, daß auch er seine Amtsbrüder um Rath frage,

*) Manuscripte von Hr. Em. Grafen von Saint-Priest, Gesandten und Minister Ludwigs XV. und Ludwigs XVI.

um Mittel zu finden, mich bei Ihrer Person (da der König dieß wünschte) zu lassen, ohne dem Verdacht einer Schwachheit ausgesetzt zu sein, welche ich nicht mehr hatte. Der König, der meinen Charakter kannte, sah ein, daß von meiner Seite keine Aenderung des Entschlusses zu hoffen war, und erklärte sich bereit, meinen Wunsch zu erfüllen. Er ließ Doktoren um Rath fragen und schrieb an den Pater Perusseau, welcher eine gänzliche Trennung von ihm verlangte. Der König antwortete ihm, er befinde sich keineswegs in dem Fall, darein zu willigen; nicht um seinetwillen wünsche er eine Anordnung, welche dem Publikum keinen Grund zum Verdacht lasse, sondern zu meiner eigenen Befriedigung; ich sei zum Glück seines Lebens, zum guten Gang seiner Angelegenheiten nothwendig; ich sei die einzige, die ihm die Wahrheit zu sagen wage, die den Königen so nützlich sei u. s. w. Der gute Pater hoffte in diesem Augenblick den König seinem Einflusse unterwerfen zu können und wiederholte immer das Nämliche. Die Doktoren ertheilten Antworten, auf welche hin ein Vergleich möglich gewesen wäre, wenn die Jesuiten eingewilligt hätten. Ich sprach in dieser Zeit mit Personen, die es mit dem König und der Religion wohl meinten, und versicherte sie, wenn der Pater Perusseau den König nicht durch Sakramente feßle, so werde dieser sich einer Lebensart hingeben, woran jedermann Aergerniß nehmen würde. Ich überzeugte Niemanden und man sah in kurzer Zeit, daß ich mich nicht getäuscht hatte. So blieb denn bis zum Jahr 1755 Alles *scheinbar* auf dem alten Fuße. Nun aber führten mich lange Betrachtungen über die Leiden, die mich selbst im größten Glücke verfolgt hatten, die Gewißheit, durch weltliche Güter niemals glücklich zu werden, da mir keines gefehlt hatte und ich doch nicht zur innern Zufriedenheit hatte gelangen können, die Trennung von denjenigen Dingen, die mir am meisten Freude machten, alles das führte mich zu dem Glauben, daß das Glück einzig und allein auf Gott beruhe. Ich wandte mich an den Pater von Sacy, als an den von dieser Wahrheit am meisten durchdrungenen Mann; ich zeigte ihm meine Seele ganz nackt; er prüfte mich heimlich vom Monat September an bis Ende Januars 1756. In dieser Zeit machte er mir den Vorschlag, an meinen Mann einen Brief zu schreiben, wovon ich den von ihm selbst verfaßten Entwurf noch besitze. Mein Mann weigerte sich, mich jemals wieder zu sehen. Der Pater veranlaßte mich, aus Rücksichten des Anstandes um eine Stelle bei der Königin nachzusuchen; er ließ die Treppen, die in meine Wohnung führten, verändern, und der König kommt jetzt nur noch durch das allgemeine Zimmer zu mir. Er schrieb mir Lebensregeln vor, die ich gewissenhaft einhielt; diese Aenderung machte großen Lärm bei Hof und in der Stadt; Intriguanten aller Art mischten sich in die Sache; der Pater von Sacy wurde von ihnen in die Mitte genommen und erklärte, er würde mir die Sakramente verweigern, so lange ich bei Hofe wäre. Ich stellte ihm alle die Verbindlichkeiten vor, die er mir auferlegt,

die Verschiedenheit der Anschauungsweise, wozu die Intrigue ihn verleitet habe u. s. w. Er sagte mir am Schluß: „man habe sich, als der Herr Graf von Toulouse zur Welt gekommen sei, über den Beichtvater des verstorbenen Königs gar zu lustig gemacht, und er wolle nicht, daß ihm dasselbe begegne.“ Auf einen solchen Grund hatte ich nichts zu antworten, und nachdem ich alles erschöpft, wodurch ich ihn bei meinem innigen Wunsche, meine Pflichten zu erfüllen, am sichersten überreden zu können hoffte, daß er nur die Stimme der Religion, nicht aber die der Intrigue hören möchte, sah ich ihn nicht mehr. Der verwünschte 5. Januar 1757 kam und hatte dieselben Intriguen in seinem Gefolge, wie im vorhergehenden Jahre. Der König that sein Möglichstes, um den Pater Desmarets zur Wahrheit der Religion zu führen: da dieser dieselben Beweggründe hatte, wie sein Amtsbruder, so fiel seine Antwort auch nicht anders aus, und der König, welcher lebhaft wünschte, seine Pflichten als Christ zu erfüllen, sah sich der Gelegenheit dazu beraubt und verfiel bald wieder in seine früheren Verirrungen, aus denen man ihn gewiß gezogen haben würde, wenn man aufrichtig zu Werke gegangen wäre.

„Trotz der äußersten Geduld, die ich achtzehn Monate lang mit dem Pater Sacy gehabt, blutete mir das Herz über meine Lage; ich sprach mit einem redlichen Manne, zu welchem ich Vertrauen hatte, darüber: er wurde gerührt und suchte nach Mitteln, ihr ein Ende zu machen. Ein eben so gelehrter als einsichtsvoller Abbé aus seiner näheren Bekanntschaft setzte meine Lage einem Manne auseinander, der gleich ihm im Stande war, sie zu beurtheilen; sie waren beide der Ansicht, daß mein Benehmen die Strafe nicht verdiene, die man mich erdulden lasse. Demgemäß hat mein Beichtvater nach einer neuen, ziemlich langen Prüfungszeit diese Ungerechtigkeit eingestellt, indem er mir Zutritt zu den Sakramenten gestattet, und, obgleich mich das Geheimniß, welches beobachtet werden muß (um meinem Beichtvater Unannehmlichkeiten zu ersparen), verdrießt, so ist dieß doch ein großer Trost für meine Seele.

„Die Unterhandlung, von der die Rede ist, betrifft also nicht mich selbst, aber sie interessirt mich lebhaft wegen des Königs, für welchen ich alle die Anhänglichkeit habe, die meine Pflicht erheischt; ich meinerseits habe keine unangenehmen Bedingungen zu fürchten; die, daß ich zu meinem Manne zurückkehren soll, kann nicht mehr in Vorschlag gebracht werden, da er sich dessen für immer geweigert hat, und folglich mein Gewissen hierüber vollkommen ruhig ist; alle andern aber werden mir nicht schmerzlich fallen; es handelt sich nur noch um diejenigen, die man dem Könige vorschlagen wird, und gewandten Leuten, die es mit Sr. Majestät wohlmeinen, kommt es zu, für die geeigneten Mittel zu sorgen.

„Der König, der von den Wahrheiten und Pflichten der Religion durchdrungen ist, wünscht alle in seiner Gewalt stehenden Mittel aufzubieten, um seinen

Gehorsam gegen die von der Kirche vorgeschriebenen religiösen Verordnungen zu beurkunden, und hauptsächlich wünscht Se. Majestät all die Hindernisse zu beseitigen, welche Ihrer Zulassung zu den Sakramenten in den Weg gelegt werden. Der König ist verdrießlich über die Schwierigkeiten, die ihm sein Beichtvater in dieser Beziehung entgegengehalten hat, und er ist überzeugt, daß der Pabst und alle diejenigen, die Se. Majestät in Rom um Rath fragen will, sobald sie den Sachbestand erfahren, durch ihren Rath und ihre Autorität die Hindernisse beseitigen werden, die es dem König unmöglich machen, eine ihm selbst heilige und für die Völker erbauliche Pflicht zu erfüllen.

„Es ist nothwendig, dem Pabst und dem Kardinal Spinelli den wahren Verlauf dieser Angelegenheit vorzustellen, damit sie denselben wissen und den Schwierigkeiten abhelfen können, welche sowohl die Sache an sich selbst, als namentlich auch die dadurch in Thätigkeit gesetzten Intriguen mit sich bringen."

Hier ändert die Marquise den Styl, ohne den Leser davon zu benachrichtigen, und spricht in der dritten Person, wie Cäsar.

„Der König hat in seinem Herzen Freundschaft und Vertrauen zu der Frau Marquise von Pompadour, welche die Annehmlichkeit und Ruhe seines Lebens ausmacht; diese Gefühle Sr. Majestät sind denjenigen, die von der Leidenschaft aufgeregt werden, gänzlich fremd; man kann mit der reinsten Wahrheit versichern, daß seit vier Jahren und noch länger im Verkehr des Königs mit der Frau von Pompadour nichts vorkömmt, was als Leidenschaft betrachtet werden könnte, und folglich nichts, was der strengsten sittlichen Ordnung zuwider wäre.

„Vor einigen Jahren, als die Verhältnisse zwischen dem König und der Frau von Pompadour sich bereits so gestaltet hatten, wie so eben geschildert worden ist, und beide fest entschlossen waren, es hiebei bewenden zu lassen, schrieb der König seinem Beichtvater, welcher damals der Pater Perusseau war, er wünsche der Sakramente theilhaftig zu werden; dieser Beichtvater antwortete ihm, er könne den Wünschen des Königs nicht willfahren, wenn er nicht anders Frau von Pompadour entferne, welche — so behauptete der Beichtvater — Anlaß zu Aergernissen gebe. Der König antwortete dem Beichtvater: Frau von Pompadour sei weder durch ihr Benehmen noch durch ihren Willen eine Veranlassung zur Sünde für ihn, und deßhalb wolle er das Glück seines Lebens und seines Vertrauens nicht opfern, wie auch Frau von Pompadour wirklich kein wahrer Grund zur Sünde für ihn war; der Beichtvater bestand darauf und der König wurde der Sakramente nicht theilhaftig. In diesem Zustande befindet sich das Gewissen des Königs; seit dieser Zeit ist der Pater Desmarets statt des Paters Perusseau Beichtvater geworden; beschränkter als sein Vorgänger und gleichfalls von Personen umgeben, welche, da sie Frau von Pompadour vom Hofe zu entfernen

wünschen, ihn einen Schimpf darin erblicken lassen, wenn er dem König die Absolution ertheile, befolgt er dieselben Grundsätze*)."

So schrieb Frau von Pompadour. Sie gelobte sich, ihre Maßregeln darnach zu nehmen, und hielt getreulich Wort. Vielleicht wird man sagen, die Jesuiten haben sich bei dieser Gelegenheit ins Verderben gestürzt, weil sie sich selbst nicht gleich geblieben seien. Wir werden gerechter sein: diese vorübergehende Ungewandtheit macht ihnen Ehre. Bei einer andern noch entscheidenderen Veranlassung waren sie weniger glücklich. Erinnern wir nur mit kurzen Worten an einen allzubekannten Handel. Der Pater Lavalette, ein kühner Spekulant, der jene Art von Geist besaß, die sein Jahrhundert verdammte, das unsrige aber über alles stellt, befand sich an der Spitze eines dem Orden angehörigen Etablissements auf der Insel Martinique. Er benützte seine Stellung dazu, Geschäfte zu machen, und gründete eine Bank. Eifersüchtige Freunde, vielleicht sogar Ordensbrüder, hemmten seine Operationen. Seine Wechsel wurden sowohl in Frankreich, als auf Martinique protestirt. Ein Haus von Lyon und Marseille erklärte sich zahlungsunfähig, schob die Schuld an seinem Sturze auf den jesuitischen Handelsmann und klagte die ganze Gesellschaft als solidarisch verbindlich für eines ihrer Mitglieder an. Hier verläugnet die Gesellschaft abermals ihren alten Ruf der Gewandtheit, aber auf eine weniger edle Art, als bei der Frau von Pompadour. Statt zu bezahlen, statt den ganzen Orden beisteuern zu lassen, gibt der General den Pater Lavalette und das Haus auf Martinique preis. Ueberdieß beging er einen sehr bedeutenden Fehler; indem er die Aburtheilung des Prozesses der großen Kammer des Parlaments von Paris zuweisen ließ. Die Jesuiten, sagen ihre Schriftsteller, ließen sich durch treulose Rathschläge verleiten. Dieß ist möglich, aber warum darauf hören? Was hilft diese so gerühmte Gewandtheit, wenn sie nicht vor Schlingen bewahrt? Dem sei, wie ihm wolle, wenn eine Schlinge gelegt wurde, so fielen sie hinein. Dieser Prozeß machte ungeheuren Lärm. Die Jesuiten wurden für die Schuld des Paters Lavalette solidarisch verbindlich erklärt und verurtheilt, an das Marseiller Haus eine Million fünfmalhundert zweitausend zweihundert sechs und sechzig Franken zu bezahlen und überdieß sämmtliche Kosten zu bestreiten; ihre Güter wurden mit Beschlag belegt, um nöthigenfalls zur Vervollständigung ihrer Zahlung verkauft zu werden. Dieser materielle Verlust, der durch ein wenig Entschlossenheit und Takt leicht hätte gedeckt werden können, war nichts gegen den moralischen Schlag, welchen die Gesellschaft in der gleichen Zeit erhielt. Im Verlaufe des Prozesses wurde sie aufgefordert, ihre Statuten vorzuzeigen, diese Statuten, die bis dahin aufs Sorgfältigste den profanen Blicken entzogen geblieben waren. Von nun an verschwanden alle kleinen Fragen:

---

*) Manuscripte des Herzogs von Choiseul.

die Maitressen, die Bankerotte, Frau von Pompadour, der Pater Lavalette, das Defizit der Banquiers (die niemals bezahlt wurden), alle Ereignisse dieses Handels traten in den Hintergrund vor dem eigentlichen Wesen der Gesellschaft selbst. In Frankreich läßt sich eine große Sache nicht leicht im Kreise der Persönlichkeiten erhalten. Eine bloße Privatangelegenheit sinkt schnell in Vergessenheit; sobald sie aber einen öffentlichen Charakter annimmt, knüpft sie sich an die allgemeinen Ideen, welche, man mag machen, was man will, allein im Stande sind, unsere Leidenschaft anzuregen. In Folge einer Eigenthümlichkeit des französischen Charakters, von der er sich sicherlich durch nichts abbringen lassen wird, verschwindet die zufällige Frage immer vor der Prinzipienfrage; auf die Prinzipien wird hier zu Lande am Ende jede Debatte hinausgeführt, während man anderwärts beinahe immer in die individuellen Erörterungen zurückversinkt. Man hat dieß in Portugal gesehen: die praktische Anwendung war lebhaft und drängend gewesen; die ursprünglichen Absichten waren beschränkt und armselig; alles war in den engen Kreis einiger Namen und einiger theilweisen Handlungen verschlossen geblieben. In Frankreich verhielt es sich nicht also. Die Beschwerden dieser oder jener Maitresse, der Ehrgeiz dieses oder jenes Ministers beschäftigten die öffentliche Meinung nicht stark; aber man ging auf den Ursprung des Streites zurück. Diese so vergessenen dogmatischen Erörterungen erhielten wieder die ganze Kraft des gegenwärtigen Interesses, den ganzen Reiz der Neuheit. Ueberall wollte man diese geheimnißvollen Verfassungen sehen, wollte sie mit Händen greifen. Die Frauen, die jungen Leute waren so eifrig darauf erpicht wie die ergrauten Juristen. Pascal wurde der Heilige des Augenblicks und La Chalotais war der Held. Sein Rechenschaftsbericht, dessen Ruhm ihm die Jesuiten vergebens haben rauben wollen, die des Generaladvokaten Joly de Fleury und des Generalprokurators Ripert de Montclar, der Bericht Laverdys, das Requisitorium des Abbé Chauvelin waren neben Tanzaï und den Bijoux indiscrets auf allen Toilettentischen zu finden. In den Foyers der Theater vergaß man das Stück des Abends über der Geschichte des Morgens. Tartüffe verschwand vor Escobar. In den großen Hotels der Cité und der Insel St. Louis, den erblichen Wohnungen der Familien der Magistratur, wie in den düstern Hinterhausläden, wo Geschlechter von Krämern seit Jahrhunderten sich drängten, war die Debatte ernsthafter und aufrichtiger, aber nicht minder leidenschaftlich und heftig geworden. Alle Geschlechter, alle Alter, alle Stände rissen sich um die Schriften, welche massenweise aus der Officin der Blancs-Manteaux hervorgingen; man sprach von nichts, als von Probabilismus, von Gewissenscapitulationen, von laxen Grundsätzen, von geistigen Vorbehalten. Kurz, man sprach damals so viel davon, daß wir heute gar nichts darüber sagen werden.

Ihrerseits fanden die Philosophen, daß man gar zu großes Aufheben von der

Sache machte. Der Triumph der Jansenisten veranlaßte sie, sich auf die Seite der Jesuiten zu neigen. Sie sagten, dieselben seien mit Recht bestraft für das, was sie ihre Unverschämtheit nannten; sie lächelten über diesen Sturz, in welchen die Großen und Reichen gewilligt, mit denen diese Patres stets zu Tische gesessen; es machte ihnen große Freude, sie als Mönche fallen zu sehen, aber als Jesuiten fingen sie an sie zu beklagen. Die Jansenisten wurden zu mächtig. Eitler und verspäteter Widerstand! Der Anstoß war gegeben. Voltaire selbst hätte die Bewegung nicht aufhalten können, wenn er, was noch ungewiß ist, es hätte thun wollen. Blieb indeß noch ein ernstlicheres Hinderniß zu überwinden, und zwar der Widerstand des Königs. In Ludwig XV. fand sich eine seltsame Mischung von verschiedenen Eindrücken und widerstreitenden Gewohnheiten. Er war in der Hochachtung gegen die Jesuiten erzogen worden, aber diese Hochachtung war nicht ohne Beimischung von Furcht. Die alten Beschuldigungen wegen Königsmords hatten auf sein ängstliches Gemüth keinen unbedeutenden Einfluß gemacht. Nach dem Beispiele aller seiner Vorgänger von Heinrich IV. an erblickte er in der Beibehaltung eines jesuitischen Beichtvaters um seine Person nicht blos etwas moralisch Wohlanständiges, sondern auch eine materielle Bürgschaft; mit einem Wort, es schien ihm gewagt und sogar gefährlich, mit den ehrwürdigen Vätern sich zu überwerfen. Ueberdieß war er von ihrer Tüchtigkeit zum Unterrichte überzeugt; allein dieser Grund des allgemeinen Nutzens hatte für das eigensüchtige Gemüth eines solchen Fürsten wenig Bedeutung; die Sorge für seine Sicherheit nahm ihn weit mehr in Anspruch. Auf dem Throne geboren, von seinem fünften Jahre an Gegenstand knechtischer Schmeichelei, unter dem allgemeinen Jubel des Volks dem Tode entrissen, mit dem Titel: der Vielgeliebte, beehrt, hatte Ludwig XV. einen ungeheuern Werth auf sein eigenes Leben gesetzt; er war überdieß der Enkel Ludwigs XIV., und war es nicht umsonst: wie sein Großvater, nur nicht mit derselben Seelenstärke, glaubte er sich aus besserem Stoffe gebildet, als die übrigen Menschenkinder. Das war die Erziehung von Versailles. Ludwig XV. glaubte ganz ungeheuchelt und treuherzig, die Könige können durch Ergebenheit gegen die Religion und deren Diener ihre Schwachheiten genugsam sühnen und sichern sich dadurch eine Sphäre, von welcher die große Masse der Sünder ausgeschlossen bleibe. „Sie werden verdammt werden," sagte er eines Tages zu Choiseul. Der Herzog wollte dieß nicht gelten lassen und nahm sich die Freiheit, Sr. Majestät zu bemerken, daß man nach einem so strengen Urtheilsspruche auch für Sie selbst zittern könne, denn da Sie so hoch über den übrigen Menschen stehe, so müsse Ihr jedes Aergerniß und jedes böse Beispiel stärker angerechnet werden, als Ihren Unterthanen. „Unsere Verhältnisse sind ganz verschieden," erwiderte der König, „ich bin der Gesalbte des Herrn." Um seinen Gedanken noch deutlicher zu erklären, gab er dem Herzog zu verstehen, Gott werde seine ewige Verdammniß nicht zulassen, wenn er als König die

katholische Religion aufrecht erhalte. Choiseul, welcher in seiner Deutung der königlichen Worte noch weiter, vielleicht auch etwas zu weit geht, behauptet, Ludwig XV. habe geglaubt, unter dieser Bedingung könne er mit dem besten Gewissen allen seinen Schwachheiten den Zügel schießen lassen. „Der König," fügt er hinzu, „war in seiner Religion unterrichtet, wie eine Klostermagd von Sainte-Marie. Man konnte ihn nicht ohne Widerwillen darüber sprechen hören, und was unglaublich ist, was ich blos deßwegen glaube, weil er es mir gesagt hat, er hat sich zu seiner Verbindung mit dem Hause Oestreich nur in der ganz schlecht verdauten Absicht entschlossen, den Protestantismus zu vernichten, zuvor aber den König von Preußen zu zermalmen*)."

Der Widerstand Ludwigs XV. wäre unüberwindlich gewesen, wenn nicht die Leichtfertigkeit seines Charakters über die Vorurtheile seiner Erziehung den Sieg davon getragen hätte. Frau von Pompadour und, dieser Maitresse zu gefallen, der Herzog von Choiseul gönnten dem König keine Ruhe; sie stellten ihm vor, wie die Parlamente und das Volk gegen die Jesuiten erbittert seien, und ließen ihn eine neue Fronde fürchten. Zwischen zwei Extremitäten gestellt, entschloß sich der König zu derjenigen, die man ihm als die weniger gefährliche schilderte. Choiseul gestattete ihm keine andere Wahl, als entweder die Jesuiten zu vertreiben, oder die Parlamente zu entlassen. Ludwig XV. war auf diesen Staatsstreich noch nicht vorbereitet. Die Unterdrückung des Ordens schien ihm leichter. Man sagte ihm, die christliche Religion habe fünfzehn Jahrhunderte lang ohne die Jesuiten bestanden und werde auch ferner ohne sie bestehen können. Ueberdieß wurden ihm die königsmörderischen Grundsätze einiger Kasuisten vor die Augen gelegt. Mehr ermüdet als überzeugt, und ohnehin mehr nach Ruhe als nach Aufklärung begierig, ergab sich Ludwig XV.; gleichwohl willigte er mit einer Mäßigung, die ihm Ehre macht, nicht in die unmittelbare Aufhebung des Ordens, sondern ließ nach Rom schreiben, um eine Reform auszuwirken, diese aber auf der Stelle, ohne vieles Bedenken, ohne Ausflüchte, mit umgehendem Courier. Choiseul setzte selbst das Programm dazu auf und schickte es an den heiligen Stuhl. Durch das Organ des Kardinals von Rochechouart that er dem Pabste zu wissen, daß einundfünfzig Bischöfe Frankreichs sich nicht in einer regelmäßigen und authentischen Versammlung, sondern in einer Privatkonferenz bei dem Kardinal von Luynes, einem unter ihnen, zusammengefunden haben, um nicht der gallikanischen Kirche einen Beschluß mitzutheilen, sondern ein Gutachten an den König abzugeben; daß daselbst beinahe einstimmig (es fehlten nur sechs Stimmen) und nach einer gründlichen Prüfung des Ordens beschlossen worden sei, die unbeschränkte Gewalt des in Rom residirenden Generals vertrage sich nicht mit den Ge-

*) Manuscript des Herzogs von Choiseul.

setzen des Königreichs; um allen gebührenden Rücksichten genug zu thun, müsse der General einen Vikar ernennen, welcher in Frankreich zu residiren habe, eine Sache, die ohnehin den Statuten gemäß sei, indem dieselben den General zur Ernennung eines Stellvertreters in dringenden Fällen ermächtigen. Die innere Verwaltung der Gesellschaft würde durch diese Maßregel nicht geändert; im Gegentheil, wenn der General selbst zufällig in Frankreich residiren wolle, so werde er seine ganze Gewalt über den Orden ausüben können, und die Machtvollkommenheit des Vikars bleibe dann eingestellt. Auf diese Art würden sich die Beibehaltung der Gesellschaft und die Vollziehung der Gesetze des Königreichs vereinigen lassen, namentlich des Edikts von Heinrich IV. aus dem Jahre 1601, worin eine Clausel förmlich festsetze, daß ein mit Vollmachten versehener Jesuit immer als Pfand und Bürge für die Gesellschaft in der Nähe des Königs zu wohnen habe*).

Dieser Vergleich wäre zu jeder Zeit sehr anständig gewesen, unter den gegenwärtigen Umständen war er mehr, als man hoffen konnte. Man weiß, wie er von den Jesuiten aufgenommen wurde: sint ut sunt, aut non sint, „sie seien, wie sie sind, oder sie seien nicht mehr.“ Ihre Schriftsteller läugnen heutzutage diese Antwort. In der Unmöglichkeit, sich wesentlich zu verändern, obschon sie verschiedene Formen annehmen können, liegt zugleich die Kraft und die Schwachheit dieser Gesellschaft; dieß bringt sie oft ihrem letzten Stündlein nahe, aber eben dieß verhindert auch ihren wirklichen Tod. Kurz und gut, trotz der Anstrengungen einer mächtigen Partei, an deren Spitze der Herr Dauphin und die Damen der königlichen Familie standen, verjagte Ludwig XV. die Gesellschaft Jesu (1764) aus Frankreich.

3.

Zwei Jahre später kam die Reihe an Spanien. Hier umhüllt ein undurchdringliches Dunkel noch immer die Ursachen der Maßregel. Nie hat ein geringfügigerer Grund ein entscheidenderes Ergebniß herbeigeführt. Schon der Name, welchen die Geschichte dem Ereignisse gibt, beweist die Gehaltlosigkeit seiner Ursachen: man nennt es nämlich die Hut-Emeute. In Madrid trug man damals große Hüte mit herunterhängenden Klappen, ähnlich demjenigen, welchen Beaumarchais seinem Basilio gibt. In dem Reformirungseifer, welcher sich zu dieser Zeit sowohl an unwichtigen wie an wichtigen Dingen ausließ, wollte Carl III. diese Hüte unterdrücken. Einen rechtlichen Grund dazu gaben ihm übrigens die zahlreichen Mißbräuche, die aus der genannten Kopfbedeckung, verbunden mit dem Gebrauche großer Mäntel, hervorgingen. Der Minister Squillace wollte die capas und die chambergos verbieten;

*) Depesche des Herzogs von Choiseul an den Kardinal von Rochechouart vom 16. Januar 1762.

allein dieser Minister war ein Neapolitaner: die Spanier wollten nicht gehorchen, sondern empörten sich. Squillace wurde in seinem Hause belagert und dieses von tausend Armen eingerissen; der Minister selbst rettete sich nur durch die Flucht. Vergebens zogen die wallonischen Garden gegen das Volk aus, vergebens hielt der König selbst vom Balkon herab eine Rede an die Aufrührer: weder die bewaffnete Macht noch die königliche Majestät vermochten den Tumult zu beschwichtigen; nur den Jesuiten gelang es mit solcher Leichtigkeit, daß man sie beschuldigte, den Aufstand angestiftet zu haben. Der König glaubte es und vergaß es nicht.

Die Unruhen hatten mehrere Tage gewährt. Die Gesandten waren damals mit solchen Episoden aus dem spanischen Volksleben noch nicht gehörig vertraut. Der Marquis von Ossuna, welcher den Hof von Versailles in Madrid vertrat, bot in ritterlichem Eifer dem Könige von Spanien französische Unterstützung an. Man verläugnete ihn nicht, diese Mode war noch nicht im Schwunge; aber Carl III., der ein kastilianisches Herz besaß, gab eine ablehnende Antwort, welche dem Könige von Frankreich angenehm war. Ludwig XV. war über die Unruhen in Madrid gewaltig erschrocken; er wollte die unbedeutendsten Einzelnheiten dieses Ereignisses wissen und forschte darnach mit der Aengstlichkeit einer schwachen Seele und dem Vorausblicke eines guten Kopfes. Damals war eine Empörung noch eine Art Ereigniß, und die Nachricht von einem Auflauf in einem benachbarten Lande vermochte selbst den apathischsten Fürsten aus seinem Schlummer zu wecken. Ueberdieß fühlte sich Ludwig XV. trotz seiner Sorglosigkeit tief verletzt durch eine so freche Nichtachtung der königlichen Majestät. Welch ein Bild! Ein Fürst von seinem Geblüte war aufgefordert worden, vor dem niedrigsten Pöbelhaufen zu erscheinen! Da indeß Ludwigs Trägheit über seinen Unwillen den Sieg davon tragen mußte, so gab er als letztes Resultat seinem Gesandten auf, dem Cabinet von Aranjuez keinen Antrag zu machen, und erklärte, er verlasse sich blindlings auf die hohe Einsicht seines königlichen Vetters.

Hätte der Herzog von Choiseul seinen eigenen Eingebungen folgen dürfen, so würde er weniger Geduld gezeigt haben. Er gab ein strenges Urtheil ab über die Schwachheit Carls III. und die Unfähigkeit des Ministers Grimaldi; noch mehr aber verdroß es ihn, daß Don Ricardo Wall und der Herzog von Alba, Feinde Frankreichs, möglicherweise ans Staatsruder zurückkehren konnten. Er war voll Unwillen über die Unthätigkeit Carls*). Das Andenken an diesen Aufstand verwischte sich indeß schnell. In der That wurde er vom 27. März 1766 an bis zum 2. April 1767, weil er gänzlich ungestraft blieb, vergessen, und kein Mensch dachte mehr weder an die

---

*) Ossuna an Choiseul (27. März 1766). — Offizielle Antwort Choiseuls an Ossuna (20. Mai). — Privatschreiben Choiseuls an Ossuna.

Ursachen, noch an die Folgen der genannten Bewegung, als im Augenblick, wo Spanien und Europa es am wenigsten erwarteten, ein königliches Dekret erschien, kraft dessen das Institut der Jesuiten auf der Halbinsel aufgehoben und sie selbst aus der spanischen Monarchie verjagt wurden.

Man denke sich das Staunen Europas bei dieser Nachricht; nichts hatte die Gemüther darauf vorbereitet: keine Drohungen, keine Vorläufer des Sturmes; im Gegentheil waren den Jesuiten Lobeserhebungen und Achtungsbezeugungen in gedoppeltem Maße zu Theil geworden. Die gerngläubige Gesellschaft hatte sich durch diese schmeichlerischen Töne in Schlaf lullen lassen: geächtet von Frankreich rühmte sie sich der Freundschaft des allerkatholischsten Königs, und in demselben Augenblicke, wo sie am lautesten damit prahlte, erhob sich der Arm, der sie zu stützen schien, zu ihrer Zermalmung. Wie hätte sie den Schlag pariren sollen, wie sollte sie namentlich ein so demüthigendes Verwerfungsurtheil erklären? Bis dahin war die Selbstliebe der Jesuiten nicht angefochten worden. Den Angriffen der Philosophen-Minister, der jansenistischen Parlamente ausgesetzt, machten die Väter nach ihrem beständigen Gebrauche ihre eigenen Niederlagen zu Niederlagen der Religion. Die Grundsätze ihrer Verfolger umgaben ihren Sturz mit einem Heiligenschein. Aber welchen Grund dießmal anführen? Aranda, der Präsident des Ministerraths, Moninno, Roda, Campomanes, seine ihm untergeordneten Collegen, sind sicherlich vom Gifte der neuen Lehre angesteckt; aber, wenn man an ihnen auch leicht einige schwache Züge der Pombal und Choiseul erblicken kann, welche Aehnlichkeit hat denn der König Don Carlos mit einem Joseph von Braganza, mit einem Ludwig aus dem Hause Bourbon? ist er auch, wie diese beiden, in schlafsüchtige Faulheit versunken, durch Wollüste entnervt? Nein, er ist thätig, tugendhaft, sogar keusch; er ist seinen Ministern nicht unterthänig, er prüft alles mit dem Auge des Herrn und Meisters, er vereinigt bei der Ausübung der Gewalt einen richtigen Blick und eine glühende Seele; überdieß ist seine Frömmigkeit eben so eifrig, als aufrichtig. Nie war ein Fürst katholischer in der strengsten Bedeutung des Wortes; Wunder aus der neuesten Zeit hatten für seine Vernunft nichts Anstößiges. Weit entfernt, in Feindseligkeit mit dem römischen Hofe zu treten, dessen geistliche Gunstbezeugungen zu verschmähen, wünscht er dieselben, bewirbt sich angelegentlich darum. Die Heiligsprechung irgend eines Mönchs steht immer auf der ersten Linie in den Instruktionen, die er seinen Gesandten beim heiligen Stuhle ertheilt. Alle diese dem Publikum wohlbekannten Thatsachen setzten die Jesuiten und ihre Anhänger in große Verlegenheit, sie wußten nicht, wie sie sich anstellen sollten, um das Verfahren des Königs von Spanien zu erklären, um scheinbare Gründe für dieses Brandmal aufzufinden, das ein sittlichguter, wohldenkender und durch hohe Frömmigkeit ausgezeichneter Fürst ihrer Gesellschaft aufgedrückt hatte. Ihre ersten Anschuldigungen waren gegen

die Dominikaner gerichtet, einen rivalisirenden Orden, welchem der Pater Osma, Beichtvater des Königs, angehörte*). Obgleich zwischen den verschiedenen Mönchsorden eine große Erbitterung obwaltete, so war diese Erklärung dennoch nicht genügend, und es mußte eine wahrscheinlichere aufgefunden werden. Der Name Choiseul bot sich wie von selbst zu diesem Behufe dar: der Herzog allein hatte alles veranstaltet; seine Ränke hatten den Pöbel von Madrid aufgewiegelt, um die Vertreibung der Jesuiten herbeizuführen. Dieser Minister wollte, nach der jesuitischen Wendung, der schwankenden Frömmigkeit Carls III. den letzten Schlag versetzen, und hatte sich eine Fälschung mit einem Privatsiegel erlaubt. Ein Brief, welchen, wie man sagt, Choiseul dem Pater Ricci zuschrieb, und worin die Handschrift dieses Ordensgenerals vollkommen nachgeahmt war, bezeichnete den König von Spanien als einen Bastard Alberoni's, und den Infanten Don Luis**) als den rechtmäßigen Souverän. Diese Anschuldigung ist durchaus ungereimt; es ist eben so unmöglich, daß Choiseul den Brief unterschoben, als daß der General des Ordens ihn geschrieben hat. Keiner von beiden war verrückt; sie wußten beide, daß ein solches Manöver nirgends gläubige Ohren finden würde. Ehrgeiz war die einzige Leidenschaft der Elisabeth Farnese, Mutter des Königs; der Galanterie hat man sie niemals angeklagt. Beim gänzlichen Mangel an einem mathematischen Beweise hat sich die Geschichte an moralische Schlußfolgerungen zu halten. Hier muß ihre Jury entscheiden zwischen den ehrwürdigen Vätern und dem Könige von Spanien, zwischen einer so ehrgeizigen Gesellschaft und einem Fürsten, der zwar beschränkten Geistes war, dessen wohlmeinende Gesinnung und Aufrichtigkeit aber von Niemanden angezweifelt werden konnte. Wir haben die Behauptungen der Gesellschaft gesehen, auch das Zeugniß Carls III. fehlt uns nicht; wir finden es in einer Unterhaltung des Königs mit dem französischen Gesandten. Carl III. schwur dem Marquis von Ossuna bei seiner Ehre, daß er niemals persönlichen Unmuth gegen die Jesuiten gehegt, und vor der letzten Verschwörung sogar alle Warnungen, die ihm zu wiederholten Malen zu Ungunsten derselben zugekommen seien, zurückgewiesen habe. So oft auch treue Diener ihn aufmerksam gemacht hatten, daß diese Mönche seit 1759 unaufhörlich seine Regierung, seinen Charakter und sogar seinen Glauben verunglimpften: er antwortete seinen Ministern, sie seien ganz gewiß in Vorurtheilen befangen, oder schlecht unterrichtet. Aber der Aufstand von 1766 hatte dem Könige die Augen geöffnet. Carl war überzeugt, daß die Jesuiten ihn angestiftet hatten; er hatte Be-

---

*) Coxe und Muriel, Spanien unter den Königen des Hauses Bourbon. 5. Band.

**) Der Abbé Georgel, ein Exjesuit und leidenschaftlicher Feind des Herrn von Choiseul, stützt sich im ersten Band auf die geheimen Depeschen eines Gesandten; den er sich nicht einmal die Mühe gibt zu nennen.

weise dafür; mehrere Mitglieder der Gesellschaft waren verhaftet worden, während sie Geld unter den Volkshaufen austheilten; nachdem sie die Bürgerschaft durch verläumderische Einflüsterungen gegen die Regierung aufgewiegelt, hatten die Jesuiten nur noch eines Zeichens geharrt. Die erste Gelegenheit hatte ihnen genügend erschienen; sie hatten sich mit den geringfügigsten Vorwänden zufrieden gegeben: hier mit der Form eines Hutes oder eines Mantels, dort mit den Verschleuderungen eines Intendanten, den Schelmstücken eines Corregidors. Das Unternehmen scheiterte, weil der Tumult am Palmsonntag ausgebrochen war. Am grünen Donnerstag während der Betfahrten sollte Carl III. am Fuße des Kreuzes überfallen und umzingelt werden. Die Rebellen wollten ohne Zweifel sein Leben nicht bedrohen und gedachten ihm durch diese Gewaltthat blos Bedingungen aufzuerlegen. Dieß sind im Wesentlichen die Gründe, die der König von Spanien dem Marquis von Ossuna auseinandersetzte. Der Monarch betheuerte zum zweitenmale die Wahrheit seiner Worte. Er berief sich auf das Zeugniß aller rechtschaffenen und unbescholtenen Beamten in seinen Staaten; er versicherte sogar, wenn er sich je einen Vorwurf zu machen habe, so sei es der, daß er diese gefährliche Körperschaft zu sehr geschont. Denn, fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, ich habe zu viel von ihr erfahren müssen*).

Die Untersuchung gegen die Jesuiten währte ein Jahr, und wurde in tiefer Stille eingeleitet: nie ist ein Geheimniß besser bewahrt worden. Es ist dieß ein Meisterstück der spanischen Verschwiegenheit. Choiseul selbst wurde erst einen Augenblick vor der Eröffnung des Edikts davon in Kenntniß gesetzt. Der Graf von Aranda fürchtete seine Leichtfertigkeit, seine Geschwätzigkeit bei den Höflingen und den Weibern**). Um sein Werk desto besser zu sichern, verabsäumte er keine Vorsichtsmaßregel und bemühte sich vor Allem, den römischen Hof einzuschläfern. Der König und der Minister weihten in das Geheimniß Niemand ein, außer Don Manuel von Roda, Mitglied des Ministerrathes, einen gewandten Juristen und vormaligen Agenten Spaniens in Rom. Mit Moninno und Campomanes, zwei sehr einflußreichen Beamten, conferirte Aranda auf eine höchst eigenthümliche und beinahe

---

*) Depeschen des Marquis von Ossuna an den Herzog von Choiseul.

**) Der Abbé Georgel versichert Bd. I. S. 120, Carl III. habe dem Herzog von Choiseul keine vertraulichen Mittheilungen gemacht: dieß ist nur zur Hälfte richtig, enthält indeß genug Wahres, um die Anklage zu vernichten, von der wir bereits gesprochen haben. Dem Abbé zufolge war es der Herzog von Choiseul, der den Aufstand von Madrid anstiftete, um die Vertreibung der Jesuiten zu veranlassen. Coxe, im vierten Band seiner Geschichte der spanischen Bourbonen, stellt dieselbe Thatsache auf, führt aber andere Gründe dafür an. Nichts ist unwahrer. Es findet sich keine Spur davon in der Privat- und diplomatischen Correspondenz des Herrn von Choiseul mit dem Herrn von Ossuna, seinem Freunde, seinem Verbündeten und einem der blindesten Vollstrecker seiner Politik.

romanhafte Art; sie mußten sich, jeder einzeln, ohne von einander zu wissen, an einem abgelegenen Orte in einer Art von Gemäuer einfinden. Hier arbeiteten sie allein und verkehrten sofort nur mit dem ersten Minister. Der Graf empfing ihre Ausfertigungen, schrieb sie eigenhändig ab oder beauftragte damit junge Pagen, Kinder, denen man nicht mißtrauen konnte*). Nie sind die Ordonnanzen, die Memoiren, die sich auf die Jesuiten bezogen, durch die Bureaux seines Ministeriums gegangen. Er selbst brachte die verschiedenen Ausarbeitungen dem Könige und nahm dazu weder Moninno noch Campomanes mit; er hielt ihre Eigenliebe in Schranken mit der einfachen Erklärung, daß er selbst Alles leiten wolle, und dieß nicht mehr als billig sei, indem er seinen Kopf dabei eingesetzt habe.

Beharrlich, unbeugsam, voll Vertrauen auf seine Willenkraft und seinen Muth schritt Aranda geradewegs auf das Ziel zu. Auf seine Vorstellungen hin fragte Carl III. den Pabst nicht um Rath und kündete ihm die Vertreibung der Jesuiten als ein völlig ausgemachtes Faktum an. Er gebrauchte hiezu weder eine außerordentliche Gesandtschaft, noch sonst ungewöhnliche Schritte. Ein einfacher Courier überbrachte Clemens XIII. ein eigenhändiges Schreiben, und in demselben Augenblicke unterdrückte eine auf Befehl des Königs veröffentlichte Verordnung die Gesellschaft in der ganzen spanischen Monarchie. Der gedachten Verordnung zufolge kann ein Exjesuit unter keinem Vorwande nach Spanien zurückkehren; jeder Verkehr mit diesem Lande ist ihm bei den strengsten Strafen untersagt. Den kirchlichen Behörden kommt ein ausdrückliches Verbot zu, irgend eine Anspielung auf das genannte Ereigniß zu gestatten; die Spanier aller Klassen werden verpflichtet, das unverbrüchlichste Stillschweigen über diesen Gegenstand zu beobachten. Jeder Wortstreit, jede Deklamation über die neue Verordnung, jeder Tadel und sogar jede Vertheidigung derselben soll als Majestätsverbrechen betrachtet werden, weil es den Privatpersonen nicht zusteht, die Willensmeinungen des Souveräns zu beurtheilen und zu deuten.

Die Befehle des Hofs wurden alsbald vollzogen. Am 2. April 1767, am gleichen Tage, zur gleichen Stunde eröffneten in Spanien, in Nord- und Südafrika, in Asien, in Amerika, auf allen Inseln der Monarchie die Generalgouverneure der Provinzen, die Alkaden der Städte dreifach versiegelte Pakete. Der Inhalt derselben war für alle gleich: bei den strengsten Strafen, man sagt sogar bei Todesstrafe, wurde ihnen aufgegeben, sich unverzüglich mit bewaffneter Macht nach den Häusern der Jesuiten zu verfügen, sich ihrer Personen zu bemächtigen, sie aus ihren Klöstern zu verjagen und binnen vierundzwanzig Stunden gefangen in den zum

---

*) Georgel, Bd. I. S. 117. — Erinnerungen und Zeichnungen des Herzogs von Levis, S. 168, Artikel: Aranda.

Voraus bezeichneten Häfen abzuliefern. Die Gefangenen mußten sich augenblicklich einschiffen, ihre Papiere unter Siegel zurücklassen und durften nichts mitnehmen, als ein Brevier, eine Börse und Kleidungsstücke.

Beim ersten Lärm von dieser Maßregel konnte die Regierung einen Volksauflauf fürchten; aber das spanische Phlegma behauptete seine Herrschaft wieder; das Volk blieb gleichgültiger Zuschauer, die zahlreichen Anhänger, welche die Jesuiten unter dem hohen Adel hatten, fügten sich den Befehlen des Königs, verschlossen ihr Mißvergnügen in ihre Paläste und setzten ihre ganze Hoffnung auf die Festigkeit des römischen Hofes. Clemens XIII., ein kränklicher alter Mann, vergoß Ströme von Thränen. Der Kardinal Torrigiani, der ihn beherrschte, war gleichfalls im Innersten beleidigt, ließ aber den Pabst weinen und beschloß zu handeln. Torrigiani vermochte alles über Clemens XIII., stand aber selbst unter einem sehr harten Joche. Als Staatssekretär war er immer nur der Bevollmächtigte der Jesuiten. Von Krankheiten niedergebeugt, wollte er schon lange das Ministerium aufgeben, allein der Pater Ricci, General des Ordens, hielt ihn despotisch am Fuße des Thrones zurück. Er legte Torrigiani die Pflicht auf, für die Gesellschaft zu sterben; der Kardinal gehorchte. Die Geschmeidigkeit, welche man den Jesuiten so oft vorgeworfen hat, war ihrem dermaligen Oberhaupte fremd. Ueberdieß lag ihnen sehr viel daran, als Opfer grausamer Verfolgungen zu erscheinen. Für sie gab es kein Mittelding zwischen der Rolle der Souveräne und der Rolle der Märtyrer: ein mittelmäßiges Unglück hätte sie blos herabgewürdigt. Ricci beschloß, die Einzelnen dem Gemeinwesen zu opfern. Schon die portugiesischen und die französischen Auswanderer hatte er nur mit Kälte und Verachtung aufgenommen; er erblickte in der Verbannung, in der Achterklärung einen wirklichen Schimpf für eine Gesellschaft, welche ihren Ruhm großentheils auf ein beständiges Glück gegründet hatte. Der Sturz der Jesuiten in Spanien, diesem Lande, welches so viele Mönchsorden mütterlich nährte, schien ihm noch demüthigender. Carl III. schickte sie in die Häfen des römischen Staates; Ricci beschloß, sie aus denselben zu verstoßen. Folgsam seinen Eingebungen oder vielmehr seinen Befehlen, ließ Torrigiani dem spanischen Ministerium sagen, der Pabst werde die Jesuiten nicht aufnehmen. Carl machte sich nichts aus dieser Anzeige und befahl, sie in Gutem oder mit Gewalt ans Land zu setzen.

Man muß gestehen, die Verhaftung der Jesuiten und ihre Einschiffung wurden mit einer Hast vorgenommen, die vielleicht nothwendig, aber barbarisch war. Beinahe sechstausend Priester von allen Altern, allen Lebensverhältnissen, Männer von ausgezeichneter Geburt, bedeutende Gelehrte, gebrechliche Greise wurden, ohne mit dem Allernothwendigsten versehen zu sein, in eine Bucht verwiesen und ohne bestimmten Zweck, ohne genau angegebene Richtung aufs Meer geworfen. Nach mehrtägiger Fahrt gelangten sie vor Civita-Vecchia an. Man erwartete sie allda:

sie wurden mit Kanonenschüssen empfangen. Wüthend gegen ihren General fuhren die Jesuiten wieder ab; sie warfen ihm seine Härte vor, und gaben ihm alle ihre Leiden schuld. Der spanische Befehlshaber hätte den schwachen Verboten des Pabstes Trotz bieten und seine Passagiere mit Gewalt ans Land setzen können, allein er unterließ dieß und segelte gegen Livorno und Genua. Hier harrte der Unglücklichen eine neue Aufnahmsverweigerung. Die Diplomatie leitete Unterhandlungen ein, welche scheiterten. Was thun? Es blieb noch die Insel Korsika übrig. Die Franzosen hatten sie damals inne. Der König von Spanien bat Choiseul, den Flüchtigen dieses Asyl zu eröffnen. Marbeuf, der französische Befehlshaber, widersetzte sich diesem Ansinnen, weil die Insel von allen Mitteln entblöst war; sie hatte nirgends Städte und beinahe keine Dörfer, überall nur unfruchtbare Felsen und Räuberhöhlen. Die Truppen selbst bezogen ihre Unterhaltungsmittel vom Auslande her. Es war pure Höflichkeit von Paoli, daß er den Verbannten einige magere Kühe oder einige Ziegen schickte. Der Mangel war so groß, daß die Unterhaltung von dreitausend Mann Frankreich außer dem Sold jährlich eine Million kostete. Marbeuf konnte eine neue Bevölkerung von zweitausend fünfhundert Jesuiten unmöglich zulassen; er weigerte sich daher und Choiseul unterstützte ihn. Carl III. wurde ärgerlich darüber. Endlich aber ließ Choiseul sich durch die Bitten des Königs von Spanien, den er um einiger Mönche willen nicht unzufrieden machen wollte, bestimmen, ihre Landung auf Korsika zu befehlen *). Auf diese Art fanden denn die spanischen Jesuiten, nachdem sie sechs Monate lang ohne Unterstützung, ohne Hoffnung auf dem Meere herumgeirrt, von Erschöpfung niedergedrückt, von Krankheiten dezimirt, von ihrem eigenen Orden ausgestoßen waren, in Kasematten eine elende Zufluchtsstätte und ein Loos, das nicht viel besser war, als ihr bisheriger Jammer.

Müde dieser Mönchskämpfe, verwundert, entrüstet über ihre Bedeutsamkeit, wollte Choiseul ihnen um jeden Preis ein Ende machen. Nachdem seine ersten Anstrengungen, um eine Reform in der Gesellschaft einzuführen, verschmäht worden waren, hatten die Folgen, die er verhindern gewollt, allzusehr um sich gegriffen, und lenkten ihn von wichtigeren Beschäftigungen ab. Er beschloß daher, den Knoten, den er nicht zu lösen vermocht, zu zerhauen: er benützte den Zornesanfall des Königs von Spanien dazu, ihm eine kecke, aber entscheidende Verfahrungsweise vorzuschlagen, und veranlaßte ihn, vom heiligen Stuhl, in Gemeinschaft mit Frankreich und Neapel, die gänzliche und allgemeine Abschaffung, die vollständige Unterdrückung der Gesellschaft Jesu zu verlangen. Diese große Maßregel schlug er

---

*) Vertraulicher Brief Choiseuls an Grimaldi, datirt aus Saint-Hubert vom 24. Juni 1767.

ohne Zorn und ohne Haß, einfach aus Ungeduld und Verdrossenheit vor. Man kann dieß aus einem einzigen Beispiel beurtheilen. Der französische Gesandte arbeitete auf die Entlassung des Kardinals Staatssekretairs hin. Er schrieb darüber an den Herzog von Choiseul, dessen offizielle Antwort also lautet: „Sie sind verlegen, mein Herr, über die Wahl eines Staatssekretairs, wenn der Kardinal Torrigiani nicht mehr da sein sollte, und ich, ich habe einen Einfaltspinsel von Nuntius, den Sie mir schickten, und der sicherlich in Frankreich niemals zu etwas gut sein kann, herzlich satt; werfen wir unsere beiden Verlegenheiten zusammen und arbeiten Sie in aller Stille darauf los, daß der Nuntius Staatssekretair wird: er wird sicherlich eben so viel und ebenso wenig taugen als ein anderer; und ich habe ihn dann hier nicht mehr auf dem Halse liegen.“ *) Gewiß dieß ist nicht die Sprache eines fanatischen Verfolgers. Also nicht aus tiefer Ueberzeugung, welche die Jesuiten ihm zu seiner Ehre erdichten, veranlaßte Choiseul den König von Spanien, die Unterdrückung des Ordens zu verlangen, sondern er ließ sich hiezu durch neue, dringende Vorstellungen von Seiten des Parlaments in Paris bestimmen, dessen Interessen er zu den seinigen gemacht hatte. Was haben wir davon, sagten diese Beamte, daß wir die Jesuiten aus Frankreich verjagt haben, wenn sie nicht auf ewig verschwinden? Ihre Rückkehr unter uns bleibt immer noch möglich. Wessen bedarf es dazu? Eines Regierungs- oder eines Ministerwechsels, vielleicht noch geringfügigerer Umstände, der Laune einer Maitresse, eines Anfalls von Frömmigkeit bei einem Könige, der alt zu werden anfängt. Hat nicht Ludwig XIV. hierin ein Beispiel gegeben? Und dann, was hat man nicht von der Rückkehr schwer beleidigter und triumphirender Priester zu fürchten? So dachte das Parlament; Choiseul ließ aus lauter Gleichgültigkeit es gewähren. Mit seiner natürlichen Leichtfertigkeit meinte er den Jesuiten damit einen Dienst zu erweisen, wenn er die gänzliche Abschaffung der Gesellschaft verlange. Er verfolgte sie aus Mitleid und betrieb ihren Untergang aus Menschlichkeit. Mit Mißfallen sah er die Behandlung, welche mächtige Könige waffenlosen Greisen widerfahren ließen. Ihre Irrfahrten auf dem Meere, ihre Noth in Corsika betrübten ihn aufrichtig. Nach seiner Ansicht war die vorgeschlagene Maßregel im Interesse der Jesuiten selbst. Unbelästigt von Vorurtheilen, geschützt vor dem Hasse der Regierungen würden sie im Innern ihrer Familien wieder Frieden finden; sie würden ohne Furcht, unterthan den Gesetzen ihres Vaterlandes dahin leben, und müßten es für ein großes Glück halten, in das gewöhnliche Leben zurücktreten zu dürfen **).

Carl III. und der Herzog von Choiseul gingen auf dasselbe Resultat aus, nur

---

*) Choiseul an Aubeterre; Versailles, Dezember 1768.

**) Choiseul an Ossuna; Marly 11. Mai 1767.

gab ihnen die Verschiedenheit ihrer Charaktere auch sehr verschiedene Mittel in die Hand. Es war ein auffallender Kontrast zwischen diesem sorglosen Minister, der eine religiöse Gesellschaft dem Geiste der Zeit opferte, und diesem König, einem erklärten guten Katholiken, der sie mit der ganzen Parteilichkeit, dem ganzen Eifer, dem ganzen Ernste eines Dominikaners verfolgte. Man mußte darauf gefaßt sein, daß der Vorschlag des Herzogs in Madrid mit Begierde aufgenommen wurde. Gegen die Erwartung des Ministers wollte Carl III. von der Unterdrückung des Ordens nichts wissen. Sein Gewissen ließ ihm die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien als eine einfache polizeiliche Maßregel erscheinen, die gänzliche Abschaffung der Gesellschaft aber als ein Brandopfer, das der Voltaire'schen Philosophie dargebracht wurde. Der aus Versailles kommende Vorschlag wurde daher im Escurial sehr kalt aufgenommen. Noch größer war die Verwunderung, als Neapel, Venedig, sogar Portugal einen so weit umfassenden Plan und so bestimmten Entschluß viel zu gewagt fanden. Diese Kabinette wandten die Unmöglichkeit ein, unter der Regierung Clemens XIII. ein Secularisations-Breve auszuwirken: sie baten Choiseul, bis zum nächsten Conclave zu warten, allein diese Zögerungen alle reizten sein Ungestüm nur um so mehr. Der Herzog hatte diese Unterdrückung des Ordens einzig und allein vorgeschlagen, um nicht mehr von ihm sprechen zu hören. Er machte mit großem Nachdruck geltend, die ganze Existenz des Hauses Bourbon sei gefährdet, wenn man eine so mächtige und so schwer beleidigte Gesellschaft leben lasse. Man glaubt die gesteigerte Sprache des Hasses zu vernehmen; aber es war blos die Sprache der Ungeduld. Das bezeugen uns die vertraulichen Briefe des Herzogs von Choiseul. Noch einmal: er haßte die Jesuiten nicht, er war ihrer blos in hohem Grade überdrüssig.

Nichtsdestoweniger war der günstige Augenblick noch nicht gekommen; es bedurfte einer neuen Veranlassung, um diese große Angelegenheit zu entscheiden, und der römische Stuhl rief sie selbst hervor. Clemens XIII. provocirte einen Ausbruch, welchen Benedikt XIV. vorhergesehen, aber mit aller Sorgfalt vermieden hatte. Neapel und Parma waren dem Beispiele Spaniens gefolgt. Clemens XIII. wagte gegen Neapel nichts zu unternehmen, glaubte aber an dem Infanten von Parma, einem, was den Umfang seiner Staaten betraf, allerdings sehr kleinen, aber durch seine Verbindungen mächtigen Fürsten, Rache üben zu können. Der Pabst erblickte in einem Enkelsohn Frankreichs und einem Infanten von Spanien nur einen Farnese; er glaubte es blos mit einem vormaligen Lehen des heiligen Stuhles zu thun zu haben und vergriff sich an einem Filial der großen Bourbon'schen Monarchie. Die Absetzung des Herzogs von Parma wurde durch eine Bulle ververkündet. Weder Carl III. noch Ludwig XV. hatten eine solch auffallende Maßregel erwartet. Sie waren gleich erstaunt darüber; aber dieses Erstaunen äußerte

sich bei jedem nach seinem persönlichen Charakter. Sich selbst überlassen, würde Ludwig an dieser kirchlichen Streitsache gar keinen Theil genommen haben; sie war nicht genug für seine träge Unempfindlichkeit, aber zu viel für die Lebhaftigkeit Choiseuls. Entrüstet, außer sich, lief der Minister zu dem König; er stellte ihm alle Folgen des päbstlichen Unterfangens vor und zog in beredten Ausdrücken gegen dieses Wiedererwachen der Entwürfe eines Gregors VII. und Sixtus V. los. Ludwig XV. zeigte mehr Verdruß als Entrüstung. Von den Molinisten erzogen, fürchtete er Rom und wollte sich nicht mit ihm überwerfen; er war schwankend, unentschlossen, und seine Schwachheit schloß jedes andere Gefühl, als Hochmuth aus. Wir haben es gesehen: niemals glaubte ein Fürst fester als er, daß er aus dem Blute der Götter stamme. Choiseul faßte ihn an diesem Punkte; mit sicherer Hand schlug er diese Saite an. Er stellte ihm vor, wie ein Rezzonico, der Sohn eines venetianischen Kaufmanns, sich erfreche, den Enkelsohn des heiligen Ludwig zu beschimpfen. Die politischen Gründe waren bei einer solchen Schilderung von keiner Bedeutsamkeit; gleichwohl glaubte der Minister, sie nicht übersehen zu dürfen. Wenn der Pabst mit dem Infanten Streitsachen abzumachen habe, ob es dann nicht seine Pflicht sei, sich an den französischen Hof zu wenden? Nach einer solchen Beleidigung hätte Ludwig XV. den Kardinal kommen lassen, und der Priester hätte mitten in der Gallerie von Versailles um Verzeihung bitten müssen; sein Nachfolger wird sanftere, aber nicht minder wirksame Mittel anwenden. Er wird Clemens XIII. auffordern, sein Mahnungsschreiben zurückzunehmen, und wenn der Pabst nach achttägiger Frist eine abschlägige Antwort gibt, so werden die Gesandten der beiden Könige Rom verlassen, die päbstlichen Botschafter aber aus Versailles und Aranjuez verwiesen werden *). In diesem Tone ließ Choiseul die Nationalehre sprechen, das Parlament von Paris lieh ihm seine gewohnte Unterstützung und hob das neue Breve auf.

Carl III. war weder weniger eifrig noch weniger hastig. Beide hatten nichts Eiligeres zu thun, als Berathungen über die Sache einzuleiten. Ihre Courriere kreuzten sich unterwegs. Kaum hatte der König von Spanien die Nachrichten aus Parma erhalten, so erklärte er sich persönlich beleidigt. Er rief seinen außerordentlichen Staatsrath zusammen, der von hochangesehenen Laien und mehreren Bischöfen gebildet war. Wie der französische Minister, war er für die Abberufung der beim heiligen Stuhle beglaubigten Gesandten. Der Graf von Aranda widersetzte sich dieser Maßregel; er bewies, daß die Abreise der fremden Bevollmächtigten dem Pabst die Sache allzuleicht machen würde; ohnehin sei ihre Gegenwart unumgäng-

---

*) Briefe des Herzogs von Choiseul an die Herren von Ossuna und Grimaldi. — Briefe Grimaldis an den Grafen von Fuentes.

lich nothwendig für den Fall eines Conclaves; bis aber dieses Ereigniß eintrete, welches bei den Gesundheitsumständen und dem Alter des Pabstes demnächst zu erwarten sei, können sie allein die Zurücknahme des Monitoriums verlangen, und wenn der heilige Vater nicht darauf eingehen wolle, so sollen sie ihn mit Besetzung Avignons durch die französischen, Benevents und Castros durch die neapolitanischen Truppen bedrohen. Choiseul entschied sich für den Plan des spanischen Ministeriums *). In kirchlichen Angelegenheiten pflichtete er immer dem Könige von Spanien bei und sparte seinen Einfluß für Dinge auf, die ihm wichtiger erschienen. Er befahl dem Marquis von Aubeterre, seinem Gesandten in Rom, sich mit dem Erzbischof von Valencia, Azpuru, dem spanischen Geschäftsträger, und dem Kardinal Orsini, dem neapolitanischen Minister, zu verständigen. Nach Empfang ihrer Instruktionen verlangten alle drei eine schleunige Audienz bei dem Pabste. Dieser Zwischenfall war gefährlich für die Anhänger der Jesuiten; der alte Rezzonico konnte eine Schwachheit begehen, man mußte ihn vorbereiten, den Stoß auszuhalten. Torrigiani und die eifernden Kardinäle (Zelanti) ließen ihn bis zum entscheidenden Augenblick nicht mehr aus dem Gesichte. Sie zeigten ihm in einem siegreichen Widerstand die Märtyrerglorie, welche der fromme Clemens XIII. oft gewünscht hatte. Benedikt XIV., sagten sie zu ihm, habe die Tiara vor den Souveränen herabgewürdigt, ihn aber habe Gott ausersehen, sie wieder zu Ehren zu bringen. Solchen aufreizenden Einflüsterungen suchte man durch materielle Mittel noch mehr Kraft zu geben; Rezzonico fand in seinen Gemächern mehrere Kopien von Raphael'schen Fresken, den heiligen Leo darstellend, wie er Attila entgegenzieht. Mit einem Wort, die Jesuiten ließen es weder an Reden, noch an Bildern fehlen; sie diktirten dem bereits vom Alter niedergebeugten Pabste die leidenschaftlichsten Antworten. Clemens erinnerte sich ihrer Lektionen vollkommen bei den ersten Phrasen seiner Unterhaltung mit Aubeterre; er achtete es kaum der Mühe werth, einen Blick auf die Denkschrift zu werfen, die der Gesandte ihm überreichte, und er erklärte ihm, er wolle tausendmal lieber sterben, als seinen Beschluß zurücknehmen; wenn er die Legitimität der Rechte der Gesandten von Parma anerkennen würde, so beginge er einen großen Fehler gegen Gott; dieß widerstreite den Eingebungen seines Gewissens, worüber ihm allein ein Urtheil zustehe, und wovon er nur vor dem Tribunale Gottes Rechenschaft abzulegen habe. Aber diese Festigkeit konnte sich nicht lange behaupten. Als der alte Mann beim Weiterlesen an das Wort Repressalien kam, begann er am ganzen Leibe

---

*) Gutachten des außerordentlichen spanischen Staatsraths in Betreff des päbstlichen Breves gegen den Infanten Herzog von Parma, verfaßt von Moninno. Madrid 21. Februar 1768.

zu zittern, ein kalter Schweiß bedeckte seine Wangen und er rief unter lautem Schluchzen: „Der Statthalter Jesu Christi wird behandelt, wie der elendeste der Menschen; er hat freilich weder Armeen, noch Kanonen; man kann ihm leicht Alles nehmen, aber das steht außer der Gewalt der Menschen, ihn zu einer Handlung zu veranlassen, die gegen sein Gewissen wäre.“ Diese Protestation endete inmitten eines Stromes von Thränen.

Inzwischen theilte die Stadt die Sicherheit der päbstlichen Rathgeber nicht, sondern war vielmehr voll Angst über den Ausgang dieses Zusammenstoßes. Rom tadelte den heiligen Vater und machte ihm den Vorwurf, die Vermittlung der großen Mächte, ein ehrenhaftes Mittel, welches die Selbstliebe Clemens XIII. gerettet hätte, verschmäht zu haben. Die Besorgnisse der Römer erwiesen sich bald als wohlbegründet. Sie erfuhren, daß die Franzosen sich Avignons, die Neapolitaner Benevents und Pontecorvos bemächtigt hatten. Zufrieden mit dieser großen Züchtigung, ließen die drei Höfe an die Stelle ihrer ursprünglichen Lebhaftigkeit eine verachtungsvolle Kälte treten. Ihre Minister erklärten, sie wollen durchaus nichts mehr mit dem Kardinal Torrigiani zu schaffen haben, und verwehrten ihm sogar jeden weitern Verkehr mit seinen Nuntiis in Frankreich und Spanien *).

In diesem Augenblick häuften sich die Verlegenheiten des Pabstes. Die Republik Venedig, der Herzog von Modena, der Kurfürst von Baiern unterfingen sich gleichfalls, das Beispiel des Infanten von Parma nachzuahmen. Der Pabst, eines langen Kampfes müde, stellte sich, als wüßte er nichts um diesen neuen Unfall. Seine ganze Hoffnung beruhte jetzt auf dem Hause Oestreich; aber die gewandte Maria Theresia verstand sich sehr gut darauf, solche Debatten auszubeuten, und ihren Namen dabei ganz aus dem Spiele zu lassen. Der Fürst von Kaunitz schien im Anfang sehr erbittert über den Pabst und kündigte sogar laut seine Absicht an, ihn in einer Denkschrift anzugreifen. Im Grunde fühlte der Wiener Hof nicht übel Lust, sich der ausschließlichen Leitung dieser Angelegenheit zu bemächtigen, um auf den Trümmern der päbstlichen Ansprüche das wieder erstehen zu lassen, was er seine Rechte auf die Oberlehnsherrlichkeit von Piacenza nannte. Sobald die Könige von Frankreich und Spanien sich lebhaft zwischen Clemens XIII. und den Infanten geworfen hatten, ließ Kaunitz gewaltig in seinem Eifer nach, spielte den Gleichgültigen und sprach kein Wort mehr von seiner Denkschrift. Während die Kaiserin Königin den Klagen des alten Pabstes ein williges Ohr lieh und es weder an schmeichelhaften Aufmerksamkeiten noch an tröstenden Botschaften fehlen ließ, zwang der Graf von Firmian, ihr Minister in der Lombardei, den Kardinal Pozzo-Bonelli, Erzbischof von Mailand, zum Stillschweigen, und verbot bei den

*) Aubeterre an Choiseul; Rom 23. November 1768.

strengsten Strafen die Befolgung der Bulle: In cœna domini. Die Stimme der Kaiserin erhob sich nicht inmitten des Geschreis zu Rom und Parma; aber in Versailles, im Escurial und im Vatican gaben ihre diplomatischen Agenten Jedermann die Versicherungen einer durchgängigen Beistimmung.

Inzwischen weigerte sich Clemens XIII. beharrlich, sein Breve zurückzunehmen. Die Erbitterung der Bourbon'schen Könige stieg auf den höchsten Grad und wurde nur von dem Unwillen ihrer Bevollmächtigten überboten. Diese schienen in Leidenschaftlichkeiten gegen den päbstlichen Hof wetteifern zu wollen. Nicht ohne Verwunderung findet man in den Depeschen des Marquis von Aubeterre den Rath, Rom zu blokiren und auszuhungern *). Dieser Gesandte machte dem Herzog von Choiseul kaltblütig den Vorschlag, zehn französische Bataillone von der Insel Korsika her nach Orbitello und Castro zu schicken, Spanien zur Mitwirkung mit vier- oder fünftausend Neapolitanern aufzufordern, und alle diese Truppen auf den Ufern der Tiber um Rom her aufzustellen, um die Ankunft von Lebensmitteln zu verhindern. Bei der Gefahr einer Hungersnoth, meinte er, müßte das Volk sich nothwendig empören und den Pabst zwingen, die Forderungen der Kronen zu bewilligen. Es ist dieß nach seiner Ansicht das einzige Mittel, die Vertreibung der Jesuiten auszuwirken. Was waren denn die Jesuiten, daß man einen Volksaufstand gegen sie zu Hilfe nehmen mußte? und was soll man zu der Unerfahrenheit der Staatsmänner dieses Jahrhunderts sagen, die, um Mönche zu verjagen, an eine Aufwieglung der Volksmassen zu denken wagten? Dieser Antrag ging zwar im Rathe nicht durch, wurde aber, und dieß ist viel, nicht lächerlich gefunden. Choiseul glaubte zu einem weniger brutalen und bündigeren Mittel greifen zu müssen. Ohne länger zu zögern, verlangte er jetzt im Tone des Gebieters die gänzliche Abschaffung und Säkularisation der Mitglieder der Gesellschaft Jesu, und am 10. Dezember 1768 übergab der französische Gesandte im Namen der drei Monarchen Sr. Heiligkeit eine Denkschrift, worin diese Forderung begründet wurde.

Dieser Schlag kam unerwartet, wenigstens hatte man sich nicht so frühe darauf versehen. Der Pabst war, als man in solcher Art gegen ihn auftrat, wie vernichtet, Stimme und Blick versagten ihm. Von diesem heftigen Stoß erholte er sich nicht wieder. Wenige Tage nachher wurde er in Folge eines unbedeutenden Catarrhs, so wie einer übermäßigen Anstrengung bei einer Ceremonie, unwohl und starb plötzlich. (1769.) Sein Tod schien, so behaupten die jesuitischen Schriftsteller **), nicht natürlich: inzwischen ist dieß eine höchst willkürliche Annahme,

*) Depeschen vom 30. November.

**) Georgel, B. 1. S. 123. — Dieser Exjesuit läßt sogar den Pabst eine Sprache führen, welche diese Behauptungen durch das Zeugniß des angeblichen Opfers zu bestätigen

die aller Wahrscheinlichkeit ermangelt. Wenn ein mit fester Gesundheit und einer für sein Alter nicht gewöhnlichen Kraft begabter Pabst den Drohungen einer mächtigen Partei Trotz bietet, den Untergang dieser Partei unterzeichnet, und nun erst auf einmal von einem Leiden heimgesucht wird, dem er zuletzt auch erliegt, dann wird der Zweifel vernünftig und der Argwohn erlaubt; aber wenn ein zum Schlage geneigter Greis von zweiundachtzig Jahren, der vor Schwäche beinahe beständig schläft und zum Voraus so krank ist, daß die diplomatischen Depeschen mit Muthmaßungen über seinen bevorstehenden Tod und ein künftiges Conclave wimmeln, wenn ein solcher Greis endlich in Folge einer heftigen Gemüthserschütterung stirbt, so ist dieß eine höchst einfache Thatsache, die jedermann natürlich erscheinen muß. Ueberdieß hatte Niemand ein Interesse dabei, Clemens XIII. zu ermorden. Seine gebrechlichen Zustände beschwichtigten die Ungeduld der Kronen, die bei seinem Tode nichts zu gewinnen hatten, denn er selbst würde ihren Wünschen nachgegeben haben. Geschüttelt von der Hand Europas, mußte der Baum des Jesuitismus fallen.

Rezzonico hatte sich bemüht, diesen Sturz zu verzögern. Die philosophischen Geschichtschreiber haben es an tadelnden Ausdrücken gegen ihn nicht fehlen lassen; die Freunde der Gesellschaft haben ihm Altäre errichtet. Auf beiden Seiten hat man sich getäuscht. Das Zögerungssystem war fortan nicht mehr im Stande, das Ansehen Roms zu retten. Clemens XIII. war ein Pabst aus dem zwölften Jahrhundert, der sich in das achtzehnte verirrt hatte. Unter seiner Verwaltung endigte die Macht des heiligen Stuhles im Dunkeln. Der Greis hat diese Demüthigung nicht ertragen können. Er hat Schimpf und Hohn über sich ergehen lassen müssen, aber er hat ihn nicht angenommen. Statt sich auf den Widerstand zu beschränken, war er blind genug, das Zeichen zum Angriff zu geben, und bei dem Widerstand selbst hat er weder Vorausblick, noch Einsicht, noch Gewandtheit beurkundet; aber wenn es ihm auch an Kopf fehlte, so besaß er doch Herz. Er war immer ein mittelmäßiger, nie ein verächtlicher Mensch. Er schützte die Künste nicht, aber die Künste haben ihn geschützt. Das von seinen Nepoten im St. Petersdome errichtete Mausoleum Clemens XIII. stellt seine fromme Haltung und seine ehrwürdigen Züge dar. Löwen sind zu seinen Füßen; eine nachgeborne Schmeichelei, das Symbol einer Kraft, von welcher der Pabst immer träumte, die er aber niemals zur That zu machen wußte. Die Statue der Religion, auf die er sich stützt, bietet ein getreues Bild dar. Canova hat ihr

---

scheinen könnte; allein dieß ist eine unabsichtliche Fälschung. Clemens XIII. fand, als ihn der Schlag gerührt hatte, nicht zur rechten Zeit Hilfe; es fehlte ihm an Kraft, jemanden zu rufen, und er verlor gleich im ersten Augenblick die Sprache, um sie nicht wieder zu erhalten.

schwerfällige gothische Formen gegeben, ähnlich den veralteten Vorrechten, welche Clemens XIII. vergebens wieder auferwecken und vertheidigen wollte.

Kaum war Clemens XIII. verschieden, so beschlossen die Gesandten Frankreichs und Spaniens, sich zu Herren des Conclaves zu machen. Sie verkündeten mit lauter Stimme die Nothwendigkeit, einen den Kronen angenehmen Pabst zu erwählen, und dachten an keine Möglichkeit eines Widerstandes. Gleichwohl war ihr Plan in der Ausführung nicht so leicht. Die Erledigung des heiligen Stuhles war in einem Augenblicke eingetreten, wo sie am wenigsten darauf gefaßt waren. Sie hatten den Tod Clemens XIII. schon so lange vorausgesehen und voraus angekündigt, daß sie zuletzt gar nicht mehr daran gedacht hatten. Dieses Ereigniß störte alle ihre Angriffspläne. Besonders der französische Gesandte befand sich in einer schwierigen Lage. Den Instruktionen seines Hofes für den nunmehr eingetretenen Fall mangelte es weder an Klarheit noch an Kraft: sie schrieben dem Marquis von Aubeterre unmittelbares und entschiedenes Einwirken auf das heilige Collegium vor, allein es fehlte diesem Diplomaten an Mitteln hierzu. Wenn Frankreich in Rom mehrere Pensionäre zählte, so hatte es doch daselbst keinen Freund. Selbst diejenigen, die seine Kasse am reichlichsten bedachte, nahmen sich kaum die Mühe, ihre Abneigung zu bemänteln. Auf der einen Seite schämten sie sich, ihre Stimmen an den Meistbietenden zu verkaufen, auf der andern waren sie zu habsüchtig, um den Vortheilen dieses Selbstverkaufes zu entsagen, und nun glaubten sie ihre Ehre dadurch wieder zu retten, daß sie den Fremdling, der sie kaufte, verriethen. Dagegen besaß der Jesuitengeneral alle die Hülfsmittel, woran es dem Vertreter Ludwigs XV. ganz und gar mangelte; es lag nur an ihm, ob er sich ihrer bedienen wollte, um die Wahl zu beschleunigen. Ein einziger Augenblick konnte alles entscheiden Der Sieg wurde der Preis der Verschlagenheit oder der Keckheit. Mit italienischen Prälaten in Gewandtheit wetteifern, hieß mit allzuungleichen Waffen fechten. Die Abgesandten der Bourbonen bemerkten dieß wohl. Eine kühne, entschlossene, beinahe anmaßende Sprache war allein im Stande, die jesuitische Verschlagenheit zu bemeistern. Das entartete Rom konnte nur mit Hülfe der alten Waffen des triumphirenden Roms überwunden werden. Da man es nicht zu verlocken vermochte, so mußte man ihm Angst einjagen. Die Verhaltungsbefehle des französischen Gesandten waren in diesem Geiste abgefaßt. Er vollzog sie buchstäblich, er gefiel sich sogar darin, noch weiter zu gehen. Indem er die innigste Verbindung mit den Ministern von Spanien und Neapel zur Schau trug, erklärte Aubeterre, er mache keine Ansprüche darauf den zukünftigen Pabst zu erwählen, aber weder er noch seine Collegen werden es jemals zugeben, daß ein neuer Pabst ohne Zustimmung der drei Höfe ernannt werde. Sofort verlangte er in bestimmten Ausdrücken, die Wahl müsse bis zur Ankunft der französischen und spanischen Kardinäle vertagt werden. Diese Forderungen, mit denen man öffentlich um

sich warf, wurden jedem einzelnen Mitgliede des heiligen Collegiums entgegengehalten. Die Minister stellten Ihren Eminenzen vor, daß eine feindselige Wahl einen Bruch zwischen dem heiligen Stuhle und den Fürsten des Hauses Bourbon herbeiführen, daß ihre Vertreter dem erwählten Pabste ihre Anerkennung verweigern, auf eine recht auffallende Weise von Rom abreisen und sich bis zum Empfang weiterer Befehle nach Frascati zurückziehen würden. Eine solch hochmüthige Sprache führten damals die Abgesandten der Mächte gegen die Erben des römischen Senats. Unterthänig versprachen die Kardinäle, ihre auswärtigen Kollegen zu erwarten, und nachdem sie in aller Eile Clemens XIII. die letzte Ehre erwiesen, traten sie zum Conclave zusammen*).

Der von Clemens XIII. hinausgezogene und durch seinen Tod entschiedene Streit hatte ein wesentliches Interesse, und es fehlte ihm weder an Ernstlichkeit noch an Bedeutung. Es handelte sich nicht blos um das Schicksal eines religiösen Ordens, es handelte sich für den heiligen Stuhl darum, die von Spanien und Neapel angenommenen gallikanischen Grundsätze zu überwinden, oder seine alten Ansprüche auf immer fahren zu lassen, mit einem Worte, die Allmacht wieder an sich zu reißen, oder ihr unwiederbringlich zu entsagen. Die Jesuiten waren blos eine Veranlassung. Auf ihnen beruhte die Form, nicht aber der Gedanke des Streites. So wie die Sachen jetzt standen, war kein Vergleich mehr möglich. Den Bourbonen erlaubte ihr Stolz nicht, auf das begonnene Unternehmen zu verzichten. Nachdem sie die Jesuiten aus ihren eigenen Staaten verbannt, hielten sie es für eine Ehrensache, sie von der Erde zu vertilgen. Trotz der Schwäche des Pontificats blieb die Aufgabe immerhin eine verwickelte, denn am Ende war es doch der heilige Stuhl selbst, dem man dieses Opfer entreißen mußte; er mußte gutwillig diese Miliz entlassen, die das sechszehnte Jahrhundert vollkommen bewaffnet zur Bekämpfung des neuen Geistes hatte erstehen sehen. Sollte man sie unter den Streichen einer lügenhaften Philosophie zu Grunde gehen lassen? Sollte man die Rechte dieser Tochter der Reformation, die noch gefährlicher, als ihre Mutter, anerkennen? Die den Jesuiten feindseligen Fürsten hatten nur ein einziges Mittel, zu ihrem Ziele zu gelangen; es blieb ihnen nichts übrig, als das Conclave einzuschüchtern und den Pabst zu ernennen. Obschon mit näher liegenden Gegenständen beschäftigt, schenkte Europa diesem kirchlichen Streite seine volle Aufmerksamkeit, und unser Geschlecht wird sich darüber nicht wundern.

Bei dieser Neigung der öffentlichen Meinung kann man sich die Beklommenheit der Jesuiten leicht denken. Für sie handelte es sich nicht blos um eine interessante Streitfrage, sondern um Leben und Tod. Die Einreichung der Denkschrift aus

*) Aubeterre an Choiseul, Februar 1769.

Parma hatte die Gesellschaft Jesu mit Schreck und Entsetzen erfüllt. Der Pater Delci war mit den Schätzen des Ordens, die er nach England schaffen wollte, schleunig nach Livorno abgereist; der General, der weniger kleinmüthig dachte, hielt ihn auf seiner Flucht auf; Ricci hatte gleich bei Eröffnung des Conclaves eingesehen, daß er die Gefahr fortan nur durch einen entsprechenden Grad von Kühnheit beschwören könne. Die Thätigkeit, die er jetzt entwickelte, streifte ans Wunderbare. Rom bietet während der Erledigung des heiligen Stuhles immer einen eigenthümlichen Anblick dar. Komische, sogar burleske Erscheinungen drängen sich auf seinen Straßen, seinen öffentlichen Plätzen und schleichen sich selbst in die Gänge des Vaticans. Im Jahr 1769 lieh die Stellung der Jesuiten der Physiognomie dieser Tage der Trunkenheit einige neue Züge. Mitten durch die zahlreichen Abtheilungen der Nobelgarden, die prachtvolle Ehrenwache bei den Gastmählern der Kardinäle, die in reichgeschmückten Sänften durch die Stadt ziehen, inmitten der ernsten Menge der Trasteverini, der buntscheckigen, neugierigen Schaar der Stiertreiber, der Schäfer, der Bauern, die aus dem Sabinerlande, aus Tivoli, aus dem Albanergebiet, von den Pontinischen Sümpfen herbeigeströmt waren, um die große Ceremonie mit anzusehen, blieb die allgemeine Aufmerksamkeit auf dem Pater Ricci haften, dem man überall begegnete, unruhevoll, in athemloser Geschäftigkeit. Schon mit Tagesanbruch durchzog er die Stadtviertel Roms vom Ponte-Molle an bis zur Lateran-Kirche. Dem Beispiele ihres Obern getreu, machten die Jesuiten von Ansehen (so bezeichnet sie eine Urkunde aus dieser Zeit) unaufhörlich Besuche bei den Beichtvätern, den Freunden Ihrer Eminenzen. Die Hände voll von Geschenken demüthigten sie sich vor den Fürsten und Damen Roms. Diese Bemühung war keineswegs überflüssig. Schon hielt man sich von den Vätern fern; schon hatte (ein unglückseliges Vorzeichen!) der Fürst von Piombino, ein Anhänger Spaniens, dem General den Wagen entzogen, den seine Familie seit einem Jahrhundert zu diesem frommen Gebrauche bestimmt hatte. In den wenigen Tagen, welche der definitiven Schließung des Conclaves vorangehen, bei den Kardinälen zugelassen, umfaßte Ricci ihre Kniee und benetzte sie mit Thränen; mit lauter Stimme empfahl er ihnen die von so vielen Päbsten gebilligte, von einem allgemeinen Concilium bestätigte Gesellschaft; er erinnerte an ihre Verdienste und rühmte dieselben, ohne irgend einen Hof, irgend ein Kabinet anzuschuldigen. Dann aber, in der Zwanglosigkeit geheimer Gespräche, stellte er den Kirchenfürsten leise die Unwürdigkeit des Joches vor, welches die weltlichen Fürsten ihnen auferlegen wollen. Er gab ihnen zu verstehen, daß sie sich demselben nur durch eine schleunige Wahl entziehen können. Statt diese Franzosen und diese Spanier abzuwarten, müsse man sie zwingen, dem ohne ihre Mitwirkung ernannten Pabste die Füße zu küssen. Diese leidenschaftlichen Rathschläge, die von Torrigiani und von einem alten Schutzherrn

der Gesellschaft, der sich unter den Kardinälen befand, unterstützt wurden, blieben nicht ohne Echo im Vatican. Die Zelanti standen sogar auf dem Punkte, mit denselben die Oberhand zu gewinnen. Die Wahl Chigi's, eines aus ihrer Mitte, war nur durch den Mangel an zwei Stimmen gescheitert. Aubeterre, der noch zu rechter Zeit Nachricht erhielt, vereitelte diese Ränke durch eine edle und ruhige Haltung. Oeffentlich, in den Salons des römischen Adels, wollte er ihnen durchaus keinen Glauben schenken, denn er könne, sagte er, unmöglich annehmen, daß der heilige Stuhl sich absichtlich ins Verderben stürzen wolle. Zu gleicher Zeit schrieb er an seinen Hof und drang auf die schleunige Ankunft der französischen Kardinäle *).

Die Politik des Kabinets von Versailles konnte bei diesen Verwicklungen in Rom unmöglich ohne gewandte Mittelspersonen bestehen. Die Conclaven sind immer unsere Klippe gewesen. Eine bis zur Unbesonnenheit getriebene Zuversichtlichkeit ist ein Nationalzug bei uns, der in edlen Eigenschaften seine Quelle hat, in Rom aber für einen unverzeihlichen Fehler gilt. Von ihrer lebhaften Einbildungskraft hingerissen, verirren sich unsere Unterhändler unaufhörlich in einem Labyrinth von Feinheiten, die sie nicht begreifen. Die italienischen Kardinäle stehen als ein festgeschlossenes Bataillon da; die französischen dagegen sind beständig uneinig. Sie umgeben sich mit ehrgeizigen jungen Conclavisten, die sich voll Begierde zu unterrichten suchen, noch begieriger aber darauf erpicht sind, unterrichtet zu erscheinen. Diese Elemente der Publizität können nicht mit Vortheil gegen eine fortwährende, von der Nothwendigkeit und Eigenliebe ihre Eingebungen empfangende Verstellung ankämpfen; denn in Rom ist die Verstellung der Maßstab, welchen man an die Talente eines Staatsmannes legt; ohne diese Grundlage würden die glücklichsten Gaben allgemein verkannt. Man betrachte in der That die Lage eines römischen Prälaten um diese Zeit. Er ist zwischen das Bedürfniß, seinem beinahe fortwährend mit den Mächten in Streit liegenden Hofe zu gefallen, und die nicht minder gebieterische Nothwendigkeit gestellt, diese Mächte, deren Veto ihn vernichten könnte, zu schonen. Sobald daher sein Ehrgeiz, wenn auch nur in dunkler Ferne, den Hut hervorblicken sieht, bedeckt sich sein Gesicht mit einer Maske, welche nur der Schlaf, der tiefste Ausdruck der Mattigkeit ihm wegzureißen vermag. Hat er endlich den Preis dieser staunenswerthen Geduld erreicht, so hat die Gewohnheit sich in Temperament verwandelt, und die alten Porporati, gestützt auf mißtrauische und geistvolle Conclavisten, haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Barbaren, die man ihnen als Collegen aufgenöthigt hat, auszuforschen, zu hintergehen und irre zu führen.

---

*) Aubeterre an Choiseul. Februar 1769.

Die Wahl des französischen Ministeriums mußte natürlich auf den Kardinal von Bernis fallen. Dieser hatte sich nach seinem Sturz in seine Diözese Alby zurückgezogen und allda bischöfliche Tugenden entwickelt, die seine Jugend nicht hatte hoffen lassen. Der größte Theil seiner Einkünfte wurde auf Almosen verwendet, der Rest genügte zur Aufrechthaltung seiner äußeren Würde. Mildthätig und prachtliebend zugleich, verbreitete Bernis von seinem Bisthum aus mehr Glanz um sich, als auf dem Gipfel der Gewalt. Ludwig XV. bemerkte es. Er äußerte sich vor den Freunden des Kardinals beifällig darüber. Diese erinnerten sich, daß Bernis bereits Minister gewesen war; Choiseul verstand sie und beschloß, seinen vormaligen Gönner, der sich in einen Nebenbuhler verwandeln konnte, zu entfernen. Zu gewandt, um ihn gering zu schätzen, bewaffnete er sich mit seinen eigenen Verdiensten gegen ihn, rühmte dem König seine diplomatischen Talente und beschwor wohlgefällig die Erinnerungen an seine Gesandtschaft in Venedig, die Benedikt XIV. so angenehm gewesen, wieder herauf. Der Beifall eines solchen Pabstes war für Bernis eine mächtige Empfehlung beim römischen Hofe. Choiseul versprach ihm, um ihn zur Abreise dahin zu vermögen, die Stelle des Marquis von Aubeterre, und Bernis versprach Choiseul, einen Frankreich ergebenen Pabst zu wählen. Er kam nach Rom mit der Ueberzeugung, daß er Wort halten werde. Seine Eigenliebe sagte ihm, daß die Wahl des Kirchenoberhauptes ihm allein vorbehalten sei; seinen Collegen, den Kardinal von Luynes, einen ziemlich mittelmäßigen Menschen, konnte er kaum als Mitarbeiter betrachten. Bernis zweifelte also nicht am Erfolg; aber obgleich er im Grunde seines Herzens seinen Eintritt ins Conclave als eine förmliche Besitzergreifung ansah, so hatte er doch Takt genug, den Glanz eines gewissen Triumphes durch eine bescheidene Sprache zu mäßigen. Statt in anmaßendem Diktatorstone zu sprechen, entnahm er seinen alten Gewohnheiten das ganze ansprechende Wesen eines liebenswürdigen, herzengewinnenden Hofmannes wieder. Er gefiel sich darin, überall die Zuvorkommenheit selbst zu sein. Wenn er seine Ueberlegenheit ein wenig durchblicken ließ, so trug er sie doch niemals zur Schau, und wenn auch sein Anspruch auf Ausübung eines schrankenlosen Einflusses keinen Augenblick zweifelhaft blieb, so ließ er ihn doch wenigstens mit solcher Mäßigung hervortreten, daß man ihn bemerken konnte, ohne einen Grund zum Vorwurf darin zu erblicken. „Frankreich", sagte er zu seinen Amtsbrüdern, „hat nur einen einzigen Wunsch, nämlich den, einen einsichtsvollen, gemäßigten, von den gebührenden Rücksichten gegen die großen Mächte durchdrungenen Fürsten auf den Thron erhoben zu sehen. Die Wahl des heiligen Collegiums kann sich nur auf die Tugend heften, da diese in jedem ihrer Mitglieder strahlt; aber die Tugend allein genügt nicht. Wer vermöchte Clemens XIII. an Religiosität, an Reinheit der Gesinnung zu übertreffen? Seine Absichten waren vortrefflich; gleichwohl ist unter seiner Regierung die Kirche bis in

ihr Innerstes von Unruhen heimgesucht worden. Wenn Ew. Eminenzen die Eintracht zwischen dem heiligen Stuhl und den katholischen Staaten wiederherstellen, wenn Sie der Christenheit wieder Ruhe schaffen, dann wird Frankreich zufrieden sein." Unter diesem allgemeinen Wohlwollen lagen bestimmtere Verhaltungsbefehle verschleiert. Bernis hatte den Auftrag, heimlich wegen Zurückstellung der Grafschaft Avignon an Frankreich zu unterhandeln *); aber alle seine Schritte waren einer vollkommenen Uebereinstimmung mit den Vertretern Spaniens untergeordnet. Diese zeigten sich noch nicht. Bernis benützte ihr langes Ausbleiben, um sich ein auf die Würde und den Zauber seines Benehmens gegründetes Uebergewicht zu sichern. Seine ein wenig theatralische, immer aber verführerische Leutseligkeit versetzte den Hof Ludwigs XV. mitten unter die düstern Zellen des Vaticans. Um seinen Erfolgen eine weltgeschichtliche Bedeutung zu geben, vergaß er auch die öffentliche Meinung nicht, die in Ferney ihren Sitz hatte, und beeilte sich, einige gezierte Billets dahin abgehen zu lassen.

Alle diese Liebenswürdigkeiten, die er an eine Versammlung von Greisen verschwendete, erhielten bald einen jüngeren und erlauchteren Zeugen. Joseph II. kam plötzlich nach Rom. Es war dieß allda ein großes Ereigniß. In Folge einer schlecht erloschenen Erinnerung, eines falschen Wiederscheins der alten Zeiten, legte Rom noch immer den Kaisern eine Art ideeller Oberherrlichkeit bei, und seit mehr als zwei Jahrhunderten war keiner mehr in seinen Mauern erschienen. Karl V. war der letzte; er hatte sich in der Pracht seines Triumphes über Tunis eingestellt, mit einem eisernen Harnisch angethan, umgeben von denselben Banden, welche unlängst unter dem Connetable von Bourbon Zerstörung und Trauer über den Hauptsitz der Christenheit gebracht hatten. Joseph verschmähte das Gepränge. Ein studirter, aber schlagender Kontrast zeigte ihn den Römern unter der Bescheidenheit eines Incognito, dessen Erfinder er war. Sein Kostüm, sein Benehmen, sein Weglassen aller Ordensdekorationen, die kleine Anzahl seines Gefolges, dieß alles schien dem Grafen von Falkenstein anzugehören, dem Besitzer eines kleinen unmittelbaren Lehens im Elsaß. Sein Bruder Leopold von Toscana begleitete ihn unter einer ähnlichen Vermummung. Diese damals beinahe unbekannte Herablassung eines Monarchen brachte einen ungemeinen Eindruck hervor. Sie war zu neu, als daß man sie für künstlich gemacht hätte halten sollen, und so nahm man sie als aufrichtig und treuherzig. Der Kontrast einer so großen Einfachheit mit einer so gewaltigen Macht

---

*) Denkschrift, enthaltend die Instruktionen an die Kardinäle von Luynes und von Bernis, 19. Februar 1769.

hatte etwas Erstaunliches und zugleich Bezauberndes. Es war, als seien die Utopien Telemachs auf einmal zur Wahrheit geworden. Dieser angenehme Eindruck wirkte auf Josephs Gemüth zurück, und das glückliche Ergebniß seines Versuches leitete ihn schon damals auf ein System, welches er später so weit getrieben hat. Nachdem sie dem Enthusiasmus ihren ersten Tribut bezahlt, fragten sich die Römer, welche Partei wohl der Kaiser in der Streitsache des Augenblicks ergreifen werde. Seine unbedeutendsten Worte wurden voll Begierde aufgefaßt und ausgelegt. Joseph fand ein Vergnügen darin, alle diese Muthmaßungen zu vereiteln. Bereits erfüllt von seinen Reformplanen, aber noch zurückgehalten durch die Bedenklichkeiten seiner Mutter, entschädigte er sich für diesen Zwang dadurch, daß er die Freunde und die Feinde der Jesuiten gleich scharf tadelte. Er stellte sich an, als könnte er die Bedeutung nicht begreifen, welche große Souveräne einer bloßen Mönchsfrage beilegen, und ließ seine Ansicht durchblicken, daß ihre Befangenheit hierin blos von kleinmüthigen Befürchtungen herrühre. Zu gleicher Zeit trug er eine ungemeine Verachtung gegen die Jesuiten zur Schau und erlaubte ihnen nicht, auf seine Unterstützung zu hoffen. Die Väter hatten sich damit geschmeichelt. Joseph benahm ihnen ihre Täuschung bei dem Besuche, den er aus Neugierde in Gran-Gesu machte, dem Profeßhause des Ordens, einem Wunderwerk von Pracht und Geschmacklosigkeit. Der General ging dem Kaiser entgegen und warf sich in tiefer Demuth ihm zu Füßen. Joseph ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fragte ihn kalt, wann er sein Kostüm ablegen werde. Ricci erblaßte, wurde verwirrt, murmelte einige unartikulirte Worte, gestand, daß es sehr harte Zeiten für seine Brüder seien, daß sie aber ihr Vertrauen auf Gott und den heiligen Vater setzen, dessen Unfehlbarkeit auf immer bloßgestellt wäre, wenn er einen von seinen Vorgängern gutgeheißenen Orden zerstören würde. Hier lächelte der Kaiser, und beinahe in demselben Augenblick blieb er, seine Blicke auf das Tabernakel heftend, vor einer Bildsäule des heiligen Ignatius stehen, die von massivem Silber und mit Edelsteinen dicht übersäet war. Er machte eine mißfällige Bemerkung über die ungeheure Summe, welche sie gekostet haben mußte. „Sire“, stammelte der Pater General, „diese Bildsäule ist aus der Kasse der Freunde der Gesellschaft errichtet worden.“ — „Sagen Sie vielmehr, aus dem Profit von Indien her“, versetzte Joseph. — Nach diesen strengen Worten verließ er die Väter, die in der düstersten Niedergeschlagenheit einander ansahen. In der doppelten Absicht, den Pabst und die Bourbonen zugleich zu demüthigen, äußerte sich Joseph unaufhörlich tadelnd über den Werth, welchen die Fürsten dieses Hauses auf die Erwählung des neuen Pabstes setzten; nach seiner Ansicht hatte diese Wahl keine Bedeutsamkeit. Sie war nicht würdig, die Gedanken eines Monarchen im achtzehnten Jahrhundert zu beschäftigen, und um

seine Uneigennützigkeit in dieser Beziehung desto besser zu beweisen, hatte er dem Kardinal Pozzo-Bonelli, seinem Minister, verboten, irgend einen Kandidaten in Vorschlag zu bringen oder auszuschließen.

Eine so beleidigende Gleichgültigkeit konnte dem Scharfblick des heiligen Collegiums nicht entgehen. Maria Theresia und Joseph waren die einzigen unter den katholischen Mächten ersten Ranges, die noch keinen ernstlichen Streit mit dem heiligen Stuhl gehabt hatten. Um dem Publikum in Betreff der unzuverläßigen Freundschaft ihres Hofes mit dem Kaiser einen blauen Dunst vorzumachen, beschlossen die Kardinäle, ihm ungewöhnliche Ehrenbezeugungen zu erweisen; trotz der hundertjährigen Etikette, die selbst den größten Fürsten das Conclave verschließt, wurde Joseph dringend gebeten, einen Besuch daselbst zu machen. Er erschien in Begleitung des Großherzogs Leopold. Die Kardinäle gingen ihnen sämmtlich in Prozession entgegen. Eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des heiligen Collegiums, ein Mann, den die öffentliche Meinung für den höchsten Rang bestimmte, der Kardinal Stoppani, nahm Joseph bei der Hand und führte ihn ins Conclave ein. Als der Kaiser dem Brauche gemäß seinen Degen ablegen wollte, wurde er mit allgemeinem Zuruf aufgefordert, diese Waffe, welche die Stütze des heiligen Stuhles sei, beizubehalten. Sämmtliche Kardinäle umgaben ihn jetzt mit den Beweisen der tiefsten Ehrfurcht. Albani, der dem Hause Oestreich treu ergeben war, stellte sich sogar, als weinte er vor Freuden bei seinem Anblick. Joseph nahm diese außerordentlichen Ehrenbezeugungen mit kalter Höflichkeit auf. Er kitzelte die Selbstliebe des Kardinals Bernis durch einen schmeichelhaften Empfang; als ihm dagegen Torrigiani vorgestellt wurde, sagte er blos zu ihm: „Ich habe viel von Ihnen sagen gehört.“ Vor allem aber fragte er nach dem Kardinal von York: „Hier ist er“, antworte der Enkel Jakobs II.; „da ist der Kardinal, den Ew. Kaiserliche Majestät mit Ihrem Andenken zu beehren die Gewogenheit hat.“ Joseph grüßte diesen Stuart mit sehr entschiedener Achtung und bat ihn, ihm seine Zelle zu zeigen: „Sie ist sehr klein für Ew. Hoheit“, sagte er, nachdem er sie besucht hatte. Allerdings war Whitehall größer.

Im Augenblick, wo der Kaiser sich anschickte, von Ihren Eminenzen Abschied zu nehmen, wurden die Demonstrationen ungestümer. „Sire“, rief man von allen Seiten, „möge Ew. Kaiserliche Majestät den Pabst beschützen, damit er den Unruhen der Kirche ein Ende machen kann.“ Die Kardinäle erhielten zur Antwort, es sei ihre Sache, dafür zu sorgen, indem sie einen Pabst wählen, der Benedikt XIV. nachahme und mit seinen Ansprüchen in den gebührenden Schranken bleibe; die Gewalt des Pabstes sei unbestritten in geistlichen Angelegenheiten, damit müsse er sich begnügen und namentlich müsse er im Verkehr mit den Souveränen sich niemals so weit vergessen, daß er den Regeln der Politik und der guten Er-

ziehung zuwider handle. Nach dieser Meinungsäußerung verabschiedete sich der erlauchte Reisende von seinen Wirthen, lehnte die schon vorbereiteten Festlichkeiten ab und reiste noch in derselben Nacht nach Neapel *).

Gewiß beugte sich das heilige Collegium nur mit Verzweiflung auf diese Art vor den Fürsten; allein die Nothwendigkeit, die es dazu zwang, setzte es allen Demüthigungen aus. Das Conclave währte seit beinahe drei Monaten. Die in ihre Höhlen eingeschlossenen alten Männer konnten eine so lange und bis dahin so unergiebige Einsperrung nicht länger ertragen; sie dachten mit Entsetzen daran, daß Lambertini erst nach Verfluß von sechs Monaten gewählt worden war. Einige von ihnen waren sehr übel daran, denn in diesem entscheidenden Kampfe hatten weder Alter noch Gebrechlichkeiten den Eifer der Parteien abgekühlt. Man sah den fanatischen Bischof von Viterbo, Oddi, einen Greis von neunzig Jahren, und Conti, den Feind der Jesuiten, den bereits eine tödtliche Krankheit befallen hatte, ins Conclave tragen. Ungeduld bemächtigte sich der Kardinäle. Alle Morgen begaben sie sich zur Abstimmung mit dem festen Entschlusse, die Wahl zu entscheiden, aber Lacerda und Solis, die Bevollmächtigten Spaniens, waren noch nicht angekommen. Um ihre Reise abzukürzen, hätten sie im Anfang angekündigt, sie wollen dieselbe zu Wasser machen. Bei dieser Nachricht hatte sich Freude im Vatican verbreitet; sie machte einem nicht minder heftigen Unmuth Platz, als man erfuhr, daß Solis und Lacerda im Hafen von Carthagena über das Tosen des Meeres in kindische Angst gerathen und wieder umgekehrt seien, um sich zu Lande nach Rom zu begeben. Die Wärme fing an sehr empfindlich zu werden. Krankheiten drohten sich in die Zellen einzuschleichen. Man hatte nicht einmal den Genuß politischer Intriguen, um die Langeweile zu zerstreuen. Die Bourbon'schen Höfe hatten mehr als dreißig Ausschließungsdekrete veranlaßt; der Kreis der möglichen Wahlen zog sich mit jedem Tage enger. Diese so zahlreichen Ausschließungen waren ungesetzlich. Jede der Mächte konnte nur eine einzige bezeichnen und verlor ihr Recht, indem sie es ausübte, aber die Kardinäle (dieß war der damalige Zustand des römischen Hofes) glaubten sich verpflichtet, sie in Masse zu respektiren. Die Zögerung der Spanier

---

*) Alle die Einzelheiten, die sich auf den Besuch des Kaisers im Vatican und im Gran-Gesu beziehen, hat dieser Fürst dem französischen Gesandten, Marquis von Auberre, selbst mitgetheilt. Joseph ließ sich wohlgefällig über seine geringschätzige Politik gegen den heiligen Stuhl aus; er gebrauchte den Ausdruck, er kenne den römischen Hof zu gut, um ihn nicht zu verachten, und schlug seine Zulassung ins Conclave sehr gering an. „Die Leute da", sagte er von den Kardinälen, „haben mir Wunder was für eine Auszeichnung anzuthun geglaubt, allein ich habe mich nicht täuschen lassen. Sie haben mich neugierig ausforschen wollen, wie wenn sie ein Rhinozeros vor sich gehabt hätten."

hemmte alles; ihre Kollegen harrten ihrer Ankunft mitten unter Unannehmlichkeiten aller Art entgegen und waren voll bittern Unmuths über eine Beleidigung, die um so blutiger war, als man sich nicht mehr darüber täuschen konnte.

Frankreich hätte in dieser Zwischenzeit dem Conclave Gesetze vorschreiben und den König von Spanien auch ohne Mitwirkung seiner Abgesandten befriedigen können. Aubeterre rieth hiezu, aber Bernis, ein mehr prunkliebender als thatkräftiger Charakter, begnügte sich mit äußerlichen Huldigungen, die er dem wirklichen Besitze der Macht vorzog. Ueberdieß darf man nie aus dem Auge verlieren, daß diese Angelegenheit dem Herzoge von Choiseul blos von untergeordneter Wichtigkeit erschien, und daß er die unbedingte Willfährigkeit des Königs von Spanien in allen Fragen des europäischen Friedens oder Krieges mit einer blinden Nachgiebigkeit gegen die theologischen Launen dieses Monarchen erkaufte. Der Plan des Madrider Hofes war, den zukünftigen Pabst durch ein schriftliches und unterzeichnetes Versprechen, daß er den Jesuitenorden abschaffen wolle, zu fesseln; er berief sich dabei auf den alten Vorgang mit Clemens V. und den Tempelrittern. Um diesen Preis wurde die Wahl des Candidaten zugesagt. Als Aubeterre in Bernis drang, daß er den Wünschen Carls III. zuvorkommen möchte, wollte dieser ausweichen; sein Gewissen war beunruhigt, er erklärte ein solches Unterfangen nicht blos für unausführbar, sondern auch für unnütz. Nach seiner Ansicht hatte man keine Bürgschaft für die Einhaltung einer Verpflichtung dieser Art; der Kardinal, der im Stande wäre, im Voraus einen solchen Handel zu unterzeichnen, müßte, da doch zuletzt alles öffentlich werde, seinen künftigen Thron entehren. Aubeterre und der spanische Gesandte, Prälat Azpuru, bemühten sich vergebens, seine Bedenklichkeiten zu überwinden; sie erklärten ihm, ihr Plan habe die Zustimmung der erleuchtetsten Kasuisten erhalten: Bernis, der sie immer dringlicher werden sah, wollte sich ihre Feindschaft nicht auf den Hals laden; er versprach darüber nachzudenken, einen ausgezeichneten Canonisten, eine der Leuchten des heiligen Collegiums, um Rath zu fragen und nannte den Kardinal Ganganelli.

Halten wir vor diesem Namen inne, und werfen wir einen Rückblick auf dieses im Schatten des Purpurs noch dunkle Leben, das aber wenigstens für einige Zeit die ganze Welt beschäftigen sollte. Lorenz Ganganelli wurde am 31. Oktober 1705 im Flecken St. Arcangelo in einer plebejischen Familie geboren. Sein Vater war Bauer, nach Andern Dorfbarbier*). Er trat frühzeitig in den Mönchsstand und fühlte einen inneren Beruf dazu. Sein ganzes Wesen befreundete sich leicht mit dem

---

*) Caraccioli, den die **Biographie universelle** abschreibt, läßt Ganganelli aus einer adelichen Familie stammen. Dieß ist durchaus falsch: Ganganelli war wirklich ein Plebejer.

anschaulichen Leben. Die für viele Herzen verderbliche Einsamkeit wirkte auf Ganganelli wohlthätig. Das Kloster verführte seinen Charakter nicht zu den Gewohnheiten eines griesgrämigen Menschenhasses. Obgleich er sich ausschließlich dem Studium der Theologie widmete, obgleich er fest im Glauben, standhaft im Dogma war, sah man ihn niemals fanatisch. Sein Charakter, noch mehr als sein Geist, stimmte ihn für die Duldsamkeit. Dieses bescheiden auf sich selbst zurückgezogene Gemüth des Einsiedlers eröffnete sich allen natürlichen und ruhigen Eindrücken; seine etwas gewöhnlichen, aber äußerst sanften Züge waren der Spiegel derselben. Er kannte die Freundschaft; seine Anhänglichkeit an einen armen Franziskaner, Namens Francesco, blieb sich während seines ganzen Lebens gleich. Er kannte auch die Zauber der Natur: Botanik und namentlich Naturgeschichte füllte alle seine freie Zeit aus; er brachte oft ganze Stunden mit der Analysirung eines Insektes oder einer Blume zu. Mit einem Buche in der Hand verlor er sich gerne in die Wälder. Ganganelli war zugleich redlich und ehrgeizig. Sein Ehrgeiz war feurig, tief, festgewurzelt, zugleich aber voll Leutseligkeit, und trug das Gepräge eines mystischen Vertrauens auf die Zukunft. Man wundere sich nicht darüber; widersprechende Dinge schließen einander nicht geradezu aus, und wer das Gegentheil behauptet, der kennt den Menschen nicht. Ganganelli glaubte sich von der Vorsehung zu herrlichen Geschicken berufen. Schon seit seiner Kindheit schwebte ihm ein blendendes Ziel vor den Augen; er hatte immer Glauben an sich selbst und ging, gestützt auf die Prädestination, festen Schrittes vorwärts. Als seine Eltern ihn vom Mönchsleben abzubringen versuchten, erinnerte er sie daran, daß die Kutte oft dem Purpur vorangegangen, und daß die beiden letzten Sixte dem Orden des heiligen Franziskus angehört haben. Der Name Sixtus V. war seinen Gedanken stets gegenwärtig und verfolgte ihn in allen Phasen seiner Laufbahn. Es gleicht aber auch nichts in Italien der Volksthümlichkeit dieses Namens, nichts schmeichelt dem demokratischen Stolze in höherem Grad. Der Ziegenhirt aus den Abruzzen, der Bauer aus dem Sabinerlande erinnern sich voll Selbstgefühls, daß der stolzeste der Päbste von Geburt Bauer, Bettler, Schweinshirte gewesen. Ganganelli war sein ganzes Leben lang ein Mönch, ein Mann des Volkes. In keinem Kopfe war die Eigenthümlichkeit Sixtus V. so scharf ausgeprägt.

Prophezeihungen und Ahnungen, denen Ganganelli jederzeit zugänglich war, unterhielten seine ins Unbestimmte schweifende Hoffnungen, und was auch seine Lobredner sagen mögen, deren eigene Geständnisse uns als Beweise dienen sollen, er beschloß, den Gipfel der Größe zu erklimmen. Die Würde eines Generals seines Ordens bot sich ihm dar: eine gemeine Versuchung! Er lehnte sie ohne Ueberwindung ab, und seine Demuth überschleierte Berechnungen von ganz anderem Belang. Muß man es denn gestehen? Im Anfang nahm Ganganelli die

Gönnerschaft der Jesuiten an, gab sich sogar viele Mühe darum. Der General dieses Ordens empfahl ihn dem Neffen des Pabstes. Clemens XIII. bekleidete ihn mit dem Purpur, und schon diese einzige Thatsache gibt Zeugniß für den Einfluß der Gesellschaft; denn Clemens that nie einen Schritt, ohne sie um Rath zu fragen. Bei der Nachricht von seiner Beförderung warf Ganganelli sich Rezzonico zu Füßen, flehte ihn an, einen Würdigern zu wählen, hatte aber das Vergnügen, zornig abgewiesen zu werden. Zum Kardinalat gelangt, behielt er die Einfachheit seiner Gewohnheiten bei. Er zog in aller Aufrichtigkeit eine frugale Tafel, lange Spazierritte in abgelegenen Gegenden Roms, die Freundschaft Francescos, die Besuche einiger unterrichteten Ausländer, und namentlich die friedliche Unterhaltung mit den Vätern im Kloster der heiligen Apostel eitlen Ceremonien vor. So viel Anziehendes der wirkliche Besitz der Gewalt für ihn hatte, so liebte er doch niemals den leeren Prunk; aber diese gemüthlichen und einförmigen Freuden lenkten ihn nicht von den Sorgen einer eifrigen und sogar oft genug auf Schlangenwegen sich herumtreibenden Politik ab. Sein Interesse wie auch seine Klugheit veranlaßten ihn, die Widersetzlichkeit des römischen Hofes zu tadeln; er beugte sich vor der Macht der Souveräne. „Ihre Arme sind sehr lang," sagte er häufig, „sie reichen über die Alpen und über die Pyrenäen herüber." Es stand nicht lange an, so ward Ganganelli den Jesuiten untreu und stellte sich heimlich auf die Partei der Kronen. In den Kongregationen sprach er sich (wiewohl mit Vorsicht) zu Gunsten der Fürsten aus. Der Herzog von Parma fand in ihm einen verschwiegenen aber sichern Bundesgenossen. Eine ausgedehnte und geheimnißvolle Correspondenz ergänzte, was die Schüchternheit seines politischen Benehmens ungethan ließ. Ganganelli schrieb, ohne daß es jemand wußte, an den Pater Castan, einen Mönch seines Ordens, der sich nach Avignon zurückgezogen hatte und daselbst der Intrigue lebte. Dieser Mönch hatte ihn dem Bischof von Orleans, Jarente, empfohlen, der damals in Frankreich die Pfründenliste in seinen Händen hatte. Gleichwohl lauteten im Augenblicke, wo das Conclave zusammentrat, die Verhaltungsbefehle aus Versailles nicht zu Ganganellis Gunsten. Die Geschichtschreiber, die sammt und sonders dieß behaupten, befinden sich sammt und sonders im Irrthum. Allerdings war der Kardinal auf die Liste der guten Leute gesetzt, d. h. derjenigen Leute, die den Bourbonen nicht unangenehm wären; aber sein Name stand hier neben vielen andern, und überdieß in Gesellschaft von beschränkenden Randbemerkungen. Frankreich war weit entfernt, ihn den übrigen Candidaten vorzuziehen, es hielt ihn vielmehr in Verdacht der Arglist und Doppelzüngigkeit. Ganganellis Haltung im Conclave war keineswegs geeignet, diese Vorurtheile zu zerstreuen. Er war bis dahin mit den Franzosen auf vertrautem Fuße gestanden, so daß man ihn ihren Interessen zugethan geglaubt hatte,

aber während der ganzen Dauer des Conclaves floh er sie absichtlich und auf eine Art, die Jedermann auffiel. Außerdem war Ganganelli nicht sonderlich beliebt bei den Kardinälen. Immer in seine Zelle eingeschlossen, wich er seinen Collegen aus. Man konnte diese ungemeine Rückhaltsamkeit leicht einem versteckten Ehrgeize zuschreiben. Auch dachte in den ersten Tagen des Conclaves Niemand an die Möglichkeit seiner Erhebung auf den Thron. Man weiß nicht, ob Bernis sie aus Anlaß des geheimnißvollen Vergleichs, welchen Spanien vorschlug, ahnte. Da der französische Kardinal selbst dieser Maßregel entgegen war, so konnte er sie unter keinem verführerischen Gesichtspunkte darstellen, vielleicht ließ er sogar seinen Widerwillen durchblicken, was den Italiener nöthigte, sie mit Entrüstung von sich zu weisen. Dem sei wie ihm wolle, Bernis und Luynes beharrten auf ihren Bedenklichkeiten und theilten sie Ludwig XV. mit, welcher dem Dogma immer die Verehrung zollte, die er der Moral verweigerte.

Die Zeit verstrich und die Unterhandlung schritt nicht vorwärts. Die Spanier allein konnten sie einleiten und zum Schlusse bringen. Endlich erschienen sie; sie ließen Bernis den ganzen äußern Schein des Einflusses, schmeichelten seiner Eigenliebe durch Zeichen von Ehrerbietung, beschlossen aber, ohne sein Wissen zu handeln. Geleitet von gewandten Conclavisten, durchschauten sie auf der Stelle die Eitelkeit und kraftlose Unentschlossenheit ihres Collegen. Auch entdeckten sie in einem seiner unbewachten Augenblicke ein geheimes Mitleid mit den Jesuiten bei ihm; sie sahen, daß diese Gesinnung den durchdringenden Blicken der Zelanti nicht entgangen war und ihre Kühnheit gesteigert hatte. Demzufolge beschlossen sie Bernis einzuschläfern und hinters Licht zu führen. Fürs Erste durchkreuzten sie heimlich seine Unterhandlung, die den Zweck hatte, Avignon an Frankreich zu bringen, und erklärten, die jesuitische Frage müsse abgesondert behandelt werden; jede andere Angelegenheit schade der Hauptsache. Sofort ließen sie Bernis einen Candidaten suchen, und nachdem sie sich mit genauen Notizen über Ganganellis Gesinnungen versehen hatten, knüpften sie mit ihm geradenwegs eine geheimnißvolle Unterhandlung an. Von seiner Zelle aus korrespondirte Solis heimlich mit Ganganelli, der die seinige niemals verließ. Dieser seinerseits verkehrte mit Albani, dem Haupt der Zelantipartei, und während die beiden Eingesperrten im Finstern den Faden dieser großen Intrigue in den Händen hielten, trug der Dichter-Kardinal seinen feinen hofmännischen Anstand zur Schau, nahm die Huldigungen des heiligen Collegiums entgegen und rief in der Ueberwallung seiner Eitelkeit lustig genug: „Nie haben die französischen Kardinäle mehr Macht gehabt, als in diesem Conclave!“

Da er bei all dem ein Mann von vielem Geist war, so ahnte Bernis am Ende doch einige lichtscheue Ränke; aber die gewandten Antworten der Spanier brachten sein flatterhaftes Gemüth bald wieder von der rechten Bahn ab: sie hielten ihn mit

falschen vertraulichen Geständnissen hin und unterhandelten fortwährend. Ganganelli seinerseits trachtete, alle authentischen Urkunden bezeugen dieß, mit großer Begierde nach der Tiara. Gutherzig, gefällig, zur Versöhnung geneigt, bewunderte er Benedikt XIV. und wollte dieses geliebte Andenken wieder ins Leben rufen. Er liebte die Künste und wollte sie schützen. Vom St. Petersdome herab die Welt zu segnen, welche Verführung für einen Priester! Mitten unter den Meisterwerken des Vatikans zu leben, welch ein zauberhafter Reiz für einen Italiener! Clemens XIII. hatte beinahe Spaltungen hervorgerufen; Ganganelli gedachte Rom wieder mit den Fürsten zu versöhnen. Diese Absicht war edel und konnte ein Gemüth wie das seinige gewaltig ansprechen; aber waren auch alle Mittel, die er zu ihrer Ausführung anwandte, seiner gleich würdig? Ist es wahr, daß Ganganelli förmliche Verpflichtungen gegen die Jesuiten eingegangen hat? Ist es wahr, daß er, um seine künftige Wahl zu sichern, den Spaniern auf ihre Bitte ein von seiner eigenen Hand unterzeichnetes Schreiben zugestellt hat, worin er die Vernichtung der Jesuiten zwar nicht förmlich verspricht, aber doch deutlich genug hoffen läßt? ist es wahr, daß dieses Billet folgendermaßen abgefaßt war: Ich erkenne an, daß der Pabst mit gutem Gewissen die Gesellschaft der Jesuiten vertilgen kann, ohne den kanonischen Gesetzen zuwider zu handeln? Wir wollen nicht darüber entscheiden.

Inzwischen machte die Einstimmigkeit, die sich für Ganganelli zu entscheiden im Begriffe stand, bei Bernis einen gewaltigen Argwohn rege. Der französische Kardinal kam bald darüber ins Klare; überzeugt, daß er hinters Licht geführt worden, wollte er wenigstens den äußeren Schein retten. Die Spanier überließen ihm gerne diese nichtssagende Rolle, die zu dem Prunk seines ganzen Benehmens so wohl paßte. Bernis begab sich zu dem künftigen Pabste; er hoffte ihn zu täuschen, indem er sich rühmte, alle Wähler zu seinen Gunsten gestimmt zu haben. Ganganelli ließ sich gerne auf diese Lüge ein und erschöpfte sich in Versicherungen seiner Erkenntlichkeit gegen Frankreich und seinen Minister. Man kann glauben, daß dieses Uebermaß von Verstellung ihn ein wenig in Verlegenheit setzte, ohne Zweifel kam es ihm etwas hart an, seine angebliche Dankbarkeit auszudrücken, denn er gebrauchte gar wunderliche und zweideutige Worte. „Ich trage," sagte er, „Ludwig XV. in meinem Herzen und den Kardinal von Bernis in meiner rechten Hand." Diese Erklärung begleitete er mit studirten Redensarten über seine Unwürdigkeit und stammelte sogar eine Art von Weigerung. Bernis gab sich nicht die Mühe, auf diese demüthigen Betheurungen etwas zu erwidern, und fragte im Tone eines Mannes, der über das Schicksal der Kirche zu entscheiden im Begriff steht, den Kardinal geradezu über seine Absichten in Beziehung auf die Jesuiten und den Infanten von Parma. Ueber den letzten Punkt gab Ganganelli die genügendste Antwort; er versprach nicht nur,

sich mit dem Infanten zu versöhnen, sondern auch dessen bevorstehende Ehe im St. Petersdome einzusegnen. Was die Jesuiten betraf, so erkannte er, ohne Zweifel, weil er über die geheimen Gedanken des Mannes, der vor ihm stand, unterrichtet war, ihre Abschaffung als nützlich an, bestand aber auf der Nothwendigkeit, klug und rückhaltend zu Werke zu gehen, und als Bernis, der sich verpflichtet glaubte, die alsbaldige Auflösung der Gesellschaft durch einen Staatsstreich zu verlangen, weiter in ihn drang, bat er ihn, seine Seelenruhe wohl zu bewahren und überzeugt zu sein, daß der zukünftige Pabst, wenn er einmal auf dem Throne sitze, es nicht bei bloßen Worten bewenden lassen werde. Kurz, Ganganelli versprach Bernis alles, was er wünschte; er ließ sogar die Möglichkeit einer Zurückstellung Avignons an Frankreich durchblicken und verpflichtete sich, zu den ersten Stellen im Kirchenstaate diejenigen Leute zu ernennen, welche der Versailler Hof bezeichnen würde.

Bernis, der zuversichtlich glaubte, er habe alles ausgewirkt, lief augenblicklich zu dem Kardinal Pozzo-Bonelli, welchem das Geheimniß Oestreichs anvertraut war. Diese Macht hatte eine künstliche Gleichgültigkeit für das Ergebniß eines so langwierigen Kampfes an den Tag gelegt. Ihr Vertreter stimmte der neuen Wahl augenblicklich bei. Albani und Rezzonico, die Häupter der Jesuitenpartei, sowie Orsini, ein neapolitanischer Kardinal, hatten sich gleichfalls zu Pozzo-Bonelli begeben, und kaum hatte Bernis gesprochen, so küßten die als Collegium versammelten Kardinäle dem designirten Pabste die Hand. Ganganelli nahm ihre Huldigungen an, und nachdem man blos der Form wegen noch abgestimmt hatte, wurde Clemens XIV. als Pabst ausgerufen*). Also endete ein denkwürdiges Conclave, das aus Mangel an offiziellen Urkunden beständig in einem falschen Lichte dargestellt worden ist.

4.

So war denn Ganganelli endlich an dem leuchtenden Ziele seiner geheimen Wünsche angelangt (1769). Seine Throngelangung gab das Zeichen zum lebhaftesten und ungetheiltesten Enthusiasmus. Frankreich und Spanien schrieben sich die Ehre zu, ihn gewählt zu haben. Voll Vergnügen über seine Allbeliebtheit, voll Vertrauen auf die Unterstützung der Mächte, konnte Ganganelli sich damals berufen glauben, die Wunden der Kirche zu heilen. Auch erzählen alle Zuschauer, am Krönungstage habe sein Gesicht recht eigentlich gestrahlt von Freude; er ließ bei diesem Feste seiner

*) In Folge der abergläubischen Verehrung, welche Ganganelli für das Andenken Sixtus V. hegte, wollte er sich den Namen Sixtus VI. beilegen, allein seine Freunde machten ihn darauf aufmerksam, wie ehrgeizig man dieß finden würde, und veranlaßten ihn, den Namen Clemens fortzuführen, den der Urheber seines Glückes getragen hatte.

natürlichen Heiterkeit mit Wohlbehagen den Zügel schießen. Im Augenblicke, wo er in den Vaticanischen Dom trat, bemerkte er einen Stein, auf welchem er, noch ein einfacher Mönch, den Ehrenzug des Pabstes Rezzonico hatte wollen vorbeidefiliren sehen. „Seht da," sagte er, auf denselben deutend, „das ist der Stein, von welchem man mich vor zehen Jahren weggetrieben hat." Einer der Biographen Clemens XIV., Caraccioli, behauptet, er habe in der Nacht seiner Erhebung so tief geschlafen, daß man viele Mühe gehabt, ihn zu wecken. Dieß heißt seine Demuth auf Kosten seines Verstandes preisen. Unter solchen Umständen wäre dieser Schlaf geradezu dumm gewesen. In der That, welch eine Anwendung einer feierlichen Nacht! Mußte diese Nacht nicht durch bittere Betrachtungen unruhevoll werden? Auf dem so ersehnten Throne angelangt, was sollte er nun thun? Wie ein unvorsichtig gegebenes aber bindendes Versprechen erfüllen? Wie die Jesuiten unterdrücken, wie sie am Leben erhalten? Soll er dem Zorn der größten Fürsten Europas Trotz bieten, sie zum Schisma, vielleicht sogar zur Ketzerei treiben? Soll er den heiligen Stuhl der Gefahr aussetzen, nicht blos den Besitz Benevents und der Grafschaft, sondern auch den kindlichen Gehorsam des allergetreuesten Portugals, des allerchristlichsten Frankreichs, des allerkatholischsten Spaniens zu verlieren? Auf der andern Seite, wie aus der Liste der Lebendigen einen Orden streichen, der von so vielen Päbsten gebilligt worden, der als das Bollwerk der Kirche, als der Schild des Glaubens angesehen wurde? Solcher Art waren die Betrachtungen, die Clemens XIV. am Schlafen verhindern mußten, wenn er anders nicht für verrückt gelten wollte; sie überkamen ihn ohne Zweifel unmittelbar nach der Huldigung, denn statt die Hartnäckigkeit, die unerschütterliche Festigkeit zu entwickeln, die seine Feinde und seine Lobredner gleich sehr an ihm rühmen, beschloß er zu zaudern, die Fürsten durch Versprechungen hinzuhalten, die Jesuiten durch wohlberechnete Bedenklichkeiten in beständiger Angst zu lassen, mit einem Wort, die Gefahr zu umgehen, statt ihr zu trotzen. Von diesem Tage an bestand seine ganze Amtsführung in dem Aufgebot aller Mittel, aller Kunstgriffe einer schmerzlich sich abmühenden Schwachheit.

Unübersteigliche Hindernisse setzten sich der Ausführung dieses Planes entgegen, der inzwischen blos eine gänzliche Planlosigkeit war. Spanien und, seinem Beispiele getreu, Frankreich verlangten nachdrücklich die alsbaldige Aufhebung des Ordens. Um einem so lebhaften Angriffe zu begegnen, verdoppelte Clemens seine Achtungsbezeugungen und Schmeicheleien gegen die beiden Kronen; namentlich unterließ er nichts, um die Eitelkeit des Kardinals von Bernis zu befriedigen, welcher dem Marquis von Aubeterre definitiv nachfolgte. Als der Kardinal ihm seine Aufwartung machte, wollte er die dem Pabste gebührenden Huldigungen nicht von ihm annehmen. Er verwehrte ihm die Kniebeugungen, bot ihm mehreremale seine Dose, und wollte ihn sogar zwingen, sich in seiner Gegenwart zu setzen. Bernis zog sich mit tiefster

Ehrerbietung in seiner Miene zurück; Clemens beharrte bei dem vertraulichen Tone. „Wir sind allein", sagte er, „Niemand sieht uns, lassen wir die Etikette bei Seite und leben wir in der alten Gleichheit des Kardinalats." Einige Tage später, als Bernis ihm einen Brief von Ludwig XV. überreichte, nahm Clemens denselben hastig, küßte ihn voll Freude und rief: „Ich verdanke Frankreich alles! Die Vorsehung hat mich, wie den heiligen Petrus, unter dem Volke ausgewählt; sie hat sich des Hauses Bourbon bedient, um mich auf den Stuhl des Fürsten der Apostel zu erheben. Sie hat, fügte er, Bernis umarmend hinzu, sie hat gestattet, daß Sie der Minister des Königs bei dem heiligen Stuhle wurden; alle diese unverhofften Umstände scheinen mir den Schutz des Himmels zu sichern, der mir die Gönnerschaft so großer Fürsten geschenkt hat. Auf Sie, mein lieber Kardinal, werde ich ein schrankenloses Vertrauen setzen. Keine indirekten Wege, keine Geheimnisse zwischen uns! Ich werde Ihnen Alles mittheilen, ich werde Nichts thun, ohne Sie um Rath zu fragen. Fürchten Sie nicht, daß ich dem Beispiele einiger meiner Vorgänger folge und andere Mittel anwende, als die der Aufrichtigkeit und Wahrheit. Sie werden dieß zu jeder Zeit selbst beurtheilen können, denn ich werde Sie niemals an meinen Staatssekretär verweisen, und bitte Sie zum Voraus, sich immer unmittelbar an mich selbst zu wenden."

Diese Versicherungen machten Bernis beinahe schwindlig; er glaubte sich den Herrn von Rom. Der Pabst unterhielt ihn geflissentlich in seiner Selbsttäuschung und bediente sich der Eitelkeit des Kardinals, um ihn zum Mitschuldigen seines Zögerungssystems zu machen. Auch schrieb Bernis einmal ums andere an seinen Hof: man möchte doch die für die Würde des Pabstes nothwendigen und nach seiner Ansicht in Sachen der Kirchendisciplin unvermeidlichen Fristen gut heißen *). Carl III. war immer voll Eifer und Ungeduld; Ludwig XV. dagegen schien nach und nach zu erkalten. Seine frömmlerischen Anfälle, seine von Zeit zu Zeit sich einstellenden Gewissensbisse veranlaßten ihn zu großer Nachsicht gegen den Pabst. Der Herzog von Choiseul seinerseits wurde einer langen, mit so vielen Widerwärtigkeiten verknüpften Unterhandlung überdrüßig und ließ in seinem Eifer gewaltig nach: er täuschte sich nicht wie Bernis über die Beweggründe Clemens XIV., er stellte sich sogar die Ränke, die er der Treulosigkeit zuschrieb, noch größer vor; allein er war über den Ausgang einer Streitsache, die er ehedem selbst hervorgerufen hatte, ganz und gar unbekümmert geworden, schien seinen früheren Antheil an derselben zu vergessen und machte in seinen Depeschen keinen Hehl mehr aus seiner Verdrossenheit und seiner Verachtung. „Ich werde," schrieb er an Bernis, „der Jesuitengeschichte ein Ende machen, indem ich Ihnen ein Gemälde vorhalte, worüber Sie sich sicherlich verwundern sollen. Ich

*) Bernis an Choiseul, in einer sehr großen Anzahl von Depeschen.

weiß nicht, ob es wohlgethan war, die Jesuiten aus Frankreich und Spanien zu vertreiben; sie sind aus allen Staaten des Hauses Bourbon verwiesen. Ich glaube, daß es noch übler gethan war, nachdem man diese Mönche einmal verjagt hatte, in Rom einen nothwendig auffallenden Schritt zur Unterdrückung des Ordens zu thun und Europa von diesem Schritte in Kenntniß zu setzen. Er ist gethan, und nun stellt es sich heraus, daß die Könige von Frankreich, von Spanien und von Neapel sich in offenem Kriege mit den Jesuiten und ihren Anhängern befinden. Werden sie unterdrückt werden, werden sie es nicht werden? Werden die Könige die Oberhand behalten, werden die Jesuiten den Sieg davon tragen? Dieß ist die Frage, welche die Cabinette beunruhigt und an allen katholischen Höfen Intriguen, Verlegenheiten und Stänkereien in Menge veranlaßt. Wahrhaftig, man kann dieses Gemälde nicht mit kaltem Blute betrachten, ohne seine Unanständigkeit einzusehen, und wenn ich Gesandter in Rom wäre, so würde ich mich schämen, in dem Pater Ricci einen Gegner meines Herrn zu erblicken*)." So tadelte also Choiseul mit unglaublicher Leichtfertigkeit einen Schritt, dessen Urheber er selbst war! Der Pabst fand daher, wenn er Zeit forderte, am Hofe Ludwigs XV. einigermaßen Unterstützung; der König von Frankreich nahm es auf sich, das Ungestüm seines Vetters von Spanien zu mäßigen, der aus Rücksichten für den Familienvertrag, wiewohl ungern genug, eine Vertagung gestattete.

Clemens XIV. athmete wieder freier auf; er wünschte sich im Grunde seines Herzens Glück zu seiner gewandten Politik und hoffte sicher, neue Mittel zu endloser Verzögerung in ihr zu finden. Diese Waffenruhe war der glücklichste, der einzige glückliche Augenblick seiner Verwaltung. Er genoß ihn mit Entzücken. Die Heiterkeit seines Charakters stellte sich ungezwungen wieder ein, und diejenigen, die damals in die Nähe seiner Person kamen, erblickten in ihm weder einen grämlichen Mönch, noch einen von seiner Macht geblendeten Emporkömmling, sondern einen guten Priester von tadellosen Sitten und äußerst angenehmem Umgang. Die hohe Würde hatte nichts an seinem Benehmen verändert. Mit der Ruhe eines unbetheiligten Zeugen maß er den unendlichen Raum, den er überschritten hatte. Er erinnerte sich an die Niedrigkeit seiner ersten Jahre, an seine mühereichen Anfänge und sprach oft, vielleicht nur allzuoft davon, was seiner Unterhaltung mehr Annehmlichkeit, als Würde gab. Aeußerlich gegen alle wohlwollend, schenkte er Niemanden seine besondere Gunst. Das heilige Collegium wurde von dem Pabst immer gut empfangen, hatte aber keinen Theil an seinem Vertrauen. Clemens hatte eine Verschwiegenheit,

*) Brief des Herzogs von Choiseul an den Kardinal von Bernis; Compiegne 20. August 1769.

die sich niemals verläugnete. Die Gerechtigkeit, die man ihm in dieser Beziehung widerfahren ließ, schmeichelte ihm ausnehmend. Er trieb diese Tugend nur zu weit. In der Meinung, allem allein vorstehen zu können, berief er Niemanden zur Theilnahme an seinen Arbeiten und verlor seine Zeit mit Einzelnheiten, die für einen Souverän zu kleinlich sind. Da indeß der Mensch nicht allein leben kann, so schenkte er untergeordneten Personen das Vertrauen, das er höhergestellten verweigerte. Die Eindrücke des Klosters hatten große Macht über ihn. Er suchte sie bei dem Bruder Francesco. Am Ufer des Albanersees, unter den Lauben von Castel-Gandolfo brachte der Pabst ganze Stunden mit dem alten Zeugen seiner Jugend zu. Francesco war zugleich sein Freund, sein Majordomus und sein Koch. Clemens kostete nur die groben Speisen, die *seine* Hände ihm bereiteten. Francesco besaß weder wissenschaftliche Bildung noch Menschenkenntniß; gleichwohl übte er im Verein mit einem andern Mönch, dem Pater Buontempi, einen großen Einfluß auf seinen Gebieter aus. Er umgab ihn mit unbekannten aber seinem Glücke treu ergebenen Leuten. Ganganelli lebte gerne unter ihnen. Wenig erfahren in der Welt, mit einem plebejischen Widerwillen gegen die Großen behaftet, mißtraute er ihnen und hielt sie geflissentlich von sich ferne. Er war nur in der Umgebung derjenigen glücklich, in denen er früher Seinesgleichen erblickt hatte. Begreiflicherweise durften die Jesuiten diesen geheimen Canal nicht übersehen. Das heilige Collegium und der hohe Adel unterstützten sie in ihren Bemühungen. Die Kardinäle und die Fürsten waren aller direkten Mittel, mit dem Pabste zu verkehren, beraubt. Um zu ihm zu gelangen, setzten sie ihre Hoffnung auf die Allgewandtheit der Gesellschaft, denn diese hatte immer die Kunstfertigkeit gehabt, die hohen Klassen für ihre Privatinteressen zu gewinnen. In den Palästen Roms waren die Jesuiten die Haushofmeister der Männer, die Lehrer der Kinder, die Gewissensräthe der Frauen; an allen Tafeln, bei allen conversazioni herrschte despotisch ein Jesuit. Ihr Triumph sicherte den des Adels. Gleichwohl ließ sich der Pabst von ihrer entgegenkommenden Freundlichkeit nicht verlocken. Oeffentlich empfing er sie nicht und insgeheim gab er ihnen ausweichende Antworten. Er versetzte sie in einen Zustand, worin Zuversichtlichkeit und Furcht, Muthlosigkeit und Hoffnung unaufhörlich mit einander wechselten. Das gleiche Spiel versuchte Ganganelli mit den Kronen. Diese trügerische Sicherheit gestattete ihm einige Augenblicke des Glücks. Sie machte in seinen Augen die ohnedieß so schöne Natur des Albanerlandes, deren Reize sein empfängliches Gemüth so wohl zu schätzen wußte, noch unendlich schöner, aber seine Selbsttäuschung hatte nur die Dauer schöner Herbsttage. Kaum nach Rom zurückgekehrt, sah Ganganelli ein, daß er sich vergebens mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, den Rest seines Lebens an den Ufern eines zauberischen Sees in der ungestörten Muße einer unhaltbaren Seelenruhe dahin fließen zu sehen, die Waage haltend zwischen den Jesuiten und den Königen, und

mit unaufhörlich sich erneuernden, niemals aber in Erfüllung gehenden Versprechungen bald die einen bald die andern in den Schlaf lullend.

Dem Könige von Spanien wurde es unmöglich, länger zu warten; er gab seinen Vorstellungen immer mehr Nachdruck und ließ sich sogar zu Drohungen hinreißen. Die Jesuiten ihrerseits gebrauchten ähnliche Mittel. Nachdem ihnen die Verführung nicht gelungen war, versuchten sie es mit der Einschüchterung. Sie bedurften nicht ihres ganzen Scharfblickes, um Ganganelli kennen zu lernen; sie hatten ihn gleich am ersten Tage durchschaut. Der Tag seiner Thronbesteigung mußte der Tag ihres Unterganges sein. Sie hatten sich darauf gefaßt gemacht, sie hatten sich bereits darein ergeben: Ganganelli zauderte, und von Stund an verachtete die Gesellschaft einen Feind, der sie am Leben ließ. Die Jesuiten ließen es an nichts fehlen, um Clemens XIV. die Furcht tropfenweise in die Seele zu flößen. Zuerst stellte man ihm vor, wie gefährlich es sei, das heilige Collegium und den Adel zu erbittern; dann hielt man ihm die Nothwendigkeit vor Augen, die Höfe Oestreich und Sardinien, von denen die Patres mit ihrem Schutze beehrt wurden, zu schonen; da aber die Drohungen Spaniens, von Frankreich unterstützt, diese untergeordneten Rücksichten überwogen, so mußte man zu persönlichen Beweismitteln schreiten. Man mußte Ganganelli Angst einjagen, nicht um seine Politik, sondern um sein Leben. Belagert von einer treulosen Umgebung, vermochte er diesen Eindrücken nicht zu widerstehen. Bald verschwand seine Heiterkeit, seine Gesundheit begann zu leiden, die Spuren der äußersten Bekümmerniß drückten sich auf seinem Gesichte aus; er suchte mit neuem Verlangen die Einsamkeit und wachte schärfer als je darüber, daß die Speisen, die auf seinen Tisch kamen, alle von dem alten Mönch, welcher der Genosse seiner Kindheit gewesen, bereitet wurden.

Inzwischen häuften sich die Botschaften Carls III. Aus Gefälligkeit gegen Spanien unterstützte Choiseul sie mit Nachdruck. Zwischen zwei gleich gefährliche Klippen gestellt, versuchte Clemens den Zorn der Fürsten zu beschwichtigen. Er setzte seine ganze Hoffnung auf den Kardinal von Bernis, welcher sich durch die edle Leutseligkeit seines Benehmens und den beinahe königlichen Glanz, womit er seinen Hof vertrat, großes Ansehen in Rom erworben hatte. Der Pabst hatte ihn von Anfang an mit vieler Achtung behandelt, die sich seitdem zum Vertrauen gesteigert hatte, und Bernis erwiederte dasselbe mit einer lebhaften Anhänglichkeit. Ganganelli hatte den leisesten Wünschen des französischen Kardinals entgegen zu kommen gesucht; er hatte ihm ohne Bedenken eine Menge kleiner Gunstbezeugungen, als da sind: Dispensationen, Secularisationen, Nachlaß von Bestallungsgebühren u. s. w. bewilligt. Diese Gefälligkeit verdiente eine Erwiederung auf die eine oder die andere Art; der Augenblick war für Bernis gekommen, seine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Der Pabst stimmte alle möglichen Weisen an, um die Bourbonen für sich zu gewinnen, ohne

zu der Rache behilflich zu sein, welche sie an den Jesuiten nehmen wollten. Bald bestand er auf der Würde des höchsten Priesters, welcher niemals der Gewalt nachgeben könne und dürfe; bald führte er an, eine Maßregel von solcher Wichtigkeit müsse nothwendig zuvor aufs Gründlichste überdacht werden. Mit Marefoschi und andern vollendeten Canonisten eingeschlossen, schlug er die auf die Gesellschaft bezüglichen Bücher und Denkschriften nach; er ließ sogar, um Zeit zu gewinnen, den Briefwechsel Philipps II. mit Sixtus V. aus Spanien kommen. Dann, nachdem er alle Mittel dieser Art erschöpft, verlor er sich in ein Labyrinth von unstichhaltigen Entschuldigungen. Er stellte sich, als fürchte er den Unwillen Marie Theresiens und anderer katholischer Fürsten. Er berief sich sogar auf Regierungen, die mit der römischen Kirche nichts zu schaffen hatten, auf Preußen, auf Rußland; endlich versprach er, die Jesuiten zu verjagen, nachdem er von allen Höfen ohne Ausnahme die Einwilligung dazu erhalten hätte. Diese äußerst langwierige, mit unerhörten Schwierigkeiten verknüpfte Verfahrungsweise sagte seiner Schwachheit zu, weil er sich eben durch diese Weitschweifigkeiten und Schwierigkeiten zu retten hoffte. Seine Verlegenheit führte ihn noch auf andere gleich unannehmbare Auskunftsmittel. Er versprach, Ricci keinen Nachfolger zu geben, keine Novizen mehr zuzulassen. Er sprach sogar von Einberufung eines Conciliums, um die mißliche Entscheidung über die vorliegende wichtige Frage diesem aufzubürden. Alle diese Vorschläge endigten mit dem Worte: Reform. So äußerte sich die Beklommenheit des Pabstes in seinen Unterhaltungen mit Bernis. Der Kardinal suchte seinen Muth neu zu beleben und machte ihm einige sanfte Vorwürfe. „Ach," rief Clemens jetzt in seiner Noth, „ich bin nicht für den Thron geboren. Ich merke das alle Tage. Verzeihen Sie einem armen Mönche Fehler, die er sich in der Einsamkeit angewöhnt hat." Er fügte sogar naiv hinzu: „Ich glaube, daß es für einen Mönch rein unmöglich ist, den Geist, der in der Kapuze haftet, gänzlich von sich abzuschütteln*)." Bernis hatte nicht die Kraft, etwas zu antworten, denn er sah durch den Schleier dieser Worte hindurch, daß Ganganelli aufs Tiefste bewegt und erschüttert war. Während der Pabst sich in politischen Raisonnements erschöpfte, erfüllte ihn der Gedanke an Gift mit Bangigkeit und Entsetzen. Von Mitleid übermannt, hauptsächlich aber geschmeichelt, einen Souverän in seinen Armen weinend, einen Pabst beinahe zu seinen Füßen zu erblicken, vereinigte jetzt Bernis seine eigene Schwäche mit der des Kirchenfürsten. Statt ihn zu beruhigen, beklagte er ihn. Er ging auf seine Ansichten ein und rechtfertigte sie bei dem französischen Ministerium. Voll Entzücken, daß er eine Art Schutzherrschaft über den heiligen Vater ausübte, bat er Choiseul, denselben seiner

*) Depeschen des Kardinals von Bernis vom 9. September, 20. November 1769, 31. Januar, 29. April 1770, 26. Juni 1771.

Sorgfalt zu überlassen. Er versprach, in seinen Unterhaltungen mit Clemens XIV. all die Anmuth und die Ueberredungskraft aufzubieten, die er unwiderstehlich glaubte. Nach seiner Ansicht sei dieß das einzige Mittel, von dem Pabste etwas auszuwirken. Wenn man ihn unsanft anfasse, gewinne man nichts, als daß man ihn erniedrige und seine Gesundheit, vielleicht sogar sein Leben in Gefahr bringe. Ueberlasse man ihn den Verführungskünsten des Kardinals von Bernis, so könne man sicher sein, ihn früher oder später nachgiebig zu finden. Auf diese Art förderte der gute Kardinal die Unentschlossenheit des Pabstes, während er sie zu beherrschen glaubte. Es ist wahr, daß er in demselben Augenblicke seinem Hofe den Rath gab, die Unterdrückungsforderung zurückzunehmen und dagegen die Zurückstellung Avignons an die Krone zu verlangen. Dieses Auskunftsmittel war ihm vielleicht von Clemens XIV. selbst angezeigt worden. Die Verpflichtungen, welche der Hof von Versailles gegen den von Aranjuez eingegangen hatte, standen der Ausführung des Planes im Wege. Choiseul lachte über die Kleinmüthigkeit des Pabstes, er behandelte seine Bedenklichkeiten als mönchische Narrenpossen, seine angstvollen Besorgnisse als Feigheit. Er weigerte sich, zu glauben, daß die Jesuiten eines Mordes fähig seien, und antwortete, wenn alle Ränkeschmiede Mörder würden, so wäre Niemand sicher, in seinem Bette zu sterben. Carl III., der die Sache ernsthafter nahm und mit Ungestüm ihrer Entscheidung entgegensah, nahm die Vorstellungen des heiligen Vaters mit derselben Ungläubigkeit auf, erlaubte sich aber keine kalten Spöttereien. Von dem Minister Roda, von Moninno, von dem Herzog von Alba aufgestachelt, erbot er sich, um Clemens jeden Vorwand zu benehmen, sechstausend Mann in Civitavecchia landen zu lassen, um ihn gegen seine Feinde zu vertheidigen; dann aber wurde die Ehrlichkeit des Kardinals von Bernis bei dieser Unterhandlung verdächtig, er beschwerte sich bei dem französischen Hof über ihn und verlangte seine Abberufung.

Bernis merkte den Schlag, der ihn beinahe zu Boden geworfen hätte. Um die Gefahr abzuwenden, stimmte er dem Pabste gegenüber einen andern Ton an. So gefällig er bisher gewesen war, so dringend wurde er jetzt. In Ermangelung eines Bessern forderte er ihn auf, Carl III. durch einen Brief zu besänftigen. Die Freunde des Kardinals hatten ihm diesen Schritt als das einzige Mittel angerathen, sich bei dem Monarchen wieder in Gunst zu setzen. Ganganelli wußte der Schlinge nicht zu entgehen; er erschloß sein Herz nur der Freude, ein gegenwärtiges Uebel abzuwenden und sah nicht, daß er durch Uebernahme einer schriftlichen Verbindlichkeit seine Zukunft mit einem unüberwindlichen Hindernisse belastete. Voll Verlangens, den König von Spanien zu beschwichtigen, gab er seinen Versprechungen einen bestimmten und unwiderruflichen Charakter. In diesem Briefe lehnte er die von Sr. Katholischen Majestät angebotene Unterstützung ab und verlangte Zeit, um die Unterdrückung der Jesuiten zu bewerkstelligen; zugleich aber erkannte er sie als unumgänglich nothwen-

dig an und gebrauchte sogar den Ausdruck: „Die Mitglieder dieser Gesellschaft haben ihren Untergang verdient durch ihren unruhigen Geist und die Frechheit ihrer Ränke.“ (1770.) Das ist dieser Brief, den alle Geschichtschreiber mit dem weit unbestimmteren Versprechen verwechselt haben, das Ganganelli vor seiner Erwählung unterzeichnet haben soll. Aus Mangel an vollständigen Notizen haben sie diesem letzteren Schreiben ein früheres Datum gegeben. Hier finden sich die Thatsachen nach den authentischen Staatspapieren wieder hergestellt*).

Durch den Besitz einer solchen Schrift wurde Carl III. fortan der Beherrscher

---

*) Hier folgt der wörtliche Text des Kardinals von Bernis in seiner Depesche vom 29. April 1770. Er ist von der höchsten Wichtigkeit, und seine Aechtheit läßt sich durchaus nicht in Abrede stellen:

„Es handelt sich nicht darum, zu wissen, ob der Pabst die Unterdrückung der Jesuiten nicht zu umgehen wünschte, sondern darum, ob Se. Heiligkeit nach den förmlichen Versprechungen, welche Sie dem Könige von Spanien schriftlich gegeben hat, sich von der Erfüllung derselben entbinden kann. Dieser Brief, den er in Folge meiner Vorstellungen an den katholischen König geschrieben hat, bindet ihn so stark, daß der Pabst, wenn nicht anders der spanische Hof von seinem Verlangen absteht, gegen seinen Willen genöthigt ist, das Werk zu vollenden. Nur von der Zeit kann er etwas zu gewinnen hoffen; allein auch diesen Hinausziehungen ist ein Ziel gesetzt. Se. Heiligkeit ist zu aufgeklärt, um nicht einzusehen, daß Sie, wenn der König von Spanien den Brief drucken ließe, den Sie ihm geschrieben hat, entehrt sein würde, falls Sie sich weigern wollte, Ihr Wort zu halten und eine Gesellschaft zu unterdrücken, zu deren Vernichtung Sie den Plan mitzutheilen versprochen hat, und deren Mitglieder Sie als gefährlich, unruhig und streitsüchtig betrachtet.“

Gewiß, etwas Klareres kann es nicht geben. Wenn die Jesuiten das Vorhandensein eines Briefes behaupten, so haben sie nicht Unrecht, sondern täuschen sich nur über die Zeit. In einer Depesche vom 21. August desselben Jahres spricht sich der Kardinal-Gesandte noch deutlicher aus, oder führt wenigstens mehr Beweise an: „Man sagt allgemein, der Pabst sei sehr fein und sehr gewandt; diese Ansicht scheint mir keineswegs begründet; wäre er so fein und so gewandt gewesen, so hätte er sich nicht schriftlich verpflichtet, die Jesuiten zu vernichten; er hätte es vermieden, diese Mönche in seinem Briefe an den König von Spanien als ehrgeizige, streitsüchtige und gefährliche Menschen zu schildern. Nachdem er dieses Urtheil abgegeben, kann man ihm beweisen, daß es Gewissenspflicht für ihn ist, den Orden zu unterdrücken. Wäre der Pabst fein und gewandt gewesen, so hätte er, als er eine schriftliche Verpflichtung auf sich nahm, diese der Zurückstellung von Benevent und Avignon untergeordnet, und es würde nicht an scheinbaren Gründen gefehlt haben, dieser Bedingung Geltung zu verschaffen. Was war also die Absicht des Pabstes, als er sich schriftlich verbindlich machte? Nichts anderes, als die Ungeduld der Höfe zu beschwichtigen, sich Ruhe zu verschaffen, durch seinen Briefwechsel mit dem Beichtvater Sr. Katholischen Majestät Zeit zu gewinnen und endlich die Jesuiten zu unterdrücken, wenn die Souveräne des Hauses Frankreich durchaus darauf bestehen sollten. Diese Unterdrückung hängt somit wesentlich von dem Willen der drei Monarchen ab, und der Augenblick dazu wird durch die Dringlichkeit oder Kraftlosigkeit ihrer Vorstellungen beschleunigt

der ganzen Unterhandlung. Er fürchtete nichts mehr; Ganganelli hatte sich zu seinem Vasallen gemacht. Ein ungewandteres Vorhaben läßt sich nicht denken. Er mußte sich entweder nicht durch so bestimmte Erklärungen fesseln, oder auf der Stelle zur Auflösung des Ordens schreiten; aber Clemens XIV. besaß nicht die Thatkraft, die große Maßregeln durch rasche Entschlossenheit rettet. Er hatte den bittern Kelch auf einige Zeit beseitigt; diese Ruhe genügte ihm. Ehe er in den offenen Krieg zog, wollte er sich, sagte er, an den Kanonendonner gewöhnen. Um nun den Höfen eine erste Bürgschaft zu geben, faßte er einen Entschluß, der in den Jahrbüchern des Pabstthums ohne Beispiel ist. Die Vorlesung der Bulle: In coena domini unterblieb am grünen Donnerstag; Clemens XIV. hob diesen Gebrauch nicht ohne Bangigkeit auf. Wirklich erregte ein so bedeutungsvoller Entschluß, obgleich er von den Umständen geboten und von allen Höfen verlangt wurde, in Rom großes Erstaunen. Die Partei der Eiferer beschwerte sich darüber, allein nach Verfluß von acht Tagen hörte dieses Gemurre auf. Clemens XIV., der bis zum entscheidenden Augenblick sehr aufgeregt war, sah sich angenehm überrascht, als er erfuhr, daß diese thatkräftige Handlung keine verdrüßliche Demonstration zur Folge gehabt hatte.

Ein anderer bedeutungsvollerer Erfolg beruhigte den Pabst und richtete sein niedergeschlagenes Gemüth wieder auf. Seit seiner Thronbesteigung hatte er einen geheimen Briefwechsel mit Portugal angeknüpft. Die früheren Beziehungen zwischen diesem Reiche und dem heiligen Stuhl wieder herzustellen, war einer seiner theuersten Wünsche. Vergebens hatte Pombal den Bruch zu verlängern gesucht; eine solche Lage war zuletzt unmöglich geworden. Der hohe Adel Portugals war, wie jedermänniglich bekannt, der unzugänglichste, ausschließlichste von ganz Europa. Die vornehmen portugiesischen Herrn verbanden sich nur unter sich und bildeten eine einzige Familie. Inzwischen ertheilte der Pabst keine Dispensation mehr und alle diejenigen, die nicht von Rom ausgingen, galten für kirchenschänderisch. Der Erzbischof von Evara wollte, Pombal zu gefallen, welche austheilen; die Geschenke des Hofprälaten wurden mit Verachtung zurückgewiesen. Die Beschwerden, die sich im Anfang nur in der Stille und schüchtern geäußert hatten, kamen jetzt allgemein und öffentlich zum Ausbruch *). Der König von Portugal selbst wurde unruhig darüber;

---

oder hinausgezogen werden. Hätte der Pabst unsere Höfe blos hinhalten wollen, so hätte er kein schriftliches Versprechen abgegeben." Scheint es nicht, als hätte Bernis durch diese Wiederholung des gleichen Beweises eine ernstliche Einwendung, die er vorausgesehen, zerstören wollen?

*) Depeschen der Herren von Merle, von St. Priest und von Clermont d'Amboise, französischen Gesandten in Lissabon während des Ministeriums des Marquis von Pombal.

Der Verfasser dieser Abhandlung, Graf Alexis von St. Priest, stammt aus einer alten Staatsmännerfamilie. Sein Großvater, einer der vertrautesten Minister Ludwigs XVI., starb unter der Restauration. Er selbst war Gesandter in Rio, in Lissabon und in Kopenhagen.

Anmerk. d. Uebers.

Gewissensskrupel, Zweifel stellten sich bei ihm ein, und er behandelte seinen Minister mit Kälte. Eines Tages gab ihm dieser Fürst auf seine Beweise gegen den heiligen Stuhl gar keine Antwort, sondern kehrte ihm im Angesichte seines ganzen Hofes den Rücken zu. Pombal erschrack; er merkte, daß er zu weit gegangen war, und verdoppelte jetzt seinen Eifer für die Inquisition. Bis dahin hatte diese nur den Titel Excellenz gehabt; ein Edikt verlieh ihr das Prädikat Majestät. Das Volk von Lissabon schmachtete nach einem gesetzmäßigen Auto-da-Fe. Das, welches dem Pater Malagrida gegolten, war schon alt und hatte die frommen Seelen nicht erfreut: Pombal gewährte huldreichst ein neues Auto-da-Fe, das prachtvoll gefeiert wurde. Dieß war noch nicht genug; die Portugiesen aller Klassen verlangten eine vollständige Versöhnung mit dem Pabst und die alsbaldige Zulassung eines Nuntius in Lissabon. Das Volk, die Bürgerschaft und die Fidalgos forderten dieß, alle wie aus einem Munde. So unbeugsam Pombal sonst war, so gab er doch nach. Die sanfte Duldsamkeit Clemens XIV. gab ihm bei Joseph I. keinen Grund mehr, sich zu beschweren. Ganganelli trat flehend, nicht drohend auf. Der König sprach zum erstenmal ein Machtwort, Pombal gehorchte; er bewilligte dem Pabst den Frieden, knüpfte aber zwei Bedingungen daran: den Hut für einen seiner Brüder, und das förmliche Versprechen, die Gesellschaft Jesu aufzuheben. Beide Bedingungen wurden angenommen; die zweite allein blieb geheim.

Rom war entzückt über die Talente Clemens XIV. Die Nachricht von dem Empfang, welchen der König von Portugal dem Nuntius Conti bereitet, die Erscheinung dieses Prälaten auf der mit siebzig reichgekleideten Ruderern bemannten königlichen Galeere auf dem Tajo, der Jubel des Volks, welches sich über die Ufer hin ergossen, alle diese von den Zeitungen noch ausgeschmückten Einzelnheiten kitzelten die römische Eitelkeit. Clemens XIV. war nicht mehr der Vasall der Kronen, sondern ein gewandter Pabst, der seine Plane in der Stille reifen ließ. Er selbst schien berauscht von seinem Erfolge. Er ließ eine Medaille schlagen, verordnete Freudenfeste, kündigte die Rückkehr des verirrten Schafes in den Schoos der Kirche an, und in der Ueberwallung seines Enthusiasmus, seiner Erkenntlichkeit gegen Pombal pries Clemens die Tugenden dieses Ministers, ja sogar seine Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl. Die Täuschung war von kurzer Dauer. Diese Demonstrationen, welche man dem eingeschüchterten Gewissen des Königs und der Frömmigkeit der Völker bewilligt, hatten Pombals Plane nicht geändert. Der Nuntius lebte in Lissabon umgeben von äußerlichen Huldigungen, aber vergeblich verlangte er die Wiederherstellung des Nuntiatur-Tribunals. Die Böswilligkeit wurde sogar bis auf den Punkt getrieben, daß der Nuntius mehr als einmal seine Abberufung verlangte. Neben entscheidenden abschlägigen Antworten ließ ihm Pombal eine Menge kleinlicher Kränkungen widerfahren.

Tanucci, der erste Minister Ferdinands VI., Königs von Neapel, beschloß, Pombal an Ungefälligkeit zu überbieten. Ein persönlicher Feind Ganganelkis, hatte Tanucci ihm für die Weglassung der Bulle In coena domini keinen Dank gewußt, und sein Haß gab sich tagtäglich durch Beschimpfungen kund, die sich nicht auf theologische Feindseligkeiten beschränkten. Eines Tages gab er gegen alles Erwarten Befehl, die Marmorstatuen, die seit mehr als einem Jahrhundert den Palast Farnese schmückten, wegzunehmen. Der Großherzog von Toscana ahmte dieses Beispiel nach und ließ die Villa Medicis ihrer Zierden entkleiden. Beide handelten in ihrem Recht, aber die Römer waren im Innersten entrüstet, als sie den farnesischen Herkules und Stier nach Neapel wandern, die Familie Niobe den Weg gen Florenz einschlagen sahen. Beleidigungen dieser Art sind die empfindlichsten, weil sie unmittelbar gegen den verwundbaren Theil der Nationaleigenliebe gerichtet sind. In Frankreich sind die Künste nicht das ganze Leben des Volkes, und dennoch weiß man nicht, welcher von beiden Verlusten sein Herz von edlerem Zorne pochen machte, als es Provinzen und Meisterwerke zugleich verlor. Die Erbitterung der Römer kannte keine Grenzen mehr. Der fortdauernde Beschlag, der auf Benevent und Avignon gelegt war, vermehrte ihre Leidenschaftlichkeit; Clemens XIV. sank bei seinen Unterthanen in Verachtung. Das Volk war empört, einen Pabst zu den Füßen der Fürsten liegen und zwar hoffnungslos liegen zu sehen; es fragte, wann Ganganelli endlich Avignon und Benevent, diese dem römischen Hochmuth theuren Eroberungen, als Preis für seine Erniedrigung erhalten werde. Seine freiwillige Armuth, welche ihn ehedem bei den Trasteverini so beliebt gemacht hatte, wurde ein Gegenstand des Spottes, ja man rechnete sie ihm sogar als schändlichen Geiz zum Verbrechen an. Er hatte weder Günstlinge noch Nepoten, er bereicherte seine Familie nicht: man wußte ihm keinen Dank dafür. In Folge einer nachlässigen Verwaltung herrschte Noth in Rom; die Kardinäle ihrerseits konnten die Abneigung des Pabstes gegen ihre Rathschläge nicht ertragen. Die vornehmen Herrn, die römischen Damen hatten weder Einfluß noch Geltung. Alle vertrauten ihre Rache den Jesuiten an. Diese waren wie neubelebt, sie hatten sich von einer ersten Betäubung erholt und trugen die Köpfe hoch. Um Ganganelli einzuschläfern oder bloszustellen, verbreiteten sie die gewagtesten Gerüchte. Wenn man sie hörte, so hatte sich der König von Spanien eines Bessern belehren lassen und dachte nicht mehr daran, sie zu verfolgen. Frankreich unterstützte sie: eine der Töchter Ludwigs XV., Madame Louise, die Nonne geworden war, verfocht ihre Sache bei diesem Monarchen, und Bernis hatte ihnen seine Unterstützung versprochen. Sie bemühten sich, durch Zuschautragung ihres angeblichen Sieges zu blenden. In Wirklichkeit sah sich der Pabst bedroht von den drei Höfen des Hauses Bourbon, von Portugal, das für seine

frostige Versöhnung die Verbannung der Jesuiten verlangte, von dem Großherzog Leopold und dem Kaiser Joseph, welche bereits die Reform versuchten, die sie später mit so großer Beharrlichkeit betrieben. Rom hatte in der katholischen Welt keine Beschützer mehr. Carl Emanuel blieb ihm treu; aber der Feindseligkeit der katholischen Höfe gegenüber vermochte die Unterstützung des Königs von Sardinien die Hindernisse, die dem heiligen Vater unter die Füße gelegt wurden, nicht zu ebnen.

Clemens XIV. verdiente wohl, daß man ihm Theilnahme und, wenn man den wahren Ausdruck wagen soll, Mitleiden schenkte. Gott hatte seine Seele nicht für so rauhe Stürme geschaffen. Sanft und menschlich, war er liebenswürdig in der Freundschaft, nicht wie Benedikt XIV. durch originelle Einfälle oder äußerst feine Gesichtspunkte, sondern durch eine geistreiche Leutseligkeit, einen sich gleichbleibenden Humor, der weder fad noch eintönig wurde. Er trat niemals aus den Kreisen des für einen Priester und Pabst Wohlanständigen heraus, hatte aber gegen einen unschuldigen Scherz nichts einzuwenden. Inzwischen hat man ihm mit Unrecht einen Schriftstellerruf beilegen wollen. Die Originale der von dem Marquis von Caraccioli unter seinem Namen veröffentlichten Briefe hat man niemals vorzulegen vermocht. Ueberdieß sind die Briefe, sie mögen nun ächt oder untergeschoben sein, ziemlich mittelmäßig, und nur der Zeitgeist vermag die Popularität einer modernen, sehr sinnreichen aber ganz und gar romanhaften Erfindung zu erklären, welche einen Briefwechsel zwischen diesem Pabst und einem Harlekin*) stattfinden läßt.

Ganganelli ließ Meinungsverschiedenheiten immer zu, so oft ihr Ausdruck anständig war. Wie seine Vorgänger, hatte er Bullen gegen die philosophischen Bücher geschleudert, aber er schonte die Philosophen, ohne ihnen zu schmeicheln, und obgleich er Voltaire niemals eine Correspondenz mit ihm gestattet hatte, so nahm er doch einige indirekte Komplimente von ihm gütig auf. Er lachte über seine Witze und ließ dem Patriarchen von Ferney durch seinen alten Freund, den Kardinal von Bernis, sagen, er würde es wagen, ihn zu lieben, wenn er am

---

*) Es ist dieß der bekannte Carl Anton Bertinazzi, gewöhnlich Carlino genannt, geboren um 1713 in Turin; debütirte 1741 auf dem Theater der Comédie italienne in Paris in der Rolle des Harlequin, die er zweiundvierzig Jahrelang mit immer gleichem Beifall spielte. Er starb 1783. Er pflegte von sich selbst zu sagen: Ich glaube, daß es außer mir keinen vollkommen ehrlichen Menschen gibt. Auf ihn beziehen sich die Verse:

Dans ses gestes, ses tons, c'est la nature même,
Sous le masque on l'admire, à découvert on l'aime.

Anmerk. d. Uebers.

Ende noch ein guter Kapuziner würde. Ein andermal hatte Voltaire einen Reisenden beauftragt, ihm die Ohren des Großinquisitors mitzubringen. Clemens XIV. erfuhr es und ließ dem lustigen Patriarchen antworten, der Großinquisitor habe seit einiger Zeit weder Augen noch Ohren mehr. Für einen Mönch, der keine andere Wissenschaft studirt hatte, als die Scholastik, und dem es an weltlicher Bildung fehlen mußte, war dieß ein geistreicher Ton, und konnte nicht anders, als gefallen. Alle Italiener lieben die Künste. Clemens XIV. war kein Kenner, aber er wußte, daß die Künste eine Zierde des Pabstthums sind. Er verordnete Nachgrabungen in der Stadt, auf dem Lande und selbst im Tiberbett. Er kaufte Meisterwerke an, vereinigte zerstreute Sammlungen und bildete das Museum, das seitdem den Namen: Pio-Clementinisches führt. Inzwischen ist die Ehre dieser Vergesellschaftung der Namen beider Päbste mit Recht dem Nachfolger Ganganellis geblieben. Pius VI. vollendete, was Clemens XIV. begonnen hatte. Wir werden nicht auf die Einfachheit seines Privatlebens zurückkommen, das an den Einsiedler und den Mann aus dem Volke erinnerte. Er liebte die Großen nicht und beurtheilte sie mit äußerster Strenge. Weit entfernt, sie in sein Vertrauen zu ziehen, züchtigte er ihre schlechte Aufführung unbarmherzig. Der Adel haßte ihn; die Ausländer dagegen hegten eine hohe Achtung für ihn und zollten ihm eine aufrichtig gemeinte Ehrfurcht. Gegen sie übte er mit großer Würde eine edle Gastfreundschaft aus, die noch heutzutage Rom zum Stelldichein von ganz Europa macht. Durch einen jener Zufälle, wie sie nur in dieser Stadt möglich sind, begegnete der Prinz Carl Eduard daselbst den Herzog von Glocester, Bruder Georgs III. Ihre Wägen kreuzten sich auf der Piazza Navona. Nebenbuhler, vor allem aber Männer von Bildung, grüßten sie sich mit kalter Höflichkeit. Ganganelli, der es mit den faktischen Regierungen hielt, fragte, wie alle Päbste, wenig nach der Legitimität. Er bewilligte dem Prinzen Stuart niemals königliche Ehren; er hätte sonst England gar zu sehr vor den Kopf gestoßen. Clemens XIV. nahm viele Rücksichten auf dieses Land und ließ sogar seine Neigung zu demselben mit einer Offenheit hervortreten, die von spanischer Seite sehr argwöhnisch aufgenommen wurde. Carl III. entdeckte die geheime Absendung des Prälaten Cabrara an den Londoner Hof und beschwerte sich bitter darüber. Der König von Spanien beschuldigte den Pabst geheimer Umtriebe mit dem brittischen Cabinette. Ganganelli rechtfertigte sich mit der Erklärung, er müsse die Interessen seiner Söhne in Irland überwachen, und in der That scheint es, als hätte die englische Regierung den Katholiken dieses Landes einige Zugeständnisse versprochen, für den Fall, daß ihre Geistlichkeit sich herbeiließe, die Erklärung der gallikanischen Kirche zu unterschreiben. Clemens XIV. leitete diese Angelegenheit heimlich mit Hervey und andern irischen Bischöfen; aber eine solche Unterhandlung mußte nothwendig scheitern. Trotz dem behandelte Clemens die Engländer immer mit entschiedener Zuvorkommenheit. Sie erwiesen dagegen auch

ihm die Ehre, welche sie ehedem Benedikt XIV. zuerkannt hatten; man sah seine Porträte und seine Büsten in den Schlössern mehrerer durch ihren politischen Einfluß bekannter Lords. Dieses freundschaftliche Verhältniß konnte den Jesuiten nicht entgehen: sie beschlossen, Nutzen daraus zu ziehen, sie schmeichelten den Engländern, pochten bei dem Pabste auf ihren Schutz und prahlten sogar, es würde ein brittisches Geschwader nach Civitavecchia geschickt werden, im Fall Spanien die Auflösung des Ordens mit der Spitze der Bajonette verlangen sollte*).

Mitten in diesem wunderlichen Zusammenstoß so mannigfaltiger und so entgegengesetzter Interessen belebte ein entscheidenderes Ereigniß die Hoffnungen der Jesuiten aufs Neue: der Herzog von Choiseul war gefallen (25. September 1770.) Im ersten Augenblicke überschritt der Jubel der Gesellschaft alles Maß; sie träumte bereits nicht von ihrer Wiedereinsetzung in die früheren Rechte, sondern von ihrem Triumph und bereitete sich zur Rache. Wohlunterrichtet von dem Haß des Herzogs von Aiguillon gegen seinen Vorgänger, beschloß sie aus demselben Nutzen zu ziehen. Es wurde alsbald eine Denkschrift an Ludwig XV. abgefertigt. Die Jesuiten sprachen sich darin dem König gegenüber äußerst ehrerbietig aus; sie warfen sich im Geiste zu seinen Füßen, schonten aber weder das letzte Ministerium noch den Pabst selbst; sie schilderten Se. Heiligkeit als umgeben von einer Kabale und gänzlich unterjocht durch deren Täuschungen. Nachdem sie ihre Dienste gepriesen und gegen die Ungerechtigkeit der Verfolgung, welche sie erduldeten, protestirt hatten, verlangten sie, daß der Abbé Beliardy und andere untergeordnete Agenten des Herzogs von Choiseul in Anklagestand versetzt werden; sie suchten sogar dem vormaligen Minister selbst beizukommen**). Aiguillon hätte mit Freuden die Hand dazu geboten, allein die Nothwendigkeit, den König von Spanien zu schonen, bestimmte ihn, allen Unternehmungen dieser Art zu entsagen. Schon bei der Nachricht von dem Ministerwechsel hatte Carl III. tief betrübt, daß ein Freund von ihm in Ungnade gefallen, aus seinem Mißtrauen in die Absichten seines Nachfolgers keinen Hehl gemacht. Aiguillon war weit entfernt, diesen Monarchen reizen zu wollen, und fühlte vielmehr das Bedürfniß, ihn zu beruhigen. Ein klares und bestimmtes Benehmen in der Angelegenheit, welche der katholische König mit so großem Eifer verfolgte, war das Einzige, was einen so absoluten Fürsten beschwichtigen konnte. Aiguillon fügte

---

*) Diese geheimen und merkwürdigen Einzelnheiten in Betreff der Beziehungen des Pabstes zu den Irländern und des Schutzes, welchen England den Jesuiten gewährte, finden sich in den Depeschen, welche Moninno, der spanische Gesandte in Rom, an den Marquis von Grimaldi geschickt hat. Die genannten Depeschen sind sehr interessant, leider aber nur noch in geringer Anzahl vorhanden.

**) Diese Denkschrift ist noch vorhanden.

sich in diese Nothwendigkeit, die seiner Neigung und seinen Planen gleich sehr widersprach. Er war den Jesuiten zugethan. Ihre Kabalen hatten ihn an das Staatsruder befördert. Dadurch, daß sie die Gesellschaft in ihren Schutz nahm und ihr ihre verlorene Gewalt wieder gab, sicherte sich Madame Dubarry eifrige Vertheidiger. Welche Lobpreisungen mußte ihr dieß eintragen! Der Jesuitismus sollte also, wie die Encyklopädie, seine Pompadour haben. Ja noch mehr: die Maitresse wurde, Dank sei es den gefälligen Vätern, eine Maintenon. Dieser Plan schmeichelte zugleich dem Ehrgeize des Ministers und der Madame Dubarry; inzwischen wurden die gedachten Rücksichten von den Forderungen des Königs von Spanien überwogen. Jeder Nachfolger Choiseuls schien ihm verdächtig, man mußte sein Mißtrauen entwaffnen, ihn gewinnen, ihm Bürgschaften geben. Demzufolge begann der neue Minister seine Rolle mit einer jener Niederträchtigkeiten, die seine Verwaltung so berüchtigt gemacht haben. Bernis war dem König Carl III. zu lau und mißfiel ihm schon seit langer Zeit. Aiguillon lieferte dem spanischen Gesandten, Grafen von Fuentes, die Depeschen des Kardinals aus*), Depeschen, woraus deutlich zu ersehen war, mit wie wenig Nachdruck der Kardinal seine Verfolgungen gegen die Jesuiten betrieben hatte. Aiguillon versprach, der Sache durch strenge Befehle ein Ende zu machen, zugleich aber verlangte er in Bezug auf Bernis die strengste Verschwiegenheit. Also benehmen sich schwache und eben deßwegen auch treulose Regierungen.

Alle Zweifel Carls III. waren gehoben. Von diesem Augenblicke an vergaß er Choiseul, und, um Aiguillon seine Erkenntlichkeit zu bezeugen, betrieb er die Unterhandlung wegen der Jesuiten direkt mit ihm. Ja, der französische Gesandte in Madrid und der spanische in Versailles gingen in ihrem Vertrauen so weit, daß sie einander gegenseitig ihre Depeschen schickten: die von Florida Blanca wurden von Madrid aus nach Frankreich abgefertigt**).

Um diese Zeit wurde die Lage Clemens XIV. äußerst unglücklich. Alle seine Fristen waren abgelaufen. Die Drohungen der Jesuiten ließen sich mit erneutem Nachdruck vernehmen und nahmen, um desto sicherer auf seine Einbildungskraft zu wirken, eine fantastische Form an. Schurken, deren Weissagungen beim Volke Glauben fanden, kündigten seinen bevorstehenden Tod an. Eine Bäuerin, Namens Bernardina Beruzzi, aus dem Dorfe Valentano, stand als Prophetin auf und kün-

---

*) Brief Grimaldis an den Grafen von Fuentes, spanischen Gesandten in Frankreich, 18. Mai 1772. (Legalisirte und durch die Unterschrift des Grafen von Fuentes beglaubigte Abschrift.) — Brief des Don Joseph von Moninno an den Marquis von Grimaldi, Rom, 9. Juli 1772.

**) Diese Abschriften verbreiten viel Licht über die Unterhandlungen Clemens XIV. und sind zugleich eine nützliche Controverse, durch welche die Lobsprüche, die der Kardinal von Bernis sich selbst aus vollem Munde ertheilt, bedeutend ermäßigt werden.

digte die baldige Erledigung des heiligen Stuhles mit einigen geheimnißvollen Anfangsbuchstaben an, P. S. S. V., was zu bedeuten hatte: Der heilige Stuhl wird demnächst erledigt sein, presto sarà sede vacante. Der Pabst war zu aufgeklärt und zu religiös, um die Möglichkeit, im Buche des Schicksals zu lesen, gelten zu lassen; aber er konnte glauben, daß es gewissen Propheten leicht sei, eine Zukunft voraus zu verkündigen, deren sie sich bemeistern würden, und er fürchtete, ein Dolch oder Gift möchte ihnen zu Hülfe kommen. In den höheren Gesellschaften Roms, beinahe öffentlich und mit lauter Stimme erhoben die Anhänger der Jesuiten Beschwerden gegen Clemens und brandmarkten seinen Namen. Die Idee seiner Absetzung hatte für ihre Kühnheit nichts Furchtbares. Beschimpfende Bilder, scheußliche Gemälde kündigten eine bevorstehende Katastrophe unter der Form einer von der Vorsehung angeordneten Rache an. Weit entfernt, die Unterstützung einer schändlichen Lüge zu verschmähen, scheute sich der Pater Ricci nicht, mit der Zauberin von Valentano eine Zusammenkunft zu halten*). Hätte der Pabst nur eine einzige Besorgniß zu bekämpfen gehabt, hätten ihm nur die Fürsten die Ruhe wieder gegeben, welche die Theologen ihm raubten, dann wäre alles gut gewesen; allein ihr zwei Jahre hindurch eingeschlummerter Zorn erwachte leidenschaftlicher wieder, als je. Carl III. verlor die Geduld ganz und gar; er drohte dem Pabste, seinen Brief drucken zu lassen und ihn dadurch mit Schande zu bedecken. Clemens, der sich von der einen Seite eingeängstigt und von der andern mit Schande bedeckt sah, wagte es nicht mehr, die Augen zu den Ministern zu erheben und wich jeder Berührung mit ihnen aus. Unter dem Vorwande, seiner Gesundheit die nöthige Pflege widmen zu müssen, verweigerte er ihnen die gewöhnlichen Audienzen und zog sich, allein mit seinem theuren Francesco, nach Castel-Gandolfo zurück. Selbst Bernis wurde nicht mehr vorgelassen. Ein neuer Zwischenfall verdoppelte seine Verlegenheit. Azpuru, der Erzbischof von Valencia, war gestorben. Carl III. beschloß, ihn zu Rom mit einem Manne von festem Auftreten zu ersetzen und ernannte hierzu Moninno. Keine Wahl konnte bezeichnender sein; dieser Name war allein schon eine Feindseligkeit. (1772.)

Francisco Antonio Moninno, später Graf von Florida Blanca**), war bereits ein berühmter Beamter in Spanien. Als Fiscal oder Generalprokurator ver-

*) Er sah sie bei dem Advokaten Achilli. Für solche Thatsachen muß man Beweise haben. Der unparteiische Leser wird dieselben nicht in Zweifel ziehen, wenn er erfährt, daß diese Anschuldigungen mit Bestimmtheit in einem sehr langen und sehr umständlichen Brief von Florida Blanca an den Pabst Pius VI. ausgesprochen, und daß sie in der Antwort dieses Pabstes (Febr. 1775) weder widerlegt noch geläugnet werden. Im Uebrigen sucht man in einigen Flugschriften, die in der letzten Zeit herausgekommen sind, die Hexe von Valentano wieder zu Ehren zu bringen.

**) Er war später erster Minister während der ganzen Regierung Carls III., sowie in den ersten Jahren Carls IV.

theidigte er jederzeit kräftig die Rechte der weltlichen Herrschaft gegen die Eingriffe des Priesterthums, und sein Eifer für diese Sache war so lebhaft, daß man ihn persönlicher Leidenschaftlichkeit zuschrieb. Er theilte mit Aranda, Roda und Campomanes den Ruhm und die Gefahr, die Verbannung der Jesuiten aus Spanien hervorgerufen zu haben. Nichts mußte also Clemens XIV. furchtbarer erscheinen, als die Wahl dieses Gesandten. Seine Ankunft verbreitete Bestürzung unter den Jesuiten. Bernis seinerseits fühlte sich ebensowenig behaglich. Der Kardinal hatte von Florida Blancas großem Rufe gehört; er hatte von dem Herzog von Aiguillon Befehl erhalten, ihm Schritt für Schritt zu folgen; deßhalb versuchte er es denn, das Vertrauen seines Collegen zu erwerben, und entwickelte gleich bei der ersten Zusammenkunft mit ihm jene feine Anmuth, die er immer unwiderstehlich glaubte. Er beklagte sich im Tone sanften Vorwurfes über die Vorurtheile des Madrider Hofes, und da er sein eigenes Lob niemals vergaß, so verwickelte er sich in eine mehr scheinbare, als auf guten Gründen beruhende Selbstverherrlichung. Florida Blanca hörte ihn mit vieler Aufmerksamkeit an, gab ihm aber nach den ersten Höflichkeiten deutlich zu verstehen, die Zeit der Schwachheit sei vorüber, sie müsse fortan verdächtig erscheinen, und der König, sein Herr, verlange durchaus, daß der Sache ein Ende gemacht werde. Bernis hörte diese Sprache. Er liebte seine Stelle, die er mit viel Anmuth und Glanz erfüllte, und er sah sie in den Händen des Königs von Spanien. Um sie zu behalten, mußte er sich Carl III. blindlings hingeben, auch verzichtete er von dieser Zusammenkunft an auf all die kleinen Kunstgriffe und Ausflüchte des Oeil-de-boeuf und sicherte dem spanischen Minister seine aufrichtige Mitwirkung zu. Um ihn desto besser davon zu überzeugen, gab er mit großer Bereitwilligkeit die Fehler des Pabstes zu, machte sich lustig über den Drakelton, den er seit langer Zeit affektirt habe, bestand auf der Nothwendigkeit, ihn zu einer Erklärung zu zwingen, und ging sogar so weit, über die aufrichtige Absicht des heiligen Vaters Zweifel zu äußern. Florida Blanca hatte bei weitem nicht so viel verlangt.

Inzwischen quälte sich Clemens in unaussprechlichen Aengsten ab. Wenn er jemals die Festigkeit, die Charakterstärke besaß, welche mehrere Geschichtschreiber ihm beilegen, so bewies er es wenigstens bei dieser Gelegenheit nicht. Bei der Ankunft Florida Blancas hatte ihn eine kindische Furcht überfallen. Vergebens suchte er Fassung zu erkünsteln; seine Züge, seine Haltung, die Bläße seines Gesichtes hätten selbst dem blödesten Auge die Unruhe seines Innern verrathen müssen. Sein Benehmen klärte bald deutlicher seine wahre Gemüthsstimmung auf; er zog die Audienz des spanischen Abgesandten um acht Tage hinaus und ließ sich erst nach dieser durchaus nutzlosen Zögerung herbei, ihn zu empfangen*). Die Verlegenheit des Pabstes

*) Bernis an Aiguillon, Juli 1772. — Moninno an Grimaldi, Juli 1772.

nahm dieser ersten Audienz ihre ganze Bedeutung. Florida Blanca entfernte sich mißvergnügt und säumte nicht, um eine zweite Zusammenkunft nachzusuchen. Der Pabst versuchte es abermals, ihn warten zu lassen. Ohne Plan, ohne Ueberzeugung, schwankend zwischen den Jesuiten und den Höfen, ohne den Muth, seinen Feinden Trotz zu bieten, oder sich seiner Freunde anzunehmen, glaubte er die Eigenliebe Florida Blancas zu kitzeln, wenn er Bernis mit Kälte behandle; aber der in seinen Leidenschaften feurige, obschon in seinen Formen phlegmatische Spanier nahm dieses geringfügige Opfer nicht an. Ein scheinbarer Einfluß genügte ihm nicht, nur der vollständige Erfolg seines Planes konnte ihn befriedigen. Da er nicht bis zum Pabste zu gelangen vermochte, so zog er diese plötzliche Flucht, diese erheuchelten Krankheiten, diese Badkuren außer der Saison ins Lächerliche. Er erklärte offen, daß er einer von dem Pabste projektirten Reise nach Assisi Hindernisse in den Weg legen werde. Höhnisch fragte er, ob Se. Heiligkeit sich einschließe, um mit dem Pater Buontempi und dem Bruder Francesco Kegel zu spielen; dann aber ließ er Drohungen auf den Spott folgen, wandte sich an die Vertrauten des Pabstes und stellte ihnen die Wahl frei zwischen den spanischen Piastern und dem Zorne Carls III. Bestochen und eingeschüchtert, versprachen ihm die Günstlinge eine Audienz. Ganganelli, von allen Seiten gedrängt, flehte Bernis um seinen Schutz an. Der Kardinal-Gesandte, welcher selbst sehr genau bewacht wurde, machte keinen Versuch ihn zu trösten, sondern ermahnte ihn zur Unterwerfung.

Florida Blanca erschien jetzt wieder vor Clemens; die Unterredungen wurden häufiger und fielen sämmtlich demüthigend aus für die Tiara. Der Nachfolger der Apostel zitterte vor einem spanischen Fiskal, dessen Sprache sich zwar ihrer Form nach gegen die ihm gebührende Ehrfurcht nicht verfehlte, aber, was den Inhalt betraf, unerträglich anmaßend und gebieterisch war. Bald nöthigte Florida Blanca den Pabst, so sehr er sich auch dagegen sperrte, sich einen Abschaffungs-Entwurf vorlesen zu lassen; bald kündigte er ihm an, Spanien dürfte leicht aufhören das gehorsame Land zu sein, und könnte sich gleich einem Nachbarstaate befreien. Die castilianischen Freiheiten, fügte er hinzu, würden dann in Zukunft brüderlich denjenigen zur Seite stehn, an welchen sie ein Vorbild genommen hätten. Für Rom wäre eine förmliche Ketzerei weniger schrecklich gewesen. Ganganelli suchte die Zeit wieder zu erfassen, die ihm entfloh. Er bemühte sich zu beweisen, daß die Jesuiten, wenn man ihre Gesellschaft blos einfach auflöse, weniger furchtbar sein werden, als je; er flehte Florida Blanca an, den nahe bevorstehenden Tod ihres Generals, des Paters Ricci, abzuwarten; allein der ungestüme Minister verwarf mit Verachtung dieses erneute Zauderungssystem. „Nein, heiliger Vater", rief er, „man muß den Zahn mit der Wurzel ausreißen, wenn man dem Schmerz auf immer

ein Ende machen will. Bei den Wunden Jesu Christi beschwöre ich Ew. Heiligkeit, in mir einen Mann zu erblicken, der nichts sehnlicher wünscht, als den Frieden; allein Sie haben zu befürchten, daß der König, mein Gebieter, dem bereits von mehr als einem Hofe angenommenen Plane, sämmtliche Orden zu unterdrücken, beitreten könnte. Wenn Sie dieselben retten wollen, so vermengen Sie ihre Sache nicht mit der der Jesuiten." — „Ach", versetzte Ganganelli, „ich sehe es schon seit langer Zeit, daß man da hinaus will! Man führt noch mehr im Schilde: der Untergang der katholischen Religion, das Schisma, vielleicht gar die Ketzerei; das sind die geheimen Gedanken der Fürsten!" Nach diesen schmerzlichen Klagen versuchte er bei Florida Blanca die Verführungskräfte einer freundschaftlichen Vertraulichkeit und einer hingebungsvollen Naivetät. Der Gegenstand so vieler Bemühungen setzte denselben eine stoische Unbeugsamkeit entgegen. Gezwungen, auf dieses Mittel zu verzichten, suchte Clemens das Mitleid seines Richters anzuregen; er sprach von seiner Gesundheit, allein der Spanier ließ eine so trostlose Ungläubigkeit durchblicken, daß der unglückliche Ganganelli eines Tags einen Theil seiner Kleider zurückschlug und ihm seinen Flechtenausschlag auf den nackten Armen zeigte. Solche Mittel gebrauchte der Pabst, um den Agenten Carls III. zu erweichen. Auf diese Art bat er ihn um sein Leben *).

Inzwischen wußte Clemens XIV. inmitten dieser tiefen Erniedrigung hie und da und in einzelnen Fällen doch wieder seine Würde als Pabst- und als Fürst zu behaupten. Eines Tages unterstützte Florida Blanca seine Vorstellungen mit einem auf weltlichen Interessen beruhenden Beweise, er verbürgte dem Pabst die Zurückgabe Avignons und Benevents unmittelbar nach Bekanntmachung des Breves; allein der Stellvertreter desjenigen, der die Verkäufer aus dem Tempel trieb, antwortete ihm mit sehr edlem Muthe: „Wissen Sie, daß ein Pabst die Seelen leitet und nicht um sie marktet." Nach diesen Worten brach er die Konferenz ab und entfernte sich voll Unmuth. In seine Gemächer zurückgekehrt, machte er seinem Schmerz in lautem Schluchzen Luft und rief: „Gott verzeihe es dem katholischen König!"

Aber die Stunde hatte geschlagen; kein Aufschub war mehr möglich, keine Versprechungen mehr annehmbar. Vergebens begannen die Jesuiten aufs Neue mit unheimlichen Redensarten um sich zu werfen; vergebens traten die Propheten wieder mit frischen Spuckgeschichten und Gaukeleien auf: Ganganelli mußte nachgeben. Gleichwohl blieb ihm noch ein schwacher Hoffnungsschimmer. Würde sich nicht vielleicht der Wiener Hof der Aufhebung der Gesellschaft widersetzen? Er sandte seine Einwilligung dazu. Diese Unterhandlung wird auf mehrere verschiedene Arten erzählt. Derjenigen Darstellung zufolge, die am meisten Glauben gefunden

*) Moninno an Grimaldi; 16. Juni 1772.

hat, benahm der König von Spanien der Kaiserin Maria Theresia ihr Vertrauen zu den ehrwürdigen Vätern dadurch, daß er ihr ihre eigne Generalbeichte zuschickte, welche ihr Beichtvater an die Gesellschaft überliefert hatte. Diese Wendung ist unwahrscheinlich. Doch liegt ihr eine positive Thatsache zu Grunde: die Bemühungen Carls III., um von der Kaiserin Königin ihre Einwilligung zu erhalten, lassen sich nicht in Zweifel ziehen. Marie Thereſiens Entschluß ist hauptsächlich dem ungestümen Drängen Josephs zuzuschreiben, der an der Jesuiten-Angelegenheit an und für sich wenig Theil nahm, aber mit ungeduldiger Lüsternheit nach ihren Gütern trachtete. Eine besondere Clausel verräth hier die Grundsätze, die Interessen und den geheimen Einfluß des jungen Kaisers. Der Wiener Hof knüpfte an seinen Beitritt zu dem Plane der Bourbon'schen Fürsten die ausdrückliche Bedingung, willkürlich über die Güter der Jesuiten verfügen zu dürfen, jedoch mit dem Vorbehalt, die Einzelnen durch Pensionen für ihre Verluste zu entschädigen. Wenn übrigens der Wunsch Spaniens und Frankreichs von diesem Hofe bewilligt wurde, so darf man deßhalb unserm Gesandten keine Vorwürfe machen, denn nach dem förmlichen Zeugniß des Abbé Georgel, seines Sekretairs und Freundes, vergaß der Prinz Ludwig von Rohan seine Amtspflichten so sehr, daß er der Kaiserin die Gesellschaft sogar empfahl *).

Nachdem er eine letzte Prüfung überstanden, ließ sich Clemens XIV. endlich zu dem entscheidenden Schritte bestimmen. Die Veröffentlichung des Breves wurde beschlossen, aber bevor er zu dem Hauptacte gelangte, wollte der Pabst nach seinem eigenen Ausdruck den Blitz durch einige Wetterstrahlen ankündigen. Geleitet von der Ansicht, daß die Verächtlichmachnng der Jesuiten ihrem Sturze vorangehen und denselben rechtfertigen müsse, machte er Gebrauch von dem ungemeinen Einfluß, welchen der päbstliche Hof über die Gerichte ausübt. Man erlaubte den Privatpersonen, Prozesse, welche sie seit langer Zeit gegen die Gesellschaft anhängig gemacht hatten, und die bis jetzt durch höhern Machtspruch eingestellt worden waren, weiter zu verfolgen. Mit Staunen vernahmen es die Römer, daß auch die Jesuiten unter dem Gesetze stehen. Bis dahin hatten die ehrwürdigen Väter in Rom niemals einen Prozeß verloren; der Pabst selbst sagte dieß dem Kardinal von Bernis *). Ihre Schulden, die schlechte Verwaltung ihrer Seminare, die bisher mit gewissenhafter Sorgfalt im Geheimen ge-

---

*) Der Prinz Ludwig von Rohan an den Herzog von Aiguillon; Wien, 11. September 1773. — Aus einem andern Theile dieses Briefwechsels ersieht man, daß der Fürst von Kaunitz das heilige Collegium mit Geringschätzung behandelte und Ihre Kaiserlichen Majestäten veranlaßte, seine Festbriefe nicht mehr zu beantworten, indem dieß eine nutzlose Zeitverschwendung sei.

*) Bernis an Aiguillon, 27. Januar 1773.

halten worden waren, kamen endlich ans helle Tageslicht. Drei Kommissäre, die man aufgestellt hatte, um ihr weltbekanntes collegio romano zu visitiren, legten auf die Besitzungen dieser Anstalt zu Gunsten der Gläubiger Beschlag. Sie ließen die kostbaren Geräthschaften in das Leihhaus schaffen und versteigerten die darin aufgehäuften Vorräthe. Auf gleiche Weise bemächtigte man sich der Ordenshäuser in Frascati und Tivoli. Mit noch größerer Strenge verfuhr man in den Legationen. Der Kardinal Malvezzi, Erzbischof von Bologna, untersuchte die Anstalten der Gesellschaft in seiner Diözese, tadelte darin alles mit sehr parteiischer Härte, nahm die Schlüssel der Väter in seine Verwahrung und verließ sie unter Drohungen. Diese Drohungen gingen bald in Erfüllung. Die Schüler und Novizen wurden zu ihren Eltern zurückgeschickt, der öffentliche Unterricht, so wie die Seelsorge bei den Gefangenen den Ignatianern abgenommen und mehrere von ihnen in die Gefängnisse geworfen.

Nachdem diese Präliminarien im Reinen waren, zögerte Ganganelli nicht länger; er ließ sich das Breve bringen, überlas es noch einmal, schlug die Augen zum Himmel auf, ergriff die Feder und unterzeichnete; dann sagte er, indem er sein Werk anschaute, mit einem Seufzer: „So ist sie denn vollbracht, diese Aufhebung! Ich bereue nicht, was ich gethan habe!.... Ich habe mich nur nach der reiflichsten Ueberlegung dazu entschlossen!... Ich würde es noch einmal thun, aber diese Aufhebung wird mir den Tod bringen, **questa suppressione mi darà la morte.**“

Endlich am 21. Juli 1773 erschien das Breve: **Dominus ac Redemptor.** Wir werden hier dieses merkwürdige Aktenstück nicht mittheilen; es befindet sich in Aller Händen. Unmittelbar nach der Bekanntmachung des Breves begaben sich die Prälaten Macedonio und Alfani in das Profeßhaus **al Gesu.** Andere Prälaten gingen zur gleichen Zeit in die zahlreichen Anstalten, die dem Orden gehörten. Die korsischen Soldaten, von denen sie gefolgt wurden, besetzten dieselben von innen und außen. Man rief die Ordensbrüder zusammen, und das Breve, das ihre Auflösung aussprach, wurde ihnen von Notaren vorgelesen. Die Abgeordneten versiegelten die Ordenshäuser, übergaben sofort die Bewachung derselben der bewaffneten Macht und entfernten sich dann. Tags darauf verschloß man die Schulen, die Jesuiten stellten ihre Verrichtungen ein, und ihre Kirchen wurden von Stund an von Kapuzinern versehen. An demselben Tage brachte man den vormaligen General aus dem Profeßhaus nach dem englischen Collegium. Man nahm ihm die Zeichen seiner Würde ab, steckte ihn in einfache Priesterkleidung und ließ ihn in Gesellschaft eines Laienbruders, der ihn bedienen mußte, scharf bewachen. Die Auflösung seines Ordens hatte ihn schmerzlich überrascht; nach seinem eigenen Geständnisse hatte er nur eine Reform erwartet. Es wurde ein Prozeß gegen ihn

eingeleitet; eine Kommission verhörte ihn; er antwortete einfach. Dieß Verhör ist ohne Interesse. Ricci sprach umständlich von der Unschuld der Gesellschaft, betheuerte, daß er weder Geld verborgen noch angelegt habe, gestand aber seine geheimen Beziehungen zu dem König von Preußen zu. Die Kommissäre zogen die Untersuchung in die Länge; endlich, nachdem man alle Mittel eines spitzfindig juristischen Verfahrens erschöpft hatte, sperrte man den Exgeneral in die Engelsburg. Hier wurde er mit einer Härte behandelt, welche selbst die Feinde der Jesuiten von einem Pabste weder erwarteten, noch verlangten *). Die Encyclopädisten preisen den Muth und die Philosophie Clemens XIV.: eine eigennützige und erkünstelte Verherrlichung, die weiter nichts, als eine Parteitaktik war. Es war ihnen mit ihrem großen Manne nicht so ernst, und mehr als einmal machte sich d'Alembert in seinen geheimen Herzensergießungen gegen den König von Preußen lustig über die Tölpelhaftigkeit des Franziskaners, wie er sich auszudrücken beliebt. Diese Sprache wurde zwar nicht öffentlich geführt, aber laut und unverholen tadelte man in den philosophischen Zirkeln den Pabst, daß er die Jesuiten ihres Eigenthums beraubt, ohne ihren Lebensunterhalt zu sichern, daß er es nicht verstanden habe, Menschlichkeit mit der Gerechtigkeit in Einklang zu bringen; eine Härte, die um so weniger zu entschuldigen sei, als man sie nicht auf Rechnung der Leidenschaft schreiben könne.

Clemens staunte über den Erfolg seiner Kühnheit. Er freute sich über die Maßen darüber, er war berauscht von Wonne, nie war sein Humor heiterer gewesen, selbst seine Gesundheit wurde wieder blühend **). Obschon mißvergnügt, beobachteten der Adel und selbst das heilige Collegium ein unverbrüchliches Stillschweigen. Die Trasteverini, deren Zorn Ganganelli fürchtete, empfingen ihn mit Begeisterung; eine gewandte Herabsetzung einiger Lebensmittel hatte diesen Empfang vorbereitet: Die schleunige Zurückstellung Avignons von Seite Frankreichs, Benevents von Seite der Krone Neapel, drückte der Popularität des Pabstes das Siegel auf. Ein von der überwundenen Partei angestifteter Aufstandsversuch mißlang gleich in seinem Anfang, und ganz Rom schien das Breve Dominus ac Redemptor vergessen zu haben. Ganganelli war glücklich; alle, selbst die geringfügigsten Anzeichen verriethen seine Freude; wie sein Charakter war sie naiv und kindlich. Eines Tags begab er sich; gefolgt von dem heiligen Collegium

---

*) Processo fatto al sacerdote Lorenzo Ricci, già generale della compagnia di Gesù.

**) Seine Gesundheit ist vortrefflich und seine Heiterkeit hervorstechender, als gewöhnlich. — Wörtliche Ausdrücke des Kardinals von Bernis in einem Schreiben vom 3. November 1773.

und der ganzen römischen Prälatur, zu Pferde nach der Minervakirche. Unerwartet kam ein starker Regen; porporati, Monsignori, alles verschwand: selbst die Chevaurlegers suchten Schutz, der Pabst allein lachte über die Aengstlichkeit seines Gefolges und ritt unerschrocken mitten im Sturme weiter. Das Volk war entzückt und begrüßte ihn mit schallendem Jubelgeschrei. Es waren dieß keine Heldenthaten von einem kranken Manne, und die leidende Gesundheit, womit die Freunde der Jesuiten Clemens XIV. bedachten, war bis jetzt Aller Augen entgangen. Außer einem Hautausschlag, der ihn mehr erleichterte als er schadete, hat Clemens XIV. niemals eine Krankheit überstanden, und man darf hierin dem Abbé Georgel glauben, der uns in einem Augenblick der Zerstreutheit erzählt, Ganganellis kräftige Konstitution habe ihm scheinbar eine längere Laufbahn versprochen *). Nichts desto weniger setzten sich, allem äußeren Anschein zum Trotz, dumpfe Gerüchte in Umlauf. Während man bei den öffentlichen Ceremonien, auf den Straßen, in den Kirchen, kurz überall den Pabst voll Kraft und Leben sah, verbreitete sich allgemein das Gerücht von seinem Tode. Die Pythonisse von Valentano kündigte ihn mit sehr charakteristischer Beharrlichkeit an. Diese Nachrichten waren vorschnell; man beeilte sich gar zu sehr, die Gemüther vorzubereiten. Auf einmal, um die Zeit der heiligen Woche des Jahres 1774, schienen alle diese Gerüchte sich zu verwirklichen. Der Pabst verschloß sich plötzlich in seinen Pallast und verweigerte alle Audienzen; selbst das diplomatische Corps konnte nicht zu ihm gelangen. Endlich am 17. August wurden die Minister der großen Mächte vorgelassen; der Anblick des Pabstes überraschte sie im höchsten Grade: ein Skelett richtete sich vor ihnen auf. Clemens ahnte, was in ihnen vorging und versicherte eifrig, seine Gesundheit sei niemals besser gewesen; aus Ehrerbietung stellten sich die Gesandten, als glaubten sie an eine Sache, der ihre Ueberzeugung vollständig widersprach. Gleich an demselben Tage bereiteten die Mitglieder des diplomatischen Corps ihre Höfe auf die Idee eines baldigen Conclaves vor. Auf was für eine Art war Clemens XIV. in so kurzer Zeit aus dem kräftigen Manne ein hinfälliger Siechling, aus dem Bilde des Lebens ein Bild des Todes geworden? Nach acht Monaten einer vollkommenen Gesundheit verspürte der Pabst, als er vom Tische aufstand, ein inneres Schütteln, gefolgt von einem starken Frostschauer. Er wurde unruhig darüber, doch faßte er sich allmählig wieder und schrieb diese plötzliche Empfindung zuletzt einer zufälligen schlechten Verdauung zu. Auf einmal bemerkten seine vertrautesten Freunde beunruhigende Zeichen; die bisher volle und wohlklingende Stimme des Pabstes wurde gänzlich belegt von einer Heiserkeit eigenthümlicher Art. Eine Entzündung, die sich im Innern der Kehle entwickelte, zwang ihn,

*) Georgel, Memoiren, Band 1. S. 160.

den Mund beständig offen zu halten; wiederholtes Erbrechen, Schwäche in den Beinen machte ihm die langen Ausflüge unmöglich, von denen er gewöhnlich ohne alle Ermattung zurückgekommen war. Sein bis dahin fester Schlaf wurde unaufhörlich von schneidenden Schmerzen unterbrochen. Am Ende kannte er keine Ruhe mehr; eine gänzliche Erschlaffung aller Kräfte, eine vorzeitige Auflösung folgten plötzlich auf eine beinahe jugendliche Beweglichkeit und Kraft, und bald machte die schmerzliche Ueberzeugung von einem Frevel, den er immer gefürchtet hatte, Clemens XIV. in seinen eigenen Augen unkenntlich. Sein Charakter änderte sich wie durch einen Zauberschlag; die frühere Gleichmäßigkeit seines Humors verwandelte sich in ein launisches Wesen, seine Sanftmuth in auffahrende Heftigkeit, seine vertrauensvolle Hingebung in beständigen Argwohn. Dolche und Giftfläschchen schwebten ihm beständig vor den Augen. Zuweilen war er fest überzeugt, daß man ihm etwas angethan, und mehrte dann sein Uebel durch unwirksame Gegengifte; zuweilen gab er sich wieder der Hoffnung hin, einem Unglück zu entgehen, das er noch nicht als ausgemacht betrachtete, und genoß erhitzende, von seinen eigenen Händen schlecht bereitete Speisen. Sein Blut gerieth in einen verdorbenen Zustand, die eingeschlossene Atmosphäre in seinen Zimmern, die er nicht mehr verlassen wollte, machte die Wirkungen einer ungesunden Nahrung noch schlimmer. Bei diesem krankhaften Zustand seiner physischen Natur unterlag auch der geistige und der moralische Mensch. Es war nichts mehr von Gangane i übrig; selbst seine Vernunft schweifte aus ihrer gewohnten Bahn *). Spuckgestalten verfolgten ihn in seinem Schlafe; mitten in der Nacht entfloß er sich schauerlichen Träumen, warf sich zu Boden vor einem kleinen Madonnenbilde, das er aus seinem Brevier gezogen hatte, und vor welchem seit vierzig Jahren Tag und Nacht zwei Kerzen brannten. Hier, im grauenvollen Glauben an seine ewige Verdammniß, rief er unter Schluchzen: Gnade! Gnade.... man hat mir Gewalt angethan, compulsus feci! compulsus feci! Gleichwohl nahm er nichts schriftlich zurück, und mit Unrecht wagt es ein Schriftsteller der Gesellschaft, dieß zu behaupten **).

Endlich nach mehr als sechsmonatlichen Qualen sah Clemens XIV. die Stunde seiner Erlösung nahen; in diesem letzten Augenblick wurde ihm die Vernunft wieder

---

*) Pius VII. als Gefangener in Fontainebleau im Jahr 1814 rief, man werde machen, daß er zuletzt im Wahnsinne sterbe, wie Clemens XIV. — Il papa (Pius VII.) non prendeva riposo la notte e gustava appéna tanto di cibo, quanto bastava per tenerlo in vita, onde (sono sue parole) sarebbe morto pazzo come Clemente XIV. — Diese Zeilen sind wörtlich den Memoiren des Kardinals Pacca entnommen. (Memorie storiche del ministero del cardinale Bartolomeo Pacca; Roma 1830, S. 238.)

**) Georgel, Memoiren.

geschenkt. In der Fülle seiner Geisteskraft und seiner Schmerzen trat er den Todeskampf an. Er wollte sprechen; ein Mönch flüsterte einige Worte an sein Ohr; alsbald erstarrte das Wort auf seinen Lippen und das Leben in seinen Adern (22. September 1774.) Die Nachricht von seinem Tod machte wenig Eindruck. Das römische Volk nahm sie gleichgültig auf. Die Feinde des Pabstes entblödeten sich nicht, eine unanständige Freude an den Tag zu legen: sie bejubelten die schändlichsten Satyren und trugen sie selbst von Pallast zu Pallast. Dieses Benehmen konnte zu seltsamen Muthmaßungen Anlaß geben. In der That fehlte es nicht an Gründen zum Argwohn. Der Anblick von Ganganellis Leiche genügte, denselben in hohem Grade rege zu machen; der Hingeschiedene hatte selbst die menschliche Gestalt verloren, welche die Natur unsrer sterblichen Hülle noch läßt in dem Augenblick, wo sie dieselbe dem Tode überliefert. Schon einige Tage vor seinem Tode schieferten sich, nach Caraccioli's kräftigem Ausdruck, seine Knochen ab, und schwanden dahin, wie ein Baum, der, in seiner Wurzel verletzt, abwelkt und seine Rinde verliert. Die Männer vom Fach, die herbeigerufen wurden, um ihn einzubalsamiren, fanden einen Leichnam mit bleifarbigem Gesichte, schwarzen Lippen, aufgedunsenem Bauche, abgemagerten und mit blauen Flecken bedeckten Gliedern. Der Umfang des Herzens hatte sehr abgenommen; alle Muskeln im Rückgrate hatten sich abgesondert und auseinander gefügt. So sehr man auch den Leib mit Wohlgerüchen und Parfümereien füllte, nichts vermochte seine mephitischen Ausdünstungen zu vertreiben. Die Eingeweide zersprengten das Gefäß, worein man sie gelegt hatte. Als man dem Todten seine päbstlichen Gewänder auszog, blieb ein großer Theil seiner Haut daran kleben. Das Haar blieb vollständig an dem Sammtkissen hängen, worauf der Kopf lag, und bei einer einfachen Reibung fielen sämmtliche Nägel, einer um den andern ab. Halten wir ein: diese scheußliche Skizze wird genügen; vielleicht hat sie dem Leser schon jetzt Uebelkeiten bereitet.

Die Thatsache war zu augenfällig, um Privatrücksichten geopfert zu werden. Niemand zweifelte einen Augenblick an einem gewaltsamen Tode. Die Aerzte hatten sehr leise gesprochen; die Leiche sprach allzulaut und ganz Rom schrie jetzt: Clemens XIV. ist durch das aqua tofana von Perugia gestorben *). Später wurde die Sache geläugnet. Dieß Ereigniß gilt noch jetzt für ein geschichtliches Problem. Den Einen zufolge war es nicht das Gift, sondern die Furcht vor dem Gift, was Clemens XIV. den Tod brachte. Nach Andern wurde Ganganelli durch Gewissensbisse getödtet. Daß er an der Furcht litt,

*) Gorani, ein erklärter Feind des heiligen Stuhles, läugnet indeß die Vergiftung.

unterliegt keinem Zweifel, aber sie hat ihn nicht bis in den Quellen des Lebens angegriffen. Gewissensbisse quälten ihn nur in Anfällen von Wahnsinn, und länger als ein Jahr nach Aufhebung des Ordens war er sichtbarlich vollkommen frei davon. Warum eine so verspätete Reue? Welches Verbrechen hatte er in der Zwischenzeit begangen? Lassen Gewissensbisse auch einen Aufschub zu? Ueberdieß, wenn es ein Leichtes ist, Vernunftgründen Vernunftgründe entgegenzustellen, so ist es weniger leicht, achtungswürdige Zeugnisse zu bekämpfen. Sie sind die Grundlage aller Prozesse, und beim vorliegenden muß man Bernis gelten lassen. Dieser Kardinal ist immer von der Vergiftung des Pabstes überzeugt gewesen, und ein solcher Zeuge hat zu großes Gewicht, als daß nicht seine eignen Worte hier verzeichnet werden sollten. Was man jetzt lesen wird, ist der offiziellen Korrespondenz des Kardinals mit dem französischen Ministerium entnommen. Bernis zweifelte im Anfang, aber eben sein Zaudern, das seine Aufrichtigkeit beweist, führte ihn um so besser zur Entdeckung der Wahrheit. Er nähert sich ihr Schritt vor Schritt.

„28. August. Leute, die unvorsichtig oder boshaft urtheilen, erblicken im Zustande des Pabstes nichts Natürliches; man erlaubt sich allerhand Behauptungen und argwöhnische Muthmaßungen um so unbedenklicher, als gewisse Schandthaten in diesem Lande weniger selten sind, als in vielen andern. — 28. September. Die Art der Krankheit des Pabstes und hauptsächlich die Umstände seines Todes veranlassen allgemein den Glauben, daß es hier nicht mit natürlichen Dingen zugegangen sei; die Aerzte, welche der Oeffnung der Leiche angewohnt haben, sprechen sich vorsichtig, die Chirurgen aber weniger bedenklich aus. Man thut besser daran, wenn man dem Berichte der ersten glaubt, als wenn man über eine allzu betrübende Wahrheit, deren Entdeckung leicht verdrießliche Folgen haben könnte, ins Klare zu kommen sucht. — 26. Oktober. Wenn man, wie ich, durch gewisse Urkunden, die der fleige Pabst mir mitgetheilt hat, unterrichtet ist, so wird man die Unterdrückung vollkommen gerecht und höchst nothwendig finden. Die Umstände vor, bei und nach dem Tode des letzten Pabstes erwecken in gleichem Grade Abscheu und Mitleid..... Ich sammle gegenwärtig die wahren Umstände der Krankheit und des Todes Clemens XIV. *), der als Statthalter Jesu Christi, gleich dem Erlöser, für seine unversöhnlichsten Feinde gebetet und die Gewissenszartheit so weit getrieben hat, daß er den grausamen Argwohn, welcher ihn seit dem Ende der heiligen Woche, der Epoche seiner Krankheit, verzehrte, kaum laut werden ließ. Man kann dem Könige Wahrheiten, die jedenfalls in der Geschichte

*) Wir haben vergebens nach diesem Berichte geforscht; er ist verschwunden.

ihre Stellen finden werden, ob sie auch noch so traurig sein mögen, nicht vorenthalten."

Wie stark mußte demnach die Ueberzeugung bei dem Kardinal sein, da sie ihm solche bittere Worte über Menschen entriß, deren Unglück er bisher beklagt hatte! Verlangt man ein noch weit achtunggebietenderes Zeugniß? Man wird die Erklärung eines Pabstes, Pius VI., des Nachfolgers von Clemens XIV. nicht verwerfen; es ist wiederum Bernis, der sie uns mittheilt. Hören wir ihn mehr als drei Jahre nach Ganganellis Tod kalt und leidenschaftslos sprechen. Am 28. Oktober 1777 schreibt er: „Ich weiß besser, als irgend einer, wie weit die Neigung Pius VI. für die Exjesuiten sich erstreckt, aber er schont sie noch mehr, als er sie liebt, weil die Furcht größere Macht über seinen Geist und sein Herz hat, als die Freundschaft. Der Pabst hat gewisse Augenblicke der Offenherzigkeit, worin seine wahren Gesinnungen zu Tage kommen: ich werde niemals drei oder vier Herzensergießungen vergessen, denen er sich gegen mich hingegeben hat, woraus ich deutlich ersehen konnte, daß er über das unglückliche Ende seines Vorgängers wohl unterrichtet war, und sich nicht gerne denselben Gefahren aussetzen möchte."

In der That ein unglückliches und ganz und gar nicht verdientes Ende. Soll denn Schwäche gleich einem Verbrechen bestraft werden? Wäre Ganganelli nicht gar zu schnell nach Benedikt XIV. gekommen, so hätte er in seinem Jahrhundert großes Glück gemacht. Grimm hat dieß mit Recht gesagt. Gegen 1740 oder 1750 auf den Thron gelangt, hätte Clemens XIV. vollkommen glücklich gelebt. Er wäre umgeben von der allgemeinen Hochachtung alt geworden; er hätte in Frieden diese dreifache Krone getragen, nach welcher ihn so sehr gelüstet hatte, und die im Jahr 1772 seine weißen Haare versengte. Nachdem er den Fehler begangen, ein Versprechen abzugeben, blieb ihm die Wahl nur noch zwischen zwei Entscheidungen, und von diesen war nur eine einzige vollkommen ehrenhaft. Am Tag nach seiner Thronbesteigung mußte er die Jesuiten unterdrücken, die darauf gefaßt waren, oder wenn er die Erhaltung der Gesellschaft für eine höhere Pflicht hielt, als die Erfüllung eines Versprechens, so mußte er dem Zorn des Königs von Spanien Trotz bieten, seine Briefe drucken lassen, und gestützt auf die Bullen seiner Vorgänger, so wie auf die kecken Vertheidigungen des Ordens, den er gerettet haben würde, stolz vor die Fürsten treten. Er wählte den schlimmeren Theil: die Schwachheit behielt die Oberhand. Darum hatte Ganganelli auch nichts von einem großen Manne. Seine Lobredner haben ihm geschadet durch ihre Bemühungen, ihn zum Gotte zu erheben. Ihre kalte Rhetorik hat einen allzu engen Rahmen nicht zu vergrößern vermocht. Ganganelli war aufgeklärt und geistreich, kannte aber dennoch weder die Menschen noch die Verhältnisse. Außer Stands, wichtige Fälle abzufertigen, war er blos darauf bedacht, sie hinauszuziehen und in Vergessenheit zu

bringen. Seiner Politik fehlte es zugleich an Hoheit und an Gewandtheit. Aber wenn man diesem vielleicht zu strengen Gemälde eine sich stets gleichbleibende Mäßigung, eine wahre Duldsamkeit, Sitten, wie sie die Kirche nur in ihren ersten Zeiten aufzuweisen hatte, entgegenhält, dann wird man gerne zugestehen, daß das Leben Clemens XIV. eine aufrichtige Hochachtung, sein Tod ewiges Mitleid verdient.

Hier ist die Bahn zu Ende, die wir uns vorgezeichnet haben. Ein authentischer Bericht über die Unterdrückung der Gesellschaft Jesu hatte unseres Bedünkens noch gefehlt zu den zahlreichen Urkunden, deren Gegenstand diese vielbesprochene Kongregation gewesen ist. Wir haben nicht nöthig, an unsre Unparteilichkeit zu erinnern: der Leser, wer er auch sein mag, hat sie leicht bemerken können. Wir haben nichts geheim gehalten. In Portugal haben weniger die Fehler der Gesellschaft, als zufällige Umstände ihren Sturz beschleunigt; hauptsächlich hat der Charakter eines Ministers dazu beigetragen. In Frankreich ist die Existenz des Ordens durch einen großherzigen Widerstand gegen die Launen einer Maitresse gefährdet worden; aber ein äußerst scandalöser Bankrott hat den Untergang vollendet, den eine höchst edle Weigerung hervorgerufen hatte. So haben wir die ganze Wahrheit gesagt, auf die Gefahr hin, Niemanden zu befriedigen. Vor allem haben wir die hochmüthige Anmaßung bekämpft, womit die Gesellschaft Jesu ihre Interessen mit denen des Christenthums identifiziren und dieselben als Gegenstand einer fortwährenden Verschwörung darstellen zu dürfen glaubt. Ohne die großen Dinge zu verkennen, welche sie zumal in der neuen Welt unternommen oder ausgeführt hat, haben wir nicht verhehlt, daß nur allzu oft die Hartnäckigkeit, womit die Gesellschaft ihre eigene Sache vertheidigt, der Rückkehr der Gemüther zur Religion hindernd im Wege steht. Wie viele glückliche Reactionen sind nach Zeiten der Ungläubigkeit und des Zweifels gehemmt worden durch die Furcht vor der Herrschaft der Jesuiten, und wie wenig haben sie sich Mühe gegeben, durch kluge Rückhaltung diese, ob nun wohl oder schlecht begründeten, jedenfalls lebhaften, beharrlichen, ja, sagen wir es gerade heraus, sogar unüberwindlichen Besorgnisse zu beschwichtigen! Ein schlagendes Beispiel hiervon haben wir in dieser Erzählung. Weil sie sich weigerten, in eine nicht allein gemäßigte, sondern beinahe auf bloßem Schein beruhende Reform zu willigen, sind sie aus Frankreich verbannt worden. Unfähig, sich den allgemeinen Interessen des Katholizismus unterzuordnen, vor allen Dingen unfähig zu begreifen, daß sie und die Religion nichts als die Gefahr mit einander gemein haben, hat die Gesellschaft durch ihre Widersetzlichkeit über ein Kleines die Höfe des Südens zum Abfalle veranlaßt und das Leben wie den Tod Clemens XIV. mit Bitterkeit erfüllt. Man fasse indeß

unsre Absicht nicht irrig auf. Diese Darstellung authentischer Thatsachen ist kein Requisitorium. Wir klagen Niemanden an; wir suchen blos undurchdringliche Geheimnisse zu erklären. Der Tod hat Heimlichkeiten, die man zu achten wissen muß; wir beschränken uns darauf, mit dem unglücklichen Ganganelli in seinem Aufhebungsbreve zu wiederholen, „daß die Gesellschaft Jesu nicht blos in ihrer eignen Mitte, sondern auch unter den andern geistlichen Orden, der Weltgeistlichkeit, den Akademien, den Universitäten, den Collegien Spaltungen und Verwirrungen verursacht, und daß die Mitglieder dieser Gesellschaft in der christlichen Republik nicht wenig Unordnung gestiftet haben.“